


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX

Schwarze Seelen



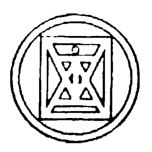
Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57



Schwarze Seelen

Afrikanisches Tag- und Nachtleben

Neue Erzählungen
gesammelt von
Leo Frobenius



Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg



Berlin-Charlottenburg



Selbstgespräch.

Dies Werk ward, weil ich mir sagte:

Wo Du auch immer den Menschen trifffst, da vergiß mir nicht, daß es um ihn und um sein Wesen eine sehr ernste und heilige Sache ist — eine sehr heilige Sache; denn alle Ideale sind nach den Grenzen seines Verstandes und seiner hohen Schöpfungskraft geformt, und alle Götter der Erde sind nach seinem Ebenbilde geschaffen. Erkenne auch die schöne Torheit der Menschen, die da denken, das Größte geschaffen zu haben, wenn sie Meere umspannten, wenn sie die Lüfte durchschnitten, wenn sie die ewigen Wälder vernichteten, wenn sie die Gebirge durchbrachen und wenn sie sich alle köstlichen Schätze der Erde nutzbar machten.

Jederzeit hat sich jeder starke Teil der Menschheit für den höchsten erachtet und die anderen verlacht als Barbaren — das ist der wesentliche Zug der großen Torheit der Menschen, die da eben nur das Größere erreichen, indem sie von der Ueberzeugung ihrer Bedeutung erfüllt sind, und nur in diesem Glauben die Sicherheit der Mondsüchtigen gewinnen, die mit festen Schritten an den Abgründen dahinwandeln. Ohne Selbstüberschätzung würde die Menschheit verfallen.

Du bist selbst als weißer Mann oft jenen Weg gegangen, auf dem zur einen Seite die weiße, auf der anderen die schwarze Menschheit gestanden und jede mit der anderen geeifert hat — in arger Feindschaft, in bissigem Spott, in schlimmer Ver-

logenheit, in übler Selbstüberhebung. Du hast oft selbst dazwischen gestanden, und Du weißt, daß Du trotz besten Willens nicht immer imstande warst, gerecht zu bleiben. Du weißt, daß Du es unter der Last der Tageswerke auch wohl einmal vergaßest, daß es eine heilige Sache um die Menschheit ist —, auch da, wo sie zum anderen Teile gehört!

Hier aber tritt bewußt zurück, sei einmal nicht weißer Mann, sei Mensch, schreibe als Mensch, schildere als Mensch den Menschen! Es ist ja so einfach: laß die anderen selbst sprechen! Dann sieh, welchen Anteil an der Heiligkeit des Menschentumes die schwarzen Seelen Afrikas haben.

Dein

besseres Ich.

An ihren Werken sollt Ihr sie erkennen.

Ziemlich im Anfange meines afrikanischen Wanderlebens erlebte ich am Lulua folgende lehrreiche, kleine Begebenheit. Es handelte sich eines Morgens darum, möglichst schnell aufzubrechen und die Lasten zu verschnüren. Es schien mir, als ob die Leute beim Zusammenfassen einiger Lasten nicht schnell genug vorwärts kämen. Uebereifrig, wie ich damals noch war, griff ich selbst zu und brachte, da ich die Arbeit auf meine Weise machen wollte, die Leute so in Verwirrung, so daß zuletzt ein resultatloses Kunterbunt entstand. In meinem Ingrimm hierüber schnarrte ich also die Leute an: „Kinder, seid ihr dumm! — Macht, daß ihr wegkommt! Ich mache die Sache allein!"

Wie gesagt, so geschah es. Sehr schnell hatte ich meine Lasten zusammen und erlebte, wie eben gesagt, infolge meiner damaligen noch bedeutenden Unkenntnis der Verwendbarkeit von Rotangstricken, daß besagte Lasten unterwegs noch zweimal aufgingen, und wir dadurch noch mancherlei Zeitverlust hatten. — Wir lagerten am gleichen Mittag an einem Weiler, der sich durch das Ueberwiegen von alten Leuten auszeichnete. Demnach begann ich sogleich mit dem Ausfragen nach alten Geschichten. Als Uebersetzer diente mir dabei jener Jüngling, der nach meiner übereilten Ansicht vom Morgen die Packerei so schlecht geleitet hatte. Er brachte aus den Leuten einige der hübschesten, kleinen Sachen heraus, die im Nachfolgenden wiedergegeben sind — Stücke, die einen solchen Witz und

eine so tiefe Nachdenklichkeit zeigen, daß ich sogleich bei der Niederschrift erstaunte und nach Vollendung der Arbeit dem auch Ausdruck gab. Die Erzähler gingen. Der Uebersetzer blieb sitzen. Ich war noch in das Grübeln über meine Arbeit vertieft und gewahrte daher seine Anwesenheit erst nach einiger Zeit. Da fragte ich ihn denn: „Na, mein Junge, was hast du denn noch?" — Darauf er: „Herr, sind wir wirklich dumm?" — Oh, wie schämte ich mich! — — —

Einst war ich längere Zeit im Busche gewesen und marschierte nun einer Missions-Station zu, die mir schon seit Monaten als verheißungsvolles Ziel erschienen war; denn der Leiter derselben war bereits über 20 Jahre im Lande ansässig und genoß weit und breit den Ruf einer außerordentlichen Bildung und vorzüglicher Kennerschaft des Landes und der Leute. Was mußte ich da für ausgezeichnete Anregungen und Ergänzungen gewinnen! Wir langten an und wurden mit aller nur erdenklichen Freundschaft empfangen. Es wurde uns ein Abendessen bereitet: ich kann nur sagen — delikat! Es war eines der wohlmundensten und schmackhaftesten Soupers, das ich je genossen habe; in den berühmtesten Speisehäusern Europas hatte ich nicht besser gegessen. Verblüfft und erstaunt fragte ich nach diesem oder jenem Rezept, und mein weißbärtiger Freund erklärte schmunzelnd: „Alles Eingeborenenmaterie! Nichts Europäisches, keine Konserven. Nur das Salz ist eingeführt. Man lernt es mit der Zeit, das Eingeborene zu schätzen, zu verwenden und kunstgerecht zu bereiten. Vergessen Sie nicht, daß ich über 20 Jahre im Lande bin." — Nach dem Essen ein vorzüglicher Eingeborenentee, mit Likör aus Palmwein (I a!), und ein Pfeifentabak — einfach ausgezeichnet! Dazu eine Unterhaltung, wie ich



sie seit Monaten nicht genossen hatte. Bald über alte philosophische Gedanken, bald über naturwissenschaftliche Tatsachen, und dazu mancherlei geistreiche Theorien über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. — Kurz und gut, ich befand mich im innersten Herzen Schwarzafrikas in einem Kulturmilieu, das auch in Europa einen großen Eindruck hervorgerufen hätte. Und immer mehr bildete sich bei mir die Ueberzeugung aus: „Ein Mann, der 20 Jahre in diesem Lande lebt, der mit der glänzendsten Vorbildung hierher gekommen ist, der jeden Stoff des Landes in der ausgezeichnetsten Weise auszunutzen versteht und sich so mit allen Eigenarten der Produkte bekannt gemacht hat — dieser Mann muß über die Ideenwelt und das Innenleben der Eingeborenen mehr sagen können, als alle anderen Residenten der Kolonie zusammen." Mit Ungeduld wartete ich auf den Augenblick, da jener von selbst das Gespräch auf meine Arbeiten bringen würde — endlich mußte es ja kommen —, und zu guterletzt fragte er denn auch: „Nun erzählen Sie mir doch einmal, was Sie eigentlich von den Eingeborenen wollen und weshalb Sie hier im Innern Afrikas herumlaufen!" — Ich versuchte es zu erklären, und dabei trieb ich meinen Schröpfhahn möglichst vorsichtig in den vermeintlich überreich angefüllten Speicher der Landes- und Volkskenntnis dieses Mannes hinein. Er hörte zu; er schwieg eine Weile; er sagte: „Unter diesem Volke werden Sie nichts Originelles finden. Diese Burschen haben denselben groben Fetischismus wie alle Afrikaner; sie erzählen dieselben banalen und oberflächlichen Geschichten wie alle Neger und wissen weder einen originellen Gedanken hervorzubringen noch einen ihnen zugetragenen zu bewahren." — Ich war verblüfft. —



Längere Zeit blieb ich an jenem Orte. Oft genug aß ich die glänzenden Diners der Missionsküche. Gar manchmal erquickte ich mich am Bildungsreichtum meines Freundes. Oftmals stritten wir über den Kulturgehalt seiner Seelenkinder. Es gelang mir niemals im Laufe dieser theoretischen Unterhaltungen, ihn zu überzeugen. — Derweilen sammelte ich mein Material in der Eingeborenenstadt und freute mich nicht wenig auf den letzten Tag des Zusammenseins, in dessen Verlauf ich ihm einige meiner schönsten Sammelfrüchte vorlas. Er hörte zu und rauchte behaglich seine Pfeife. Als ich geendet hatte, fragte ich ihn: „Nun, was sagen Sie dazu?" — Er blies in einem langen Zuge den Qualm von sich und sagte ganz kalt: „Das haben die Kerle Ihnen einfach vorgelogen!" — Tableau! —

Dies sind nur zwei Beispiele aus der unendlichen Kette der Einzelerfahrungen, deren jede mich belehrte, wie schwer es ist, diese dunklen Menschen dort unten zu beurteilen — wobei ich bemerke, daß es auch nicht schwerer ist, Europäer richtig einzuschätzen; bei der Beurteilung unter uns gehen wir aber stets aus von der Kritik bestimmter Persönlichkeiten, bestimmter Stimmungen und bestimmter Werke, bei der Beurteilung jener dagegen von der Kritik der ganzen Rasse, und diese beurteilen wir mit Blasiertheit und meist, ja allermeist oberflächlich, — wie sich ja infolge der einfachsten Gesetze des alltäglichen Kampfes ums Dasein der Niedere immer mehr Mühe gibt, den Oberen zu durchschauen, als der Höhere den Unteren.

Und jene Schwarzen zu beurteilen ist um so schwerer, als sie ihrer ganzen äußeren Ausdrucksweise nach echte Orientalen sind, d. h. Menschen, die da gewöhnt sind, das Tagesgesicht zu verschleiern mit der Maske der

Dummheit. Der Schwarze ist hierin ein so vollkommener Orientale und ein so glänzender Schauspieler, wie nur irgend denkbar, und häufig auch erinnert er an den in der Dichtung weit und breit genug verwendeten Typus des deutschen Bauern, der sich einfältig stellt, wenn hinter seiner Stirn die klügsten Gedanken am lebendigsten tätig sind. Die weitaus meisten unter den dunklen Menschen wissen sich bei jeder Schwierigkeit so schnell und so geschickt in das Gewand des Stumpfsinnes und unter der Maske der äußeren Dummheit zu verkriechen wie die Schnecke in ihr Häuslein.

Das ist aber ein schlimmer Stand der Dinge. Denn wenn wir Europäer heute wahrlich genügend Veranlassung haben, unzufrieden zu sein mit den Erfolgen unserer Eingeborenenerziehung — wenn wir uns beschweren über ungenügende Bereitwilligkeit der Schwarzen zur Mitarbeiterschaft —, wenn wir mit Sorge sehen, daß in weiten Distrikten (zumal des holländischen — englischen Südafrika) die Gefahr einer nationalen Erhebung der Schwarzen gegen uns, denen sie ihre „christliche“ Erziehung verdanken, heraufzieht — wenn wir immer wieder in Einzel- wie in Gruppenfällen vor dem erstaunlichen Mangel an Moral und Charakterkraft jener Menschen und ihrem plötzlichen Versagen auf jeglichem ethischen Gebiete erschrecken —, dann müssen wir unbedingt *uns selbst* anklagen; denn wir sollten nicht nur in der Erziehung und Kraftanwendung *die Herren sein*, sondern sollten uns immer darüber klar bleiben, daß *wir auch allein die Verantwortung für den Erfolg tragen.*

Und ich behaupte, daß wir noch sehr weit davon entfernt sind, auf allen Gebieten und nach allen Seiten



hierin klar zu sehen und klar zu wirken. Ich habe es selbst oft erlebt und mich dann oft zur Rechenschaft gezogen, wenn meine Bemühungen, die dunklen Leute zu verwenden, scheiterten. Ich habe immer gefunden, daß der Fehler auf meiner Seite oder wenigstens auf der Seite meiner Umgebung lag. Ich bin oftmals mit den Geistesfunktionen meiner dunklen Kameraden in Streit geraten und habe oftmals gesehen, daß mein Einfluß besonders in kleinen Dingen versagte. Es ist wohl nicht politisch richtig, stets den eigenen Fehler unbedingt öffentlich den Leuten zu bekennen. Wohl aber ist es die Pflicht, innerlich sich und die eigene Tätigkeit besonders dadurch zu erziehen, daß man sich nicht über die eigenen Fehler hinwegtäuscht. Und ich habe stets dann, wenn irgendeine Schwierigkeit aufgetaucht war, wenn eine Disharmonie eingetreten war, wieder das alte Gleise des Einklangs gefunden, wenn ich mit den Leuten zusammenkam, um mir ihre Geschichten erzählen zu lassen. Indem sie ihre Erzählungen dem Europäer mitteilen, geben sie sich, wie sie wirklich sind. Indem der Europäer sich in ihre Erzählungen vertieft, erkennt er, wes Geistes Kinder er vor sich hat. Es ist ein Wahrheitsbeweis des alten Wortsatzes: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen."

Es sind besonders drei Punkte, in denen das Urteil des Europäers eigentlich stets fehl geht.

Zum ersten: er ist immer leicht geneigt den Eingeborenen zu sagen: „Du bist dumm!" Und mit der Erklärung der Dummheit des anderen hilft er sich über das augenblickliche Dilemma des Mißverstehens hinweg. Der Europäer ist sich meistenteils nicht klar, daß diese Dummheit entweder einem mangelnden augenblicklichen Uebereinstimmen, einem Mißverständnisse



oder aber der eigenen Uebereilung entspringt. Er vergißt meistenteils, daß die Gedankenwelt jener gänzlich anders ist, und zwar so ganz besonders auf ethischem Gebiete. Ich habe selbst oben erzählt, wie ich die Leute in der Hast und dem Unwillen für dumm erklärte und dabei doch eigentlich selbst der Törichte war. Wer die nachstehenden Geschichten, die durchweg von dunklen Leuten stammen, mit Aufmerksamkeit durchliest, wird ohne weiteres zugeben müssen, daß man Völker, die derart denken und erzählen, nicht schlechtweg als „dumm“ bezeichnen kann.

Der zweite Vorwurf ist der der Lüge. Und der Europäer, der ihn erhebt, ist sich meistenteils nicht klar darüber, daß er selbst die Pflicht hat, bei allen kleineren Schwierigkeiten, die das Tagesleben nun einmal mit sich bringt, dem Eingeborenen über die Gefahr hinwegzuhelfen, die darin beruht, durch eine kleine Lüge die Sache zu regeln. In Wahrheit besteht für den Eingeborenen überhaupt der Begriff von „Lüge“ nicht. Er versteht es nicht, daß ein ethischer Fehler begangen wird, indem man nicht die Wahrheit sagt. Unendlich viel weiter verbreitet als bei uns ist selbstverständlich allein schon das Recht an der konventionellen Lüge. Aber auch hiervon ganz abgesehen findet man besonders in der Wissenschaft heutzutage häufig die Behauptung, daß die Eingeborenen den Europäern etwas vorgelogen hätten, gerade in den Punkten, wo derartige Lügen so gut wie ausgeschlossen sind. Und man findet häufig, daß der Europäer, indem er dem Eingeborenen eine Lüge zuschreibt, diesem eine unendlich viel größere Schöpfungskraft in Ideen beimißt als sie der Europäer besitzt. Es ist sicher, daß die Eingeborenen aus absoluter Höflichkeit und um den ausfragenden Europäer recht zufrieden zu stellen, gern bereit sind, ihm das



zu sagen, was er zu hören wünscht. Es würde aber absolut den Grundbegriff der menschlichen, geistigen Schöpfungskraft widersprechen, wenn man den Eingeborenen plötzliche Erfindungskraft zumessen würde, ein plötzliches Herausgreifen und Erfinden aus dem Nichts, wie wir es nicht vermögen. Typisch dafür ist die Erklärung meines Missionsfreundes, der sich aus dem Dilemma der plötzlichen Ueberraschung über geistigen Reichtum seiner als stumpfsinnig erachteten Seelenkinder dadurch herausrettete, daß er von ihnen behauptete: „Das haben sie gelogen.“ Wenn wirklich die Eingeborenen Afrikas so schnell wertvolle Erzählungen erlügen können, um den Europäer zu befriedigen, dann stehen sie geistig bedeutend über uns, dann können unsere Dichter nur emsig nach Afrika laufen, um diese Kunst des Erfindens zu erlernen.

Drittens hört man gar häufig das Urteil: „Die Eingeborenen sind unsittlich.“ Ich bin immer wieder erstaunt darüber, solches Urteil in Bezug auf die dunklen Bewohner Afrikas zu hören. Und zwar spreche ich hier im besonderen von den Stämmen, die wir als „Neger“ zu bezeichnen pflegen. Dieser Punkt ist so wichtig, daß ich ihm den letzten Teil dieses Buches im speziellen gewidmet habe. Ich persönlich bin nach recht langen Erfahrungen und eingehenden Untersuchungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Leute, in welchem Sinne man auch will, bedeutend sittlicher sind als wir — nur sind sie unendlich viel natürlicher. Sie folgen einfach ihren Neigungen, und zwar in einer Form, die die Sitte und der Gesinnungszustand zulassen. Bei ihnen gibt es kein europäisches Dilemma. Bei ihnen herrscht in diesem Punkte einfach die Natürlichkeit, die niemals unsittlich ist. Denn das Unsittliche liegt im Verstoße gegen die Sitte, aber

nicht im Verstoß gegen ein natürliches, starkes Empfindungsleben.

Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich die nachfolgenden Erzählungen aus dem Bereich unserer umfangreichen Sammlungen herausgenommen. Aus dieser Sammlung soll der Geist der Eingeborenen selbst sprechen, nach dem alten, ewig wahren Satze: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen.“

Lernen wir das.



Die Novellen vom Blinden.

Die Dichtung des Blinden.

(Zur Einführung.)

Im Lande Asben, nach andern im Lande Sinder, jedenfalls weit im Norden der Haussaländer, dort, wo die Sahara übergeht in das fruchtbare Ackerland, da lebte der Sage nach einst ein König, der hatte allen Reichtum genossen, den die Erde bot. Er hatte die schönsten Frauen besessen. Die herrlichsten Gebäude waren ihm zu eigen. Er und seine Leute waren gekleidet in wertvolle Stoffe. Seine Köche richteten ihm tagtäglich neue und reizvolle Speisen her. Das währte sehr lange, und der König hielt sich für den reichsten Herrscher dieser Erde. Eines Tages nun — so erzählt die Sage — wußte er nichts zu beginnen, was ihm Freude bereitete. Er rief seine Höflinge zusammen und fragte sie nach etwas, was ihm Unterhaltung gewähren könnte. Die einen rieten ihm, sich ein Mahl richten zu lassen, die anderen einen Krieg zu unternehmen, die dritten ein Tanzfest zu veranstalten, die vierten schöne Frauen an den Hof kommen zu lassen usw. Er war aber dessen allem überdrüssig und sagte: „Ihr alle seid töricht mit eueren Ratschlägen; denn dieses alles kenne ich zur Genüge." Der König hatte aber nach Art der Haussakönige einen Narren an seinem Hofe, und dieser Narr sah eine Weile zu, wie die anderen Höflinge dem Herrscher Vorschläge machten, die ihm nicht zusagten. Der Narr sah, daß der König allmählich immer ärgerlicher wurde,



und als er bemerkt hatte, daß der Zorn des Königs den Höhepunkt erreicht hatte, da lachte er und sagte: „Mein lieber, großer Bruder, wer von uns beiden ist der Narr? Fast möchte ich meinen, du selbst bist es. Wenn du nicht weißt, wie du dich unterhalten sollst, so laß doch die anderen sich mühen mit der Auffindung von Erlebnissen. Du scheinst ja am meisten erlebt zu haben von allen, so daß du jetzt allem, was die Erde bietet, überdrüssig bist. Nun sieh doch zu, ob du nicht einen findest, der doch noch mehr erlebt hat, so daß du von ihm lernest, deine ruhelosen Stunden auszufüllen."

Dem Könige sagte dieser Vorschlag zu, und er gab Anordnung, daß jeder aus seinem Leben berichten sollte, was er gesehen und schätzen gelernt habe. Er setzte einen hohen Preis aus, der dem zukommen sollte, welcher mit der Erzählung seiner Erlebnisse ihm die größte Freude bereiten könne. Hierauf begannen nun die Höflinge ihre Geschichten zu erzählen. Sie erzählten von Wanderungen und Fahrten in anderen Ländern. Sie erzählten von fröhlichen Festen und von Kriegen. Sie erzählten von ihren Vätern und Großvätern. Sie erzählten von allem, was sie an Lustigem und Fröhlichem sich denken konnten, und was nach ihrer Ansicht dem Könige Vergnügen bereiten konnte. Der König hörte sie alle an. Als der Jerima*) und der Galadima**) und alle die anderen Fürsten und großen Herren ihre Geschichten erzählt hatten, sagte er: „Es ist keiner unter euch, der mehr gesehen und erlebt hätte als ich. Ich wüßte deswegen nicht, wem ich mein Geschenk überreichen sollte." Es waren alle

---

*) Jerima = Thronfolger.
**) Galadima = Oberster Stadtbeamter.

anwesenden Leute still. Alle schwiegen. Niemand sagte etwas. Alle fürchteten, daß der Zorn des Königs wieder ausbrechen würde. — An der Schwelle des großen Hauses, in dem der König mit seinen Fürsten saß, hockte ein armer, alter Blinder. Als nun alle schwiegen und niemand das Schweigen zu unterbrechen wagte, hob er das Antlitz, öffnete den Mund und sagte: „Von allen denen, die hier im Hause sind, hat niemand gelebt!“ — Der König hörte das. Der König sah erstaunt zu dem Blinden und ließ ihn heranführen. Er fragte ihn, wie er zu diesem Ausspruch komme. Der Blinde sagte: „Oh, König, alle diejenigen, die reich sind, und die vor vollen Schüsseln sitzen, alle diejenigen, die immer treten und nie gestoßen werden, alle diejenigen, die nur von den Handlungen ihrer Väter und von glücklichen Mußestunden und siegreichen Gefechten und von den vergnüglichsten Reisen erzählen können, alle diejenigen haben nichts erlebt und können nichts sehen. Sehen und leben tun nur die, die unter die Hufe der Pferde der Könige, der Fürsten, der Kaufleute und der Soldaten kamen, nur die, denen Gott das Augenlicht versagt hat. Wir Blinden, sind die Könige des Lebens, und wenn du etwas aus dem Leben wissen willst, so frage uns.“

Der König sagte darauf zu dem Blinden: „Dann erzähle mir etwas, was du erlebt hast.“ Der Blinde begann zu erzählen. Er erzählte vom Morgen bis zum Abend. Der Blinde fuhr am anderen Morgen fort zu erzählen und erzählte wiederum bis zum Abend. Der Blinde erzählte einen Monat lang und dann sagte er: „Nun, König, laß mich gehen! Laß mich mein Haus aufsuchen und eine Weile ausruhen; denn siehe, dadurch, daß ich das alles erzählt habe, was du nun gehört hast, bin ich schwermütig geworden und des

Lebens überdrüssig!" — Der König dachte nach. — Der König blieb eine Zeitlang stillschweigend sitzen; dann aber legte er die Hand vor das Antlitz und begann zu weinen. Der König sagte: „Wahrlich, unter allen, die hier sind, ist der Blinde der König des Lebens. Ihm will ich den Preis geben!" — — —

So ungefähr lauten in verschiedenen Variationen die Einleitungen zu der Sammlung von Geschichten, welche besonders begabte Haussaerzähler unter dem Namen „Makapho", d. h. „der Blinde", berichten. Diese Erzählungen sollen im Nordlande der Haussaländer oder im Südlande der Sahara ihre Heimat haben, und zwar streiten sich verschiedene Staaten um das Vorrecht der Urheberschaft. Die Legenden sollen sehr alt sein, und verschiedene Phrasen, die darin vorkommen, sind in der Erzählung so stark verworren, haben also das häufig Wiedererzählte so stark abgeschliffen, daß sie den Erzählern selbst nicht mehr vollkommen verständlich und wörtlich übersetzbar sind. Ich selbst erhielt solche Legenden in der Nupestadt Bida*) und in dem großen Kreuzungspunkt Lokodja*). Ich habe die betreffenden Namen, die auch den Eingeborenen nicht ganz wörtlich übersetzbar erschienen, sondern nur noch dem Sinn nach verständlich waren, in den Ausdrücken wiedergegeben, wie ich sie phonetisch verstanden habe. Es sind das z. B. die Namen der Sklavinnen der Karua, von denen die Leute mir übereinstimmend sagten, sie verständen eigentlich nur den Sinn, nicht aber die direkte Uebersetzung. Noch schwieriger war die Uebersetzung in einzelnen Teilen der dritten Legende, vom Goru, in der offenbar der rhythmische Klang der Trommeln und Instrumente

*) Englisch Nord-Nigeria.

nachgeahmt war, und der die ursprüngliche Bedeutung stark beeinflußt hatte. Da wir hier hauptsächlich den Sinn der Legenden zu behandeln haben, glaubte ich im Speziellen absehen zu können von ethymologischen Erklärungen.

Im übrigen stellen die nachfolgenden Legenden vom Makapho mit das Bedeutendste an Erzählungskunst dar, das die afrikanische Erde — wenn nicht hervorgebracht (was ich fast annehmen möchte) —, so doch in originellster Form erhalten hat.



Die Hexe.

Gewisse alte Frauen machen wohl den Markt gut, aber sie zerstören das Haus. Sie sind entweder trocken, und dann ist ihre Haut wie Leder und ihr Herz ohne Blut. Oder sie sind gequollen, und dann ist ihr Fett übelriechend und ihr Kopf voll von Gift. Ihre Haare sind borstig und weiß, und man kann keine Fäden daraus spinnen, sondern nur einen Strick daraus drehen, an dem sich die Menschen erhängen. Ihre Brüste hängen lang und leer herab, weil die Kinder alles herausgesogen haben, was darin Gutes war. Nicht einmal der Teufel kann sie übertreffen.

Denn das erzähle ich hier.

Im Lande Matasu ging ein Mann, der nicht sehen konnte, ein Makapho (Blinder). Der Makapho trat durch die Birni (Stadttor) in die Stadt. Der Makapho begegnete bald einem alten Weibe, das hatte sein Haus nahe dem Stadtwall. Der Makapho ging die Straße entlang. Das alte Weib sah, daß der Mann blind war. Das alte Weib sagte: „So ist es gut.“

Das alte Weib ging zu dem Makapho und sagte: „Du bist ein Blinder! Jedermann tut den Blinden Gutes. Allah wird mir aber Gutes tun, wenn ich dich in meinem Hause aufnehme. Komme mit in mein Haus und wohne bei mir.“ — Der Makapho sagte: „Es ist gut, ich will bei dir wohnen. Ich habe nichts weiter bei mir als diesen Korb.“ Die Alte sagte: „Komm

nur, ich will dir einen Raum zeigen." Die Alte brachte den Makapho in den Raum.

Der Makapho sagte zu der Alten: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne. In diesem Korbe habe ich nun ein Hühnchen mitgebracht. Kannst du das Huhn herausnehmen, für das Huhn sorgen und sehen, ob es Eier legt?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und dein Huhn sorge." Die Alte nahm das Huhn. Der Makapho ging. Als der Blinde gegangen war, nahm die Alte sogleich das Huhn, schlachtete es und bereitete eine gute Speise. Dann aß sie das Huhn auf.

Als der Blinde den Tag über auf den Markt gegangen war, kam er abends heim zu der alten Frau. Der Makapho fragte: „Wie geht es meinem Huhn?" Die alte Frau sagte: „Ach, das Huhn, das Huhn! Das jämmerliche Huhn! mein Makapho, Musurru (Schakal oder Katze) hat dein Huhn gefangen und gefressen." Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meinem Huhn helfen!"

Am anderen Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho! Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin. Man wird dir reichlich geben." Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde traf auf einen reichen Mann. Der reiche Mann hatte seinen Leuten gesagt, sie sollten seine Ziege hereinbringen, damit er sie besichtige. Der reiche Mann besah seine Ziege. Der reiche Mann sah den Blinden. Der reiche Mann schenkte dem Makapho seine Ziege und sagte: „Nimm die Ziege. Allah wird

mir dafür Gutes tun." Makapho nahm die Ziege. Makapho ging mit der Ziege nach Hause.

Der Makapho kam mit der Ziege in sein Haus. Er sagte zu dem alten Weibe: „Kannst du meine Ziege nehmen und für meine Ziege sorgen?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und deine Ziege sorge." Die Alte nahm die Ziege. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib die Ziege sogleich und brachte sie zu einem Schlächter. Sie verkaufte die Ziege an den Schlächter. Der Schlächter schlachtete das Tier und verkaufte das Fleisch.

Abends kam Makapho wieder heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meiner Ziege?" Die alte Frau sagte: „Ach die Ziege, die Ziege! Die jämmerliche Ziege! Mein Makapho, Kurra (die Hyäne) hat die Ziege gefangen und zerrissen." Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meiner Ziege helfen!"

Am anderen Morgen stand der Blinde früh auf. Makapho sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho! Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben!" Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde traf einen Madugu (Karawanenanführer). Der Madugu war mit vielen beladenen Eseln in die Stadt gekommen. Der Madugu hatte alles verkauft und war nun reich geworden. Der Madugu zählte nach, was er verdient hatte. Der Madugu sah den Blinden. Der Madugu nahm einen Esel, schenkte ihn dem Blinden und sagte: „Nimm diesen Esel!



Allah wird mir dafür Gutes tun!" — Makapho nahm den Esel. Makapho ging mit dem Esel nach Haus.

Makapho kam mit dem Esel in sein Haus und sagte zu dem alten Weibe: „Kannst du meinen Esel nehmen und für meinen Esel sorgen?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und deinen Esel sorge." Die Alte nahm den Esel. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib sogleich den Esel und brachte ihn auf den Ssongo (Rastplatz der Händler). Auf dem Ssongo fragte sie: „Ist hier nicht ein Mann, der einen guten Esel kaufen will?" Die Leute kamen und betrachteten den Esel. Ein Mann kaufte den Esel. Die alte Frau nahm das Geld und kam wieder nach Haus.

Abends kam Makapho wieder heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meinem Esel?" Die alte Frau sagte: „Ach, der Esel, der Esel! Der unglückliche Esel! Ich gab ihm zu fressen. Ich gab ihm wohl zuviel zu fressen. Der Esel wurde sehr stark und riß die Schnur durch und lief davon." Makapho sagte: „Dann will ich wieder gehen und will den Esel suchen." Das alte Weib sagte: „Mein armer Makapho! Bedenke, daß du blind bist. Ich bin herumgelaufen und habe den Esel gesucht. Ich kann sehen, aber ich habe den Esel nicht gefunden. Wie willst du, Makapho, nun den Esel finden?" Der Blinde sagte: „Du hast recht. Aber Allah wird mir zu meinem Esel verhelfen."

Am anderen Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho! Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir



reichlich geben." Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde traf auf den Galadima (Stadtoberster). Die erste Frau des Galadima hatte ein Kind geboren. Es war der erste Sohn des Galadima. Alle Leute kamen und entboten dem Galadima ihren Gruß. Der Galadima empfing alle die reichen Leute. Der Galadima sah den Blinden. Der Galadima sagte: „Bringt mir ein Pferd." Man brachte dem Galadima ein Pferd. Der Galadima sagte: „Gebt dem Blinden das Pferd! Ich schenke es ihm. Allah wird mir dafür Gutes tun." Makapho nahm das Pferd. Makapho ging mit dem Pferde nach Haus.

Der Makapho kam mit dem Pferde in sein Haus und sagte zu dem alten Weibe: „Kannst du wohl mein Pferd nehmen? Kannst du mein Pferd festbinden und für mein Pferd sorgen?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und dein Pferd sorge." Die Alte nahm das Pferd. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib das Pferd und ging damit zum Serki Kassua (Marktchef). Die Alte sagte zum Serki Kassua: „Hier ist ein gutes Pferd. Ein Fremder hat es mir übergeben, daß ich es verkaufe." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd jung ist." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd groß ist." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd stark ist." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd jung ist." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd groß ist." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd stark ist." Der Serki



Kassua besah das Pferd. Der Serki Kassua kaufte das Pferd. Die alte Frau rief zwei Leute, die ihr das Geld nach Hause trugen.

Abends kam der Makapho heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meinem Pferde?" Die alte Frau sagte: „Sei still und sprich nicht so laut, daß die anderen Leute es hören können." Der Blinde sagte: „Ich frage ja nur, wie es meinem Pferde geht! Was ist mit meinem Pferde?" Die alte Frau sagte: „Sei still! Ich sage dir, sei still, daß die anderen Leute dich nicht hören! Ein großer Mann der Stadt kam vorbei. Der große Mann sah das Pferd. Der große Mann der Stadt nahm das Pferd an sich." Der Blinde sagte: „Ich will sogleich nach dem Pferde fragen, das mir der Galadima geschenkt hat." Das alte Weib sagte: „Mein armer Makapho! Bedenke, daß du blind bist, bedenke, daß jener ein großer Mann der Stadt ist. Wenn du zu ihm kommst, tut er uns mehr Schlechtes." Der Blinde sagte: „Du hast recht. Ich bin blind. Allah aber wird mir mit meinem Pferde helfen."

Am anderen Morgen stand der Blinde früh auf. Makapho sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho! Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben." Der Blinde ging. Der Blinde ging über den Markt. Der Blinde ging weiter. So kamen ihm Reiter und Soldaten entgegen. Es kam ihm der Jerima (Thronfolger) in der Mitte der Lifidi (Wattepanzerreiter) entgegen. Der Jerima kam aus dem Kriege. Der Jerima hatte eine Stadt zerstört und Pferde und Kamele erbeutet. Der Jerima sah den Blinden. Der Jerima winkte einem seiner Leute und sagte:



„Bringt mir das große Kamel her, das wir mitgebracht haben.“ Das Kamel wurde gebracht. Der Jerima schenkte das Kamel Makapho und sagte: „Nimm das Kamel. Allah wird mir dafür Gutes tun.“ Makapho nahm das Kamel. Makapho ging mit dem Kamel nach Hause.

Der Makapho kam mit dem Kamel in sein Haus. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich habe vom Jerima ein sehr gutes Kamel geschenkt erhalten. Kannst du das Kamel wohl versorgen, so daß es nicht weglaufen und nicht weggenommen werden kann?“ Das alte Weib sagte: „Das kann ich tun. Du wirst dein Kamel hier vorfinden, wenn du wieder nach Hause kommst. Allah hört, was ich sage.“ Makapho gab dem alten Weibe das Kamel. Die alte Frau brachte das Kamel zur Seite. Sie band es an. Der Blinde ging wieder fort.

Als der Blinde gegangen war, band die Alte das Kamel los und trieb es hinaus an den Bach, damit es dort trinke. Die alte Frau gab dann dem Kamel schlechte Medizin, damit es sterbe. Das Kamel starb aber nicht. Die alte Frau gab dem Kamel noch mehr Gift. Das Kamel wollte aber nicht sterben. Das alte Weib nahm viel Gift und schob es ihm in den Hals. Das Kamel starb nicht, aber es legte sich hin und schrie. Als das Kamel sich hingelegt hatte, rief das alte Weib Männer herbei, die vorübergingen. Die Männer kamen. Das alte Weib sagte: „Kommt, kommt, das Kamel des blinden Mannes will sterben. Kommt her und schlagt es tot, damit es nicht so stirbt.“ Die Männer kamen dicht heran. Die Männer sahen, daß das Kamel des Blinden sehr krank war. Die Männer stachen das Kamel tot mit ihren Lanzen. Dann banden die Leute Stricke an die Beine des Kameles und schleiften es in die Stadt. Sie kamen an das Haus



der Alten. Das alte Weib sagte: „Laßt das Kamel hier vor der Tür liegen.“ Das alte Weib sagte: „Allah wird euch für den Dienst, den ihr dem Blinden erweist, belohnen.“

Abends kam Makapho heim zu der alten Frau. Der Blinde stieß mit dem Fuß gegen die Beine des toten Kameles. Der Blinde sagte: „Kai (Haah!)! Alte Frau! Du legtest Brennholz an die Tür deines Hauses, wenn ein Blinder bei dir wohnt? Soll der Blinde hinstürzen und sich die Glieder zerschlagen?“ Das alte Weib sagte: „Hast du schon einmal Brennholz gesehen, das Beine und einen Kopf hat?“ Der Blinde sagte: „Wie ist das?“ Das alte Weib sagte: „Fühle es an, du wirst finden: das Holz ist dein Kamel. Das Kamel ist gestorben. Man hat dir ein verwundetes Kamel gegeben. Hier an der Seite hatte es einen Kakaph (Lanzenstich) bekommen.“ Der Blinde betastete das Kamel. Der Blinde nickte mit dem Kopfe. Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meinem Kamel helfen.“

An anderen Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne.“ Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho. Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin. Man wird dir reichlich geben.“ Der Blinde ging. Der Blinde kam durch die Stadt. Der Blinde kam zu dem Hause des Königs.

Es war der Tag des großen Salla (Jahresfest). Alle angesehenen und reichen Leute kamen zum Könige herein und begrüßten ihn. Der König gab jedem sein Essen. Der König schenkte dem einen ein Kleid, dem anderen ein Pferd. Makapho saß an der Torhalle. Der König sah Makapho. Der König sagte: „Ruft mir den Blinden.“ Die Leute brachten den Blinden herbei.



Der König sagte: „Es ist das große Salla. Ich will dem Blinden hier ein großes Geschenk machen.“ Der König sagte: „Bringt mir ein Mädchen. Bringt mir eines meiner schönen Mädchen.“ Die Leute brachten es. Der König besah das Mädchen. Er sagte: „Ja, das ist es, was ich haben wollte. Das schöne Mädchen hier will ich dem Blinden schenken. Mein Blinder, nimm dies Mädchen und heirate es. Ich schenke es dir. Allah wird mir dafür Gutes tun.“ Makapho nahm das Mädchen. Makapho ging mit ihm nach Haus.

Der Makapho kam mit dem Mädchen in sein Haus und sagte zu dem alten Weibe: „Sieh, das Mädchen. Es ist ein schönes Mädchen. Es ist heute das große Salla. Der König hat es mir geschenkt, daß ich es heirate. Kannst du für das Mädchen sorgen?“ Das alte Weib sagte: „Mein Makapho, ich will für dein Mädchen sorgen, wie du es nicht denken kannst. Du wirst es sehen, wenn du wiederkommst! Allah hört mich.“ Der Blinde sagte: „Du willst sagen, daß kein Tier es nimmt. Du willst sagen, daß es von keinem Manne weggenommen wird. Du willst sagen, daß es nicht verloren geht.“ Das alte Weib sagte: „Kein Tier soll es nehmen, wenn du nicht mich als Tier ansiehst. — Kein Mann soll es wegnehmen, dem ich es nicht selbst gebe. Ich müßte schlimmer sein als der Teufel, wenn es verloren gehen sollte.“ Der Blinde sagte: „Daß du schlimmer und stärker bist als der Teufel, kann noch niemand glauben. Hier nimm das Mädchen.“ Der Blinde ging wieder fort.

Als der Blinde weggegangen war, sagte das alte Weib zu dem Mädchen: „Du bist ein sehr schönes Mädchen. Ich habe Makapho versprochen, für dich zu sorgen. Ich will für dich sorgen. Willst du heute heiraten?“ Das Mädchen sagte: „Der König hat ge-

sagt, daß ich heute heiraten soll. Ich will heute heiraten." Die Alte sagte: „Dann warte hier ein wenig." Das alte Weib schloß das Mädchen in ihr Haus ein. Das alte Weib lief zu einem jungen Manne, der hatte viel Geld und ging immer in schönen Kleidern, und abends schlief er mit schönen Mädchen. Das Haus des jungen Mannes roch, weil soviel Muardi (Riechwasser) darin ausgegossen war, und es war geräuschvoll, weil andere junge Leute darin zusammenkamen. Das alte Weib lief zu diesem jungen Mann.

Das alte Weib sagte zu dem jungen Manne: „Hast du noch etwas von dem, was du von deinem Vater geerbt hast?" Der junge Mann sagte: „Welches Mädchen willst du mir bringen? Ich kenne alle diese Karua (Freudenmädchen) der Stadt. Ich mag keine Karua mehr." Die Alte sagte: „Ich habe ein anderes Mädchen. Es ist keine Karua. Es ist ein Mädchen, das alle Mädchen der Stadt übertrifft." Der junge Mann sagte: „Was für ein Mädchen ist es?" Die alte Frau sagte: „Das Mädchen hat noch nie mit einem Manne zusammen gelebt." Der junge Mann sagte: „Ich habe noch ein gut Teil von dem, was mein Vater mir vererbte." Das alte Weib sagte: „Der König selbst hat das Mädchen, weil es das schönste ist, einem Manne gegeben; denn es ist heut das große Salla. Aber der Mann soll das Mädchen nicht erhalten." Der junge Mann sagte: „Ich gebe dir 500 000 Kauri (Muschelgeld)." Das alte Weib sagte: „Das Mädchen wird für den, der es erhält, die feinste Speise sein. Er wird sie jeden Tag wieder genießen können. Er wird sich nie an ihr überessen." Der junge Mann sagte: „Ich will zu meinen Freunden herumgehen und will mir das Geld leihen. Ich will dir 200 000 Kauri schenken." Das alte Weib sagte: „Willst du nachher das Geld



bringen?" Der junge Mann sagte: „Ich werde Leute senden, die dir das Geld bringen." Die Alte sagte: „Das wird gut sein."

Das alte Weib ging heim. Das alte Weib öffnete ihr Haus. Das alte Weib setzte sich zu dem schönen Mädchen auf das Bett. Das alte Weib sagte zu dem Mädchen: „Du hast den Mann angesehen, den du heute heiraten sollst?" Das junge Mädchen sagte: „Ich habe den Makapho gesehen." Das alte Weib sagte: „Ich kenne einen jungen Mann, der ist groß und schön. Die Hände des Mannes sind weiß. Sein Gesicht ist wie das einer Schuafrau (Araberin). Der junge Mann ist reich. Sein Haus duftet durch ein Viertel der Stadt, soviel Wuardi ist darin versprengt. Seine Leute essen jeden Tag gutes Fleisch und seinen Sklaven gibt er Frauen. Alle Frauen der Stadt sind dem jungen Manne nachgegangen und die Karua (Freudenmädchen) haben viel Geld geben wollen, wenn er sie zu sich kommen ließe. Der junge Mann hat aber von alle denen genug genossen. Der junge Mann fragte mich, ob ich kein schönes, junges Mädchen als Frau für ihn wisse."

Das junge Mädchen sagte: „Wohnt der junge Mann in dieser Stadt?" Das alte Weib sagte: „Ja, dieser junge Mann wohnt in dieser Stadt. — Aber sage mir doch, mein schönes Mädchen, weißt du, daß dieser dein Makapho nichts hat und täglich ausgeht, um zu sehen, ob er etwas erhält?" Das junge Mädchen sagte: „Ja, das weiß ich." Das alte Weib sagte: „Dann weißt du, daß du ihn führen mußt! Du weißt, daß du dann in alten Kleidern gehen mußt, weil er arm ist?" Das junge Mädchen sagte: „Ja, das weiß ich." Das alte Weib sagte: „Du hast den Makapho gesehen. Du weißt, daß seine Kleider alt und zerrissen sind. Du



hast gesehen, daß er Narben an den Beinen und Füßen und Schultern hat, weil der Blinde auf der Straße über Steine stürzte und gegen Bäume und Mauern stieß." Das junge Mädchen sagte: „Das weiß ich." Das alte Weib sagte: „Wenn du einmal ein schönes Kleid gewinnst, wenn du deine Haare schön schmückst, wird er es nicht sehen. Wenn du dir mit Mühe die Zähne färbst, wird er es nicht sehen! Wenn du deine Augen mit Kolli (Bleiglanz) umrandest, wird er es nicht sehen! Wenn du deine Stirne mit Katambiri (Schminke) schminkst, wird er es nicht sehen! Wenn du lachst, wird er es nicht sehen und er wird es auch nicht hören, denn er muß daran denken, daß die Leute ihm und dir Essen schenken. Wenn du weinst, wird er dich schlagen und dir sagen: Wie kannst du weinen, wo du sehen kannst! Ich bin arm und blind und weine nicht! Und wenn du Kinder gebierst, wird er weggehen und sagen: Wie soll ich noch mehr Essen erbetteln. Und deine Kinder wird er auf die Straße schicken, daß sie auch für sich betteln. — Weißt du das?"

Das junge Mädchen warf sich auf die Erde und weinte und schrie: „Meine alte Mutter! Ich bitte dich! Ich bitte dich! Bringe mich schnell zu dem jungen Manne." Das alte Weib sagte: „Warte ein wenig!" Das alte Weib ging hinaus. Das alte Weib brachte Katambiri. Damit schminkte sie dem schönen Mädchen die Stirn. Sie brachte Kolli, damit umrandete sie ihr die Augen. Sie brachte ein Kleid, das legte sie dem jungen Mädchen um. Sie brachte ein Kopftuch, damit schmückte sie dem schönen, jungen Mädchen den Kopf.

Der junge Mann lief in der Stadt umher. Er bat seine Freunde: „Leiht mir einige Tausend Kauri; wir werden ein neues Mädchen bei mir haben." Einige liehen ihm 2000 Kauri, andere liehen ihm 5000 Kauri,



andere liehen ihm 10 000 Kauri. Der junge Mann ließ alles Geld zusammenlegen. Der junge Mann legte das letzte Geld dazu, das er noch von seinem Vater geerbt hatte. Es war nicht genug Geld. Der junge Mann rief einige Sklaven. Der junge Mann verkaufte auch einen Sklaven. Der junge Mann sandte das Geld zu dem alten Weibe. Der junge Mann sandte dem alten Weibe vier Kleider und zwei Ketten Perlen. Das alte Weib nahm das Geld. Das alte Weib versteckte das Geld. Das alte Weib nahm die Kleider und die Perlen. Das alte Weib nahm ein Kleid und eine Kette Perlen und gab sie dem jungen Mädchen. Das alte Weib sagte: „Dies schenkt dir der junge Mann. Lege es an. Nun bist du sehr schön. Komm, wir wollen sehr schnell zu dem jungen Manne gehen, ehe Makapho kommt.“ Das alte Weib brachte das schöne, junge Mädchen zu dem schönen, jungen Manne. Der schöne, junge Mann nahm das schöne, junge Mädchen. Der schöne, junge Mann sagte zu seinen Leuten: „Werft das alte Weib heraus!“ Das alte Weib sagte: „Du wirst mich ein andermal wieder rufen!“ Das alte Weib ging nach Hause.

Abends kam Makapho heim zu der alten Frau. Makapho hatte ein Kleid erhalten und brachte Speise mit. Makapho trat in seinen Raum. Makapho sagte: „Mein Mädchen, wo bist du?“ Makapho sagte: „Mein Mädchen, du schämst dich. Ich verlange nicht, daß du sprichst. Ich werde dich finden, wenn ich auch blind bin.“ Makapho ging zu dem Bette. Makapho tastete auf dem Bette hin und her. Makapho sagte: „Mein Mädchen, du bist nicht auf dem Bett. Mein Mädchen, du schämst dich! Du bist ein Mädchen. Ich werde dich finden, wenn ich auch blind bin.“ Makapho setzte sich auf das Bett. Makaphro sagte: „Mein

Mädchen, ich bin blind. Mein Mädchen, ich bin arm. Aber Allah segnet die Blinden, wenn sie nicht schlecht sind. Ich bin blind, aber ich habe nie eine Schlechtigkeit getan. Ich bin blind, aber ich habe noch nie betrogen. Ich bin blind, aber ich war nie Monafiki (Hetzer; ein Mann, der den Menschen von vorn freundlich und schmeichelnd entgegenkommt und ihnen hinterrücks Schlechtes nachsagt). Ich war nicht schlecht. Deshalb hat Allah immer für mich gesorgt. Du wirst mich heiraten, aber du sollst nicht mit mir auf die Straßen gehen, so daß die Hurer dich ansehen, und die Huren Freundschaft mit dir schließen wollen. Du wirst meine Frau am Tage des großen Salla und deshalb wird Allah für dich und mich sorgen. Mein Mädchen, schäme dich nicht. Mein Mädchen, komme zu mir!"

Makapho sagte: „Mein Mädchen, wo bist du? Mein Mädchen, ich bin blind, es ist nicht so, als wenn andere Leute heiraten. Mein Mädchen, komme zu mir."...

Makapho sagte: „Mein Mädchen, du willst, daß ich dich finde!? Ich komme, mein Mädchen!" Der Blinde stand auf. Der Blinde ging an der Wand entlang. Der Blinde tastete die Wand ab. Der Blinde ging zur anderen Seite. Der Blinde tastete die andere Wand ab. Der Blinde tastete alle Wände ab und fand das Mädchen nicht. Makapho setzte sich auf das Bett. Makapho sagte: „Mein Mädchen ist hinausgegangen." Makapho stand auf. Makapho ging auf den Hof. Auf dem Hofe wohnten noch andere Leute. Makapho fragte die Leute: „Ich kam heute morgen mit einem Mädchen. Der König schenkte mir das Mädchen. Ich brachte das Mädchen hierher und ging wieder um ein Hochzeitskleid für mein Mädchen zu suchen. Ich

bin wiedergekommen mit dem Hochzeitskleide. Nun kann ich mein Mädchen nicht finden. Könnt ihr mir sagen, wo mein Mädchen ist?" Einige Leute gingen und sagten: „Ich weiß nichts." Einige Leute gingen und sagten: „Das Mädchen wird weggegangen sein." Einige Leute sagten: „Das Mädchen wird weggenommen sein." Einige Leute sagten: „Es wird jemand mit dem Mädchen gesprochen haben." Einige Leute sagten: „Es wird ein Handel sein." Ein alter Mann sagte: „Ein Blinder ist leicht betrogen." Ein kleiner Bube sagte: „Man hat das Mädchen schön angezogen. Es war sehr schön." Makapho sagte: „Kann mir einer einen starken Stock geben?" Der alte Mann gab dem Mann den Stock und sagte: „Nimm hier diesen Stock, aber sieh, daß du nichts mit dem Alkali (Richter) zu tun bekommst. Vielleicht ist das Holz des Stockes härter als die Knochen eines alten Weibes." Der Blinde sagte: „Es ist gut."

Der Blinde nahm den Stock. Makapho ging und sagte: „Nun kommt der Streit." Der alte Mann sagte: „Mein Makapho! Denke an den Alkali!" Der Blinde sagte: „Das ist keine Sache des Alkali!" Der Blinde ging zu dem alten Weibe. Der Blinde trat in das Haus zu der alten Frau. Die alte Frau sagte: „Mein Makapho, du bist lange weggeblieben." Der Blinde sagte: „Wo ist mein Mädchen? Wo ist mein schönes Mädchen?" Das alte Weib sagte: „Ach das Mädchen! Das Mädchen! Es war kein Mädchen! Es war eine Karua (Freudenmädchen)!" Der Blinde machte die Tür hinter sich zu und sagte: „Wo ist mein Mädchen? Wo ist mein schönes Mädchen?!" Das alte Weib schrie: „Ach das schlechte Mädchen, es war ein sehr schlechtes Mädchen! Es hatte einen Facka (Buhlen). Der Facka kam hierher. Das Mädchen wollte mit dem

Facka in deinem Raume schlafen.“ Der Blinde ging auf das alte Weib zu und sagte: „Mein Mädchen! Wo ist mein schönes Mädchen?“ Das alte Weib schrie: „Ach, das schlechte Mädchen! Wie konnte ich das schlechte Mädchen festhalten? Ihr Facka kam. Ihr Facka schlug mich. Sie gingen fort.“ Der Blinde hob den Stock und sagte: „Mein Mädchen, wo ist mein schönes Mädchen?“ Das alte Weib warf sich auf die Erde und schrie: „Ach, dieses schlechte Mädchen! Sie beschimpfte mich. Sie beschimpfte mich. Sie nahm mir mein letztes Geld aus dem Haus. Ich konnte sie nicht zurückhalten.“ Der Blinde wollte auf das alte Weib losschlagen. Das alte Weib beschmutzte in ihrer Furcht die Erde.

Der Blinde schlug nicht. Der Blinde sagte: „Es ist besser, ich fasse dich jetzt nicht an. Du sagtest: ‚Kein Tier soll das Mädchen nehmen, wenn du mich nicht als Tier ansiehst.‘ Kai, du bist ein Tier! Du sagtest: ‚Kein Mann soll das Mädchen wegnehmen, dem ich es nicht gebe!‘ Du hast das Mädchen einem anderen Manne gegeben. Du sagtest: ‚Ich müßte schlimmer sein als der Teufel, wenn das Mädchen verloren gehen sollte.‘ — Du bist schlimmer als der Teufel! Allah aber wird sehen, ob du auch mehr vermagst, als der Teufel! Mit dem Diebstahl eines Huhnes fängt die Schlechtigkeit des Alters an, und mit dem Tode vieler Menschen hört sie auf, wenn Allah nicht will, daß der Weg versperrt wird. Wehe, ich werde sehen, ob Allah mich dazu ersehen hat, dir den Weg zu versperren.“ Der Blinde ging hinaus.

Makapho schloß hinter sich die Tür ab. Das alte Weib schrie im Hause. Der Blinde ging weg. Der Blinde ging zum Könige. Der Blinde sagte zu dem Könige: „Mein König, leihe mir zehn starke Männer!“

Der König sagte: „Wozu willst du die zehn starken Männer? Willst du ein neues Dach auf dein Haus setzen?“ Der Blinde sagte: „Nein, ich will kein Dach auf mein Haus setzen. Es ist nicht meine Sache. Es ist eine Sache Allahs. Allah hat mir ein altes Weib übergeben, die schlimmer ist als der Teufel.“ Der König sagte: „Dann nimm die zehn starken Männer!“ Der Blinde ging mit den zehn starken Männern fort. Der Blinde ging zum Zunftmeister der Schlächter (Serki Faua). Der Blinde sagte: „Gib mir zehn Kiri.“ (Zu Tauen gedrehte Fellstreifen, mit denen die Bullen gefesselt werden, so daß sie sich beim Schlachten nicht wehren können.) Der Obmann der Schlächter sagte: „Wozu brauchst du die zehn Kiri? Willst du eine Falle für Löwen aufrichten?“ Der Blinde sagte: „Nein, ich will keine Falle für Löwen aufrichten. Es ist nicht meine Sache. Es ist eine Sache Allahs. Allah hat mir ein altes Weib übergeben, die schlimmer ist als der Teufel. Der König lieh mir schon zehn starke Männer.“ Der Obmann der Schlächter sagte: „Dann nimm die zehn Kiri.“

Der Blinde ging mit den zehn starken Männern und mit den zehn Felltauen zu dem Hause der Alten. Der Blinde schloß die Türe auf. Der Blinde sagte zu den zehn starken Männern: „Bindet diesem alten Weibe die Fellstricke um die Glieder und um den Kopf, um den Hals und um den Leib. Schlagt sie und stoßt sie. Reißt sie hierhin und reißt sie dorthin. Würgt sie und stecht sie. Preßt sie und reckt sie. Die zehn starken Männer banden dem alten Weibe die Fellstricke um die Glieder und um den Kopf, um den Hals und um den Leib und schlugen das alte Weib und stießen es. Sie rissen das alte Weib hin und her. Sie würgten das alte Weib und stachen es. Sie preßten

das alte Weib und reckten es. Das alte Weib schrie und heulte. Das alte Weib spie Blut und beschmutzte die Erde. Der Blinde sagte: „Nun werden wir sehen, ob mit dem Gestank alle Schlechtigkeit aus dem alten Weibe herausgekommen ist. Aber Allah will, daß sie weiter bezahlt, was sie schuldig ist.“

Die zehn starken Männer ließen das alte Weib frei. Die zehn starken Männer gingen mit den Felltauen von dannen. Der Blinde machte aber in dem Haus des alten Weibes ein Feuer an. Er warf Pfeffer hinein. Dann ging er hinaus und schloß die Türen von außen. Das Feuer qualmte auf. Dicker Rauch füllte das Zimmer. Das alte Weib rannte in Angst von einer Seite zur anderen. Der Qualm füllte das ganze Haus. Das Weib schrie erst, aber der Qualm füllte ihren Hals. Die Alte fiel hin. Darauf öffnete der Blinde die Tür. Er sagte: „Allah will nicht, daß du stirbst.“ Der Qualm zog aus dem Hause. Das alte Weib stand wieder auf.

Der Blinde rief einen Gundjam (auch Sunram — Barbier) und ließ dem alten Weibe das Haar scheren. Der Blinde ließ es aber nicht zu, daß der Barbier Wasser dazu nahm. Dann nahm der Blinde einen starken eisernen Maka (Bogenspannring). Er legte ihn auf den Kopf der Alten. Er sagte zu der Alten: „Das ist dein Useka (Useka ist das weiche, aus Stoff oder Leder mit Silkbaumwolle oder anderen weichen Fasern gefüllte Ringpolster, die die Haussa auf den Kopf legen, wenn eine schwere, drückende Last zu tragen ist). — Nun werde ich dir auch eine Last geben.“ Der Blinde gab dem alten Weibe einen schweren Stein, den mußte das Weib auf dem Kopfe auf der Eisenringunterlage tragen. Der Blinde sagte: „Nun geh damit im Lande umher und treibe Handel!“ Das



alte Weib mußte fortgehen. Der Blinde trieb es vor sich her. Sieben Monate lang mußte das alte Weib den Stein auf dem Kopfe tragen. Danach sagte der Blinde: „Nun wirf den Stein und den Eisenring fort. Auf dem Wege vom gestohlenen Huhn bis zum gestohlenen Mädchen bist du gegangen. Dann hat Allah dir diesen Stein in den Weg geworfen. Meine Sache mit dir ist zu Ende. Ich habe nichts mehr mit dir zu tun. Ich gehe jetzt wieder meinen Weg. Du aber geh den deinen."

Makapho ging. Das alte Weib warf den Stein und den Eisenring fort. Das alte Weib sagte: „Dieser Blinde ist sehr töricht. Ich aber will schnell nach Hause gehen und sehen, ob mein Geld noch vorhanden ist." Die Alte ging in die Stadt zurück. Die Alte ging auf den Markt und verkaufte Daudauwa (Suppengewürz). Sie hielt Daudauwa auf dem Markte feil. Iblis (der Teufel) kam auf den Markt. Der Teufel kam zu dem alten Weibe und sagte: „Du hattest eine schlechte Sache mit dem Makapho." Das alte Weib sagte: „Kai, lache nicht über mich! Du bist stark, aber ich übertreffe dich." Der Teufel sagte: „Was, du kennst mich nicht, du, das alte Weib von Matasu?" Das alte Weib sagte: „Weshalb soll ich dich nicht kennen? Du bist der Teufel! Aber wenn du auch der Teufel bist, bist du je mit zehn Felltauen an allen Gliedern und am Kopfe, am Halse und am Leibe geschnürt gewesen? Haben dich irgendwann zehn starke Männer geschlagen und gestoßen, hin- und hergerissen, gewürgt und gestochen, gepreßt und gereckt? Bist du je einmal in einem Zimmer mit Feuer und Pfefferqualm eingeschlossen gewesen, solange, bis der Qualm deinen Hals gefüllt hat und du hingefallen bist? Hast du einmal auf dem trocken rasierten Schädel mit einem



Maka als Unterlage einen schweren Stein sieben Monate lang getragen? Kai! Teufel! Kennst du das?"

Der Teufel sagte: „Was hast du sonst an großen Dingen getan?" Das alte Weib sagte: „Was ich sonst an großen Dingen getan habe? Ich weiß nicht alles. Aber daran erinnere ich mich; ich habe über 11 000 Menschen, die miteinander verheiratet waren, auseinandergebracht und verfeindet. Ich habe 2000 Menschen, die miteinander buhlten, entzweit und so verfeindet, daß sie nie wieder daran dachten, wieder zusammenzukommen, zu heiraten und Kinder zu zeugen." Der Teufel sagte: „Das ist recht gut, mein altes Weib. Das ist recht gut. Deswegen übertriffst du mich aber doch nicht. Ich werde dir nun einmal etwas auf dem Markt vormachen, das wirst du nicht nachmachen können. Denn ich bin Iblis, der Teufel." Das alte Weib sagte: „Du bist der Teufel und kannst etwas, das weiß ich. Du wirst sicher eine große Sache machen, das weiß ich. Aber ob ich sie nicht nachmachen oder übertreffen kann, das weiß ich nicht — denn du warst nie geschnürt mit den zehn Felltauen, und saßest nie im Pfefferqualm. Du hast nie monatelang eine Felslast auf einem Eisenringe und geschorenem Kopfe getragen. Ich werde das sehen, wenn du mit deiner Sache fertig bist." Das alte Weib packte seine Körbe auf dem Markte zusammen und ging nach Haus.

Der Teufel ging auf dem Markte hin und her. Er hockte sich hierhin und hörte, was die Kolanußhändlerinnen untereinander sprachen. Der Teufel hockte sich dahin und hörte, was die Kleidermacher miteinander besprachen. Iblis ging dahin, wo die Leinenwarenhändler saßen, hockte sich dabei nieder und hörte, was die miteinander sprachen. Iblis hörte, was die Leute der Stadt sagten, und er hörte, was die Magussaua



(Heiden) erzählten, die mit ihren Weibern auf den Markt gekommen waren, um Holz und Schafe und Dauwa zu verkaufen. Iblis hörte sie alle an. Die einen sprachen schlechte Worte gegeneinander. Andere sprachen einige gute Worte voneinander. Andere sprachen aber sehr schlechte Worte übereinander. Jedes schlechte Wort aber, was die Leute sprachen, nahm Iblis wahr. Iblis ging zu einer Gruppe von Leuten. Iblis sagte: „Du hast bei jenem jenes gekauft. Ich hörte, wie er sagte: er habe dich betrogen.“ Iblis ging zu anderen Leuten und sagte: „Dieser betrog jenen und ihr solltet jenem helfen.“ Iblis ging zu anderen Leuten und sagte: „Jene sagen, einer von euch habe sie betrogen. Sie sagten es aber nur, weil nachts, als eine euerer Frauen ihnen das Essen brachte, diese von ihnen beiseite genommen und mißbraucht worden ist.“ Iblis ging zu anderen Leuten und sagte: „Ihr müßt diesen helfen; denn jene sind schlechte Menschen, die Uebles sagen, weil sie selbst Schlechtes getan haben.“ Iblis ging zu einem angesehenen Manne, der große Karawanen mit Waren bald dahin sandte, bald von dorther bekam. Er sagte zu dem Manne: „Man sagt von dir, du seiest Monafiki (siehe oben), der zwischen jenen und diesen Streit stifte, weil du nicht genug Geld an ihnen verdienst.“ Der Mann war aber wirklich ein Monafiki, und er nahm außer dem Geld den Leuten oft alles ab, so daß sie sich verpfänden mußten und nie wieder ihre Freiheit zu erlangen vermochten.

Als der Monafiki das von dem Iblis hörte, nahm er ein Schwert. Der Monafiki lief zwischen die Leute, die von ihm schlecht gesprochen hatten. Der Monafiki schrie: „Wer hat mich hier einen Monafiki genannt?“ Ein Mann war da, der hatte sich schon lange dem Monafiki verpfändet und der Mann hatte nun nichts



mehr zu verlieren. Der Mann schrie: „Du bist ein Monafiki. Es ist wahr. Du bist ein Monafiki! Ich wiederhole es vor allen Leuten. Alle Leute sollen es hören!“ Der Monafiki schlug mit dem Schwerte nach dem Manne. Der reiche Monafiki erschlug den armen Mann. Einige andere Leute schrien: „Erst hat dieser Mensch uns unser Geld genommen. Nun nimmt er uns auch noch das Leben!“

Einige Leute schlugen auf den reichen Monafiki ein. Die Leute des Monafiki kamen dazu. Der reiche Monafiki fiel zur Erde. Einige schrien vor Freude. Andere schrien: „Ihr sollt euch nicht freuen!“ Einige schrien: „Diese haben jene betrogen.“ Andere schrien: „Nein, jene haben eine Frau von jenem mißbraucht!“ Alle schlugen. Jeder nahm, was er bei der Hand hatte. Zuletzt waren 1200 Menschen totgeschlagen. Da kamen aber die Dogari (Leibgarde) des Königs dazu und trieben alle Leute vom Markte weg.

Der Teufel ging zu dem alten Weibe und sagte: „Komm mit mir, ich will dir zeigen, was ich an einem Tage machen kann.“ Das alte Weib kam mit dem Teufel. Der Teufel führte das alte Weib auf den Markt. Auf dem Markte lagen Körbe und Kleider, Kolanüsse und Bohnenkuchen, Schuhe und Mehlklöße, Garn und geröstetes Fleisch. Getötete Menschen lagen hier und da. Ueberall aber gingen nun die Dogari zwischen den durcheinander geworfenen Sachen und Leichen auf dem blutigen Boden auf und ab. Der Teufel sagte zu dem alten Weibe: „Sieh, das habe ich alles an einem Tage gemacht.“

Das alte Weib sah über den Marktplatz. Das alte Weib sagte: „Das sind doch nicht mehr als 1200 Tote und ein zerstörter Markt.“ Der Teufel sagte:



„Ja, es sind 1200 Tote und ein zerstörter Markt." Der Teufel sagte: „Das habe ich an einem Tage gemacht." Das alte Weib wandte sich verächtlich (durch Pantomime des Erzählers dargestellt) um und sagte: „Das ist alles? Damit willst du mehr können als ich? Geh, mein Teufel! Geh nach Hause. Komme morgen abend wieder. Dann will ich dir zeigen, was das alte Weib kann!"

Das alte Weib ging am anderen Morgen aus und kaufte 100 sehr schöne Kolanüsse; sie kaufte einen Topf voll Wuardi (Riechwasser), sie kaufte eine Handvoll Truare-djubuda (Zibethkatzensekret). Von diesem allem nahm das alte Weib 50 Kolanüsse und das Truare-Djubuda, und damit machte sie sich auf den Weg zum Hause des Königs. Der Serki (König) hatte vor noch nicht langer Zeit eine junge Frau geheiratet. Der Serki war nicht mehr jung, aber er war ein großer König. Das junge Mädchen, das er zu seiner Frau machte, war sehr schön; alle Leute in der Stadt sprachen davon, und der König hatte sie gerne, so daß er sie allen seinen anderen Frauen vorzog und an die Seite seiner ersten Frau setzte.

Das alte Weib kam zu der jungen Frau des Königs. Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Das alte Weib sagte: „Jetzt, wo ich dich gesehen habe, verstehe ich seine Worte, jene Worte Sussos, die mir vorhin wahnsinnig erschienen." Die junge Frau des Königs sagte: „Was ist an mir?" Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Die alte Frau sagte: „Du bist sehr schön. Du übertriffst an Schönheit alle Frauen. Jetzt, wo ich dich gesehen habe, verstehe ich die Worte dessen, der mir vorher wahnsinnig schien." Die junge Frau des Königs sagte: „Kai! Alte Frau! Hier sagt man nicht solche

Worte. Ich werde dir ein Kopftuch schenken. Sage mir schnell etwas Neues aus der Stadt und dann geh. Du bist im Gehöft des Königs." Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Das alte Weib sagte: „Ja, er hat auch gesagt: Du gehst in das Haus eines alten Mannes, des Königs. Er hat gesagt: Du wirst die junge Frau des Königs sehen, die alle Frauen an Schönheit übertrifft. Jetzt, wo ich dich gesehen habe, verstehe ich die Worte dessen, der mir vorher wahnsinnig schien." Die junge Frau des Königs sagte: „Schnell, erzähle mir etwas Neues!"

Das alte Weib legte die 50 Kolanüsse und das Truare-Djubuda hin und sagte: „Was kann er dir anders senden als eine Kleinigkeit! Du hast alles, und wenn er dir einen goldenen Ring schenkt, würde der König es sehen." Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet diese hierher? Wie kann jemand etwas hierher in mein Haus senden?" Das alte Weib sagte: „Das kann nur ein Mann in der Stadt. Kein anderer junger Mann der Stadt würde eine Kolanuß in dieses Haus des Königs senden, in dem dieser alte König dich eingeschlossen hat!" Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet dich hierher?" Das alte Weib sagte: „Das kann nur der sein, der im Kriege voranreitet. Das kann nur der sein, vor dessen Kommen sich die Feinde mehr fürchten als vor 1000 anderen Reitern." Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet dich hierher?" Das alte Weib sagte: „Der mich hersendet, ist der Sohn des Jerima."

Die junge Frau des Königs sagte: „Fürchtet sich denn der Sohn des Jerima nicht, dieses der liebsten Frau des Königs zu senden?" Das alte Weib sagte: „Wenn 100 Löwen auf ihn zuspringen, wird der Sohn des Jerima sich doch nicht fürchten. Wenn 100 Ele-



fanten auf ihn einstürmen, wird sich der Sohn des Jerima nicht fürchten! Wie sollte er sich vor einem alten Manne fürchten?" Die junge Frau des Königs sagte: „Was denkt der Sohn des Jerima?" Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima denkt nicht mehr an den Salam (das Gebet). Der Sohn des Jerima denkt nicht mehr an seine Mutter und an seinen Vater. Der Sohn des Jerima denkt nur noch an dich!"

Die junge Frau des Königs nahm die Kolanüsse. Die junge Frau des Königs nahm die Truare-Djubuda. Die junge Frau des Königs sagte: „Wenn meine weißen Zähne diese roten Kola zerbeißen, werde ich auch an den Sohn des Jerima denken. Wenn der Geruch des Truare-Djubuda meine Gewänder füllt, werde ich an den Sohn des Jerima denken." Das alte Weib sagte: „Denke an ihn, wenn du hörst, daß er wieder in den Krieg zieht. Denke an ihn, wenn du hörst, daß er im Kriege gestorben ist." Die junge Frau des Königs sagte: „Wird der Sohn des Jerima bald wieder in den Krieg ziehen?" Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima mag nun nicht mehr leben. Er denkt nur an dich. Er will morgen wieder in den Krieg ziehen. Er will nicht wiederkommen." Die junge Frau des Königs sagte: „Er will nicht wiederkommen?" Das alte Weib sagte: „Nein, der Sohn des Jerima will nicht wieder in diese Stadt kommen, in der du im Hause des alten Königs eingeschlossen bist. — Der Sohn des Jerima will sterben!"

Die junge Frau des Königs sagte: „Er will sich im Kriege töten lassen!" Die junge Frau des Königs weinte. Die junge Frau des Königs sagte: „Sag, alte Frau! Wie kann es geschehen, daß ich den Sohn des Jerima heute noch sehe?" Die alte Frau sagte: „Das ist eine schwierige Sache. Der Sohn des Jerima



bat mich: ‚Wie kann es geschehen, daß ich die junge Frau des Königs noch einmal sehe, ehe ich in den Krieg ziehe?‘ Das ist eine schwierige Sache.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Du, alte Frau! Den Sohn des Jerima darf sich nicht im Kriege töten lassen. Du, alte Frau, ich will den Sohn des Jerima heute noch sehen! Du, alte Frau! Wenn ich vom Könige etwas will, dann tut er es. Sage mir, wie ich den Sohn des Jerima heute noch sehen kann.“

Das alte Weib sagte: „Du junge, schöne Frau des Königs! Gehe zum Könige und sage ihm: Ich höre, daß meine Mutter erkrankt ist. Erlaube mir, daß ich zu ihr gehe. Ehe es dunkel ist, werde ich wieder zurückkommen. Wenn der König dir dann die Erlaubnis gibt, dann komme schnell zu mir in das kleine Haus am Stadtwall.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Ja, so werde ich es tun. Ich werde sogleich zum Könige gehen. Ich werde dann zu dir kommen in das kleine Haus an dem Stadtwall.“ Das alte Weib sagte: „Komm zu mir. Nachher werde ich dann zum Sohne des Jerima gehen und ihm sagen, daß du bei mir bist.“

Die junge Frau des Königs schenkte dem alten Weibe ein Kopftuch und ein Kleid. Das alte Weib ging. Die junge Frau des Königs nahm die Kola. Sie nahm ein Tuch und legte vier Kola hinein. Die junge Frau sagte: „Der Sohn des Jerima ist jung und schön.“ Die junge Frau nahm vier andere Kola, Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der Sohn des Jerima ist tapfer.“ Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der König ist alt.“ Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der Sohn des Jerima sagte, ich sei die schönste Frau der Stadt.“



Die junge Frau nahm vier Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der junge Sohn des Jerima soll nicht in den Krieg gehen." Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Ich will den jungen Sohn des Jerima bitten, daß er nicht in den Krieg geht." Die junge Frau nahm alle übrigen Kola, warf sie in das Tuch und sagte: „Jetzt gehe ich zu dem Sohne des Jerima. Jetzt werde ich vor dem Sohne des Jerima mich hinwerfen. Jetzt werde ich ihn bitten und bitten. Jetzt werde ich mich schön machen, und jetzt weiß ich, für wen ich es tue."

Die junge Frau des Königs warf ihre Kleider weg. Die junge Frau des Königs tat schöne Stoffe um. Ueber die schönen Stoffe legte sie alte Kleider. Mit den alten Stoffen über den schönen Kleidern ging sie zum Hause hinaus. Sie ging in ein Haus des Königs. Sie sagte einem Sklaven: „Geh und sage dem Könige, ich müsse ihn sehen!" Der Sklave sagte: „Es ist nicht die Zeit dazu. Alle Leute sind da, den König zu begrüßen." Die junge Frau sagte: „Kai, Sklave, geh, oder ich gehe selbst und bitte den König, dich auszupeitschen. Geh zum Könige und sage ihm: Deine junge Frau will dich sprechen. Deine junge Frau fürchtet einen Tod. Geh!" — Der Sklave ging. Der Sklave ging in das Versammlungshaus des Königs. Alle angesehenen Leute saßen um ihn her. Der Sklave warf sich vor dem Könige nieder. Der König fragte: „Was gibt es?" Der Sklave sagte: „Deine junge Frau will dich sprechen. Deine junge Frau fürchtet einen Tod." Der König stand auf. Der König ging hinaus. Der Tschiroma (ein prinzlicher Würdenträger) sagte zu dem Galadima der Stadt: „Der König wird alt. Jede Frau kann ihn jetzt handhaben." Der Galadima sagte: „Der König wird alt."



Der König kam in das Haus, in dem die junge Frau auf ihn wartete. Die junge Frau warf sich vor dem Könige nieder. Die junge Frau weinte und sagte: „Serki! Serki! Serki! König! König! König!" Der König sagte: „Du weinst und hast alte Kleider an! Habe ich dir nicht genug schöne und neue Kleider geschenkt?" Die junge Frau weinte und rief: „König! König! König!" Der König beugte sich über sie und hob sie auf. Der König sagte: „Was ist es?" Die junge Frau sagte: „Ich fürchte einen Tod! Ich fürchte einen Tod! Ich fürchte einen Tod!" Der König sagte: „Weshalb willst du sterben?" Die junge Frau weinte und sagte: „Ich werde nicht zuerst sterben. Ein Mensch stirbt und dann muß der andere Mensch auch sterben!" Der König sagte: „Wer ist es?" Die junge Frau weinte und sagte: „Erlaube mir, daß ich zu meiner Mutter gehe. Erlaube mir, daß ich sogleich hingehe. Ich empfing eine Nachricht. Ich werde heute abend wieder hier sein." Der König sagte: „Ist deine Mutter schon lange krank?" Die junge Frau weinte und sagte: „Nein! Darf ich gehen?" Der König sagte: „Geh!" Die junge Frau lief von dannen.

Die junge Frau lief durch das Gehöft. Die junge Frau lief durch die Stadt. Die junge Frau lief bis ans Ende der Stadt. Die junge Frau lief bis zum kleinen Hause am Stadtwall. Die junge Frau trat in das Haus des alten Weibes. Das alte Weib sagte: „Du! Warum kommst du in alten und schlechten Kleidern?" Die junge Frau sagte: „Laß mich! Rufe schnell den Sohn des Jerima!" Das alte Weib ging. Das alte Weib ging durch die Stadt. Das alte Weib sagte: „Der Jäger hat einen Grashalm in der Steppe im Busch angezündet. Es wird gleich der Wind kommen. Der Wind wird das Feuer durch den Busch treiben

und das Feuer wird Farmen und Speicher der Menschen verheeren!“

Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief in das Gehöft des Jerima. Der Jerima hatte nur einen Sohn. Der Sohn des Jerima lag in seinem Hause. Die Sklaven des Jerima saßen vor ihm und glätteten seine Schwerter und Dolche und Lanzen. Das alte Weib warf sich vor dem Sohne des Jerima nieder. Das alte Weib blieb liegen. Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?“ Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima fürchtet sich nicht und nimmt der Löwin das Kind!“ Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?“ Das alte Weib sagte: „Was zwei Ohren gerne hören, brauchen nicht immer acht zu vernehmen!“ Der Sohn des Jerima sagte zu den Sklaven: „Geht hinaus!“ Die Sklaven gingen hinaus.

Die Sklaven des Jerima gingen hinaus. Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?“ Das alte Weib schlug ihr Tuch auseinander. Das alte Weib legte die 50 Kolanüsse auf die Erde. Das alte Weib stellte den Topf mit Wuardi (Riechwasser) auf die Erde. Das alte Weib sagte: „Das sendet eine junge Frau.“ Der Sohn des Jerima sagte: „Was willst du sagen?“ Das alte Weib sagte: „Dies sendet eine junge Frau.“ Der Sohn des Jerima sagte: „Was willst du sagen?“ Das alte Weib sagte: „Du sollst nicht in den Krieg ziehen. Du sollst nicht sterben. Wenn ein Mensch stirbt, wird auch der andere sterben; denn der andere kann nicht leben, wenn der eine nicht wiederkommt.“ Der Sohn des Jerima stand auf. Der Sohn des Jerima sagte: „Wer ist die junge Frau? Hat die junge Frau nicht genug an ihrem Manne?“ Das alte Weib sagte: „Die junge Frau sieht stets über die Mauer, wenn



du ausziehst zum Kriege. Die junge Frau schläft nicht, wenn du im Kriege bist. Sie litt in der Nacht, wenn du im Kriege warst. Die junge Frau sieht über die Mauer, wenn du aus dem Kriege zurückkehrst. Die junge Frau lebt dann wieder am Tage. Wenn du im Kriege bist, gibt die junge Frau Geschenke den Bettlern und Blinden, damit Allah dir helfe. Wenn du aus dem Kriege wiederkehrst, gibt die junge Frau Geschenke den Bettlern und Blinden, damit Allah dich in der Stadt halte."

Der Sohn des Jerima sagte: „Du altes Weib! Sage mir, wer die junge Frau ist." Das alte Weib sagte: „Es ist die schönste, junge Frau der Stadt. Aber sie liegt zwischen den Füßen des Löwen. Nur ein Tapferer kann sie sehen und begrüßen." Der Sohn des Jerima nahm sein Schwert und hob es. Der Sohn des Jerima sagte zu dem alten Weibe: „Du, altes Weib! Sage mir, wer die junge Frau ist!" Das alte Weib sagte: „Es ist die junge Frau des Königs." Der Sohn des Jerima sagte: „Es ist die junge Frau des Königs!?" Der Sohn des Jerima warf das Schwert fort. Der Sohn des Jerima sagte: „Wo ist die schöne, junge Frau des Königs?" Das alte Weib sagte: „Die schöne, junge Frau des Königs ist in meinem Hause. Die schöne, junge Frau sitzt auf dem Rande des Bettes." Der Sohn des Jerima sagte: „Geh voran! Zeige mir den Weg!"

Das alte Weib ging. Der Sohn des Jerima nahm einen Mann seines Vaters mit. Der Sohn des Jerima folgte mit dem Manne dem alten Weibe. Das alte Weib und der Sohn des Jerima und der Mann gingen durch die Stadt. Sie kamen an den Stadtwall. Der Mann des Jerima blieb zurück. Das alte Weib öffnete die Tür des Hauses. Die junge Frau stand vom Rande



des Bettes auf. Der Sohn des Jerima trat in die Tür. Die junge Frau ließ die alten Kleider fallen. Die junge Frau stand vor dem Sohne des Jerima. Sie war sehr schön. Schöne Kleider schmückten sie. Das alte Weib schloß die Tür. Der Sohn des Jerima blieb zurück mit der schönen, jungen Frau des Königs im Hause.

Der Mann des Jerima stand draußen. Die Türe des Hauses des alten Weibes war angelegt. Das alte Weib lief von dannen. Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief durch das Viertel des Königs. Die angesehenen Leute hatten dem Könige ihren Gruß gebracht. Der König hatte den angesehenen Leuten die Morgenschüsseln reichen lassen. Der König war in einen Hinterraum gegangen. Die angesehenen Leute waren gegangen. Der König war allein. Das alte Weib rannte durch die Durchgangshalle. Das alte Weib rannte in den Raum, in dem der König saß. Das alte Weib warf sich auf die Erde und schrie: „König! König! König!“ Das alte Weib heulte und schrie: „Nun wirst du mich deswegen töten!“ Der König sagte: „Weshalb soll ich dich töten?“ Das alte Weib schrie: „Du wirst mich töten, weil andere dich betrügen.“ Der König sagte: „Was ist?“ Das alte Weib weinte und sagte: „Was kann ich dafür, daß der Sohn des Jerima dich für nichts achtet?“ Der König sagte: „Wieso achtet er mich für nichts?“ Das alte Weib weinte und sagte: „Kann der Sohn des Jerima denn nicht mit den Frauen anderer Leute buhlen? Kann der Sohn des Jerima nicht wenigstens diese eine junge, schöne Frau meiden? Muß der Sohn des Jerima denn gerade diese schöne, junge Frau rufen, die dir am wertvollsten ist und die du neben deine erste Frau gestellt hast?“ Der König sagte: „Alte



Frau, sage mir die Wahrheit. Sage mir, ob du den Sohn des Jerima mit meiner jungen, schönen Frau gesehen hast?" Der König sagte: „Alte Frau, sage mir die Wahrheit." Das alte Weib sagte: „Sie sind in meinem Hause." Der König schrie: „Du lügst!" Das alte Weib sagte: „Sieh, ich habe weiße Haare; ich kann nicht lügen; sie sitzen jetzt auf einem Bett in meinem Hause." Der König sagte: „Ich will einen Boten mitsenden, der soll die Sache sehen." Der König rief einen Mann. Der König sagte zu dem Mann: „Geh mit dem alten Weibe und sieh, ob es wahr ist, daß der Sohn des Jerima mit meiner jungen Frau in ihrem Hause buhlt." Der Bote nahm einen Dolch. Der Bote ging mit der alten Frau.

Das alte Weib führte den Boten des Königs zu ihrem kleinen Hause am Stadtwall. Etwas entfernt von diesem Hause stand der Mann des Jerima. Der Bote des Königs ging auf die Haustür des alten Weibes zu. Er öffnete sie. Der Bote des Königs sah den Sohn des Jerima. Der Bote des Königs sah die schöne, junge Frau des Königs. Die junge, schöne Frau des Königs und der Sohn des Jerima aber sahen den Boten des Königs nicht. Sie sahen nur eines den anderen. Der Bote des Königs zog den Dolch heraus. Der Bote des Königs stieß den Dolch dem Sohne des Jerima in den Rücken. Das Blut sprang heraus und lief über die junge, schöne Frau des Königs hin. Die junge, schöne Frau schrie auf. Der Sohn des Jerima sagte: „Das ist ein schlechter Tod!" Der Sohn des Jerima war tot.

Das alte Weib stand draußen bei dem Manne des Jerima. Der Sohn des Jerima sagte: „Das ist ein schlechter Tod!" Der Mann des Jerima hörte das. Der Mann des Jerima sprang in das Haus



und schlug den Boten des Königs nieder. Dann verwickelte der Mann sich in den Kleidern der jungen, schönen Frau, die am Boden lagen und fiel auf die Erde. Das alte Weib lief fort. Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief so schnell es laufen konnte. Das alte Weib sagte: „Jetzt treibt der Wind das Feuer über die Speicher und Farmen der Menschen. Nichts soll bleiben von dieser Stadt." Das alte Weib lief so schnell es laufen konnte.

Das alte Weib lief in das Haus des Jerima. Das alte Weib rief: „Warum hast du dein Pferd noch nicht gesattelt, Jerima?" Jerima entgegnete: „Alte Frau, weshalb soll ich mein Pferd satteln?" Die alte Frau sagte: „Willst du denn in den Krieg zu Fuß kämpfen, gehen wie ein Soldat?" Der Jerima sagte: „Wer bringt denn den Krieg?" Das alte Weib sagte: „Wenn der König eine fremde Stadt zerstören wollte, rittest du voraus und warst der Erste. Jetzt, wo der König deinen Sohn hat töten lassen, jetzt bleibst du auf deiner Matte liegen!" Der Jerima sprang auf. Das alte Weib sagte: „War dieser Sohn nicht dein einziger Sohn?" Der Jerima schrie: „Sattelt mein Pferd! Sattelt mein Pferd!"

Das alte Weib lief hinaus. Das alte Weib lief durch die Straßen. Das alte Weib lief so schnell es konnte. Das alte Weib sagte: „Jetzt treibt der Wind das Feuer über die Speicher und Farmen der Menschen. Nichts soll bleiben von dieser Stadt!" Das alte Weib lief so schnell es konnte.

Das alte Weib lief in das Haus des Königs. Das alte Weib schrie in die Halle des Königs: „König! König! König! Sattle dein Pferd!" Der König sagte: „Was ist denn?" Das alte Weib schrie: „König bist du gewesen! König bist du nicht mehr! Der Jerima hat



deinen Boten erschlagen lassen. Er reitet zu Pferde! Er reitet durch die Stadt mit seinen Reitern." Der König rief: „Macht ein Grab für den König." Das alte Weib lief von dannen. Das alte Weib sagte: „Ich werde Holz und trockenes Gras in das Feuer werfen." Das alte Weib lief so schnell es konnte.

Das alte Weib lief dahin, wo die Bettler und Diebe waren. Das alte Weib rief die Bettler und Diebe zusammen. Das alte Weib sagte: „Wenn die großen Tiere sich getötet haben, fressen die Würmer ihre Kadaver." Die Bettler und Diebe sagten: „Was gibt es denn?" Das alte Weib sagte: „Hört die Trommel schlagen. Hört die Reiter reiten! Der König und der Jerima haben den Krieg begonnen. Alle Männer sind in den Straßen." Die Bettler und Diebe sagten: „Wir sind nicht hier um zu kämpfen. Laß die anderen kämpfen. Was sollen wir sonst tun?" Das alte Weib sagte: „Alle Männer sind in den Straßen. Niemand achtet auf die Häuser. Geht hierhin und dorthin. Zündet die Häuser an. Stehlet ihnen die Kleider und Perlen, das Silber und das Gold." Die Bettler und Diebe sagten: „Das ist wahr, das werden wir tun." Das alte Weib sagte: „Welche Weiber habt ihr sonst? Welche Weiber könnt ihr heute haben? Alle Männer sind in den Straßen. Werft ihre jungen Mädchen und Frauen auf die Erde! Sie sind besser als die Karua (Dirnen)!" Die Bettler und Diebe liefen von dannen.

Die Bettler und die Diebe liefen von dannen. Alle Männer liefen mit Waffen durch die Straßen. Die Trommeln trommelten. Die Reiter gaben den Pferden die Sporen. Der Jerima versammelte seine Leute und ritt mit ihnen zum Viertel des Königs. Der König sammelte seine Leute und ritt mit ihnen gegen das Haus des Jerima. Die Reiter ritten gegen-



einander. Der Jerima schrie: „Du hast meinen einzigen Sohn töten lassen." Der König schrie: „Dein Sohn hat mit meiner jungen, schönen Frau gebuhlt." Der König und der Jerima ritten mit hochgehobenen Schwertern gegeneinander. Der König und der Jerima trafen einander. Der König und der Jerima stürzten vom Pferde. Der König und der Jerima starben.

Die Leute des Königs schrien. Die Leute des Jerima schrien. Einige Leute jagten hierhin, einige dorthin. Die Leute erschlugen sich hier. Die Leute kämpften dort. Einige stießen mit Lanzen. Andere schlugen mit Keulen. Einige schossen mit Pfeilen. Andere warfen Steine. Die Frauen flüchteten in die Häuser und versteckten die Kinder. Die Mädchen krochen in die Speicher und kauerten da zusammen. Die Bettler und Diebe liefen aber durch die Stadt. Die Bettler und Diebe zündeten hier einen Speicher an, die Bettler und Diebe zündeten da ein Haus an. Die Weiber kreischten. Die Kinder schrien. Die Diebe und Bettler kamen in die Häuser. Einige stahlen. Andere warfen Mädchen nieder. Die Männer in den Straßen rannten auseinander, um ihre Sachen zu retten. Es brannte überall. Kinder wurden von Pfeilen getötet. Weiber wurden von Pferden niedergetreten. Viele Menschen verbrannten.

Häuser und Speicher brannten und verbrannten. Männer und Weiber und Kinder starben. Die Sana-(Matten-)Wände schrien im Feuer. Die Weiber schrien auf der Straße. Wer etwas ergreifen konnte, lief aus der Stadt hinaus. In den Straßen lagen tote Menschen. Auf den Gehöften qualmten Wirbelwinde von Feuern. Die Bettler und Diebe trugen von dannen, was sie fanden. Wer laufen konnte, floh durch das Tor im Stadtwalle hinaus in den Busch.



Auf dem Stadtwall (Birni) über den Toren stand das alte Weib. Das alte Weib tanzte. Das alte Weib sang. Das alte Weib sang: „Seit ich jung war, habe ich nicht mehr getanzt. Seit ich jung war, habe ich nicht mehr gesungen. Heute aber werde ich König der Stadt. Heute bin ich König der Stadt, und Kurra (die Hyäne) und Angulu (der Aasgeier) werden sich vor mir niederwerfen und werden sagen: ‚König! König! König!‘ Sie werden mir danken für diesen Fraß, den ich ihnen mit diesem Feuer brachte. Sie werden mir danken, für die Knochen, die ich ihnen hinwerfen werde. Kai, Makapho: mit zehn Felltauen hast du mich von zehn Männern an allen Gliedern und am Kopf, am Hals und am Leib schnüren lassen. Die zehn starken Männer haben mich geschlagen und gestoßen, hierhin gerissen und dorthin gerissen, haben mich gewürgt und gestochen, gepreßt und gereckt. Kai! Makapho, du hast mich eingeschlossen in ein Zimmer mit Feuer und Pfefferqualm, bis mein Hals von Qualm erfüllt war und ich hinfiel. Kai! Makapho! Du hast mich auf meinem trocken rasierten Schädel mit einem Eisenring als Unterlage einen schweren Stein sieben Monate lang tragen lassen. Kai! Makapho! Sieh nun die Stadt, in der dein Huhn, deine Ziege und dein Esel und Pferd und Kamel verloren ging! Kai! Makapho! Du hast mich das alles gelehrt!“

Das alte Weib tanzte auf der Stadtmauer über den Toren. Die Stadt war verbrannt. Die Menschen lagen als Leichen umher oder waren fortgelaufen. Das alte Weib tanzte und sang: „Kai! Iblis! nun komm und sieh, was das alte Weib kann! Kai, Iblis! Habe ich dich nicht übertroffen?“ Der Teufel kam.

Der Teufel stieg auf den Stadtwall. Der Teufel sah zur Stadt hinab. Der Teufel sah die Leichen und



die verbrannten Häuser. In der Mitte der Stadt lagen der tote König und der tote Jerima nebeneinander. Kein Mensch war mehr in der Stadt. Die Hyänen kamen durch den Busch her. Die Aasgeier flogen über dem Rauch in der Luft.

Der Teufel sah das alles.

Der Teufel sagte: „Was ist das? Hast du, eine einzige, alte Frau, das alles an einem Tage getan? Wenn du das heute tatest, was wirst du dann morgen tun?“ — Der Teufel fing an, sich vor der alten Frau zu fürchten. Der Teufel sprang hinab. Der Teufel ging in die Erde hinein. Das alte Weib sah ihn nicht wieder.

Die Sonne ging unter.

Die Courtisane.

In den kleinen Höfen der kleinen Städte pflanzen die Leute Tabak. Die Blätter pflücken sie ab und rauchen sie. An den Blüten riechen sie immer nur ein wenig und benutzen sie nur, um die Zähne ein wenig zu färben. Die Tabaksblätter wachsen langsam und bleiben lange grün und werden dann noch lange aufbewahrt. Die Tabaksblüte kommt an einem Tage heraus und duftet, und wenn man nach einigen Tagen sie noch einmal sehen will, dann ist sie schon lange gestorben, ist abgefallen und vom Winde hinausgeweht. Wenn ein Mann heiratet, so gewinnt er Blatt und Blätter für seine Familie. Wenn ein Mann zu einer Karua (Courtisane) geht, so ist das für wenige Stunden, und dann ist es vorüber. Wenn aber der Mann bei seinem Weibe nachher wieder schläft, so denkt er an die Karua und umfaßt die Frau fester, und nachher wird die Frau schwanger. — Man kann keine Tabakspflanze ohne eine Blüte haben. Man kann keine Stadt ohne Karua finden. Wenn aber eine Tabakspflanze zu viele Blüten hat, werden die Blätter schlecht. So sagen die Farmleute.

Allah hat allerhand große und kleine Tiere gemacht. Allah schuf die Ameisen, sie bauen ihre Häuser und bringen Korn herein und sorgen für ihre Kinder und laufen den Tag über hin und her. Wenn der Mann ihnen aber zu nahe kommt, dann wird er von der Ameise gebissen und er erleidet Schmerzen. Allah machte die Schmetterlinge. Die Schmetterlinge sind



bunt und fliegen hierhin und fliegen dahin. Wenn sie sich aber anbauen, dann kommen häßliche Raupen heraus, die zerfressen alle Blätter. Die Ameise ist ein häßliches Tier, und wenn man die Ameise in ihrer Arbeit stört, dann beißt sie den Menschen. Ein Schmetterling ist ein buntes, schönes Tier. Wenn der Mann aber mit dem Finger über die Flügel hingleitet, nicht stärker, als er den Busen seiner Karua betastet, dann geht aller Schimmer weg von dem Schmetterling, und er wird häßlich. — Wenn der Mann Frauen vom Lande heiratet, so sind sie emsig und arbeiten und gebären Kinder und bereiten dem Manne ein schönes und großes Haus. Aber wenn der Mann sie falsch anfaßt, dann werden sie böse und verwunden den Mann. Wenn der Mann eine Karua sieht, findet er sie schön. Wenn er zu ihr geht und bei ihr gelegen hat, weiß er aber, daß sie häßlich ist, und wenn er allzuoft der Karua nachgeht, dann zerstört er sein Haus. Denn die Karua fressen gieriger an den Zweigen als die Raupen an den Bäumen.

Die Karua sind die Hyänen der Städte. Wenn die Frauen nachts die Türen nicht schließen, kommen die Hyänen hinein und rauben die Kinder. Die Karua aber schleppen die Väter und die ganzen Häuser weg und treiben sich umher, immer gierig nach anderem Fleische sich umsehend. Die Karua sind aus Fleisch und Knochen, und Tiere. Sie sind keine Menschen mehr, denn sie sehen nicht darauf, daß sie andere zerstören, sondern nur, daß der Wanst und die Eisenkoffer gefüllt werden. Die Karua sind schlimm von klein auf, aber sie werden erst ganz wie die Tiere, wenn sie alt sind. Wenn der Mann bei seiner Frau schläft, denkt sie an ihre Kinder. Wenn der Mann mit seiner Karua schläft, denkt sie nur an ihren Karfa (Buhlen). Wenn

der Mann mit einer Karua schläft, denkt die Karua nur an sein Geld. Die Frau ist glücklich, wenn sie schwanger wird. Die Karua ist glücklich, wenn sie bei dem Manne liegt. Die Karua ist glücklich, wenn sie Geld sieht. Und wenn sie dem Manne, der zu ihr kommt, alles Geld wegnehmen kann, ehe er den Bente (Unterkleid) ablegt, so stößt sie ihn von sich, ohne ihn bei sich schlafen zu lassen.

Die Frauen sind wie die Anabi (Propheten) Allahs. Sie bringen das Gute in das Haus. Die Frauen sind wie die Malaika (die Engel). Sie machen den Mann froh. Die Karua aber sind wie die Maja (oder Mai: Vampyre). Sie saugen das Blut aus den Männern und Häusern und lassen die Männer dann sterben und sehen gar nicht hin, wenn die Männer sterben, denn sie hocken dann an ihren Töpfen und trinken sich voll.

Wenn eine Karua klein ist, geht sie hin und ißt das Geld des jungen Bürschchens. Wenn die Karua älter wird, sieht sie sich um nach wohlgekleideten Männern; dann ißt sie deren Geld, so daß sie nachher weglaufen müssen wie die Lumpen. Die Karua rüstet sich zum Arbeiten wie ein Mann sich zum Kriege rüstet. Die Karua nimmt Katambesifrüchte, brennt sie und malt dann schwarze Linien in ihr Gesicht, auf die Stirn und auf die Wangen. Die Karua färbt ihre Zähne mit Tabaksblättern und Kolanüssen. Sie trägt an den Armen Glasringe. Nirgends sind aber die Karua so geschickt und so schlimm als in *Kano**).

Ich spreche nun von einer Karua, die lebte in *Kano* an der großen Straße. Die war ein kleines

*) Stadt in Englisch Nord-Nigeria.

Mädchen gewesen, da hatte sie schon auf dem Ssongo bei den Fremden geschlafen. Die hatte erst alles Geld ausgegeben für Kleider und süße Speisen und Perlen und Silberschmuck; die war dann älter geworden und hatte ihr Geld dann nicht mehr für süße Speisen und Kleider ausgegeben; sie hatte auch nicht mehr den Ssongo aufgesucht um zu essen, zu tanzen, bei den Männern zu schlafen und einige Kauri mit zurückzubringen; sie hatte ein Haus, und für ihr Geld hatte sie sich vier Sklavinnen gekauft, die mußten ihr jede nach ihrer Art bei dem Geldsammeln helfen.

Jede von diesen jungen Sklavinnen hatte ihren eigenen Namen und hatte ihr eigenes Geschäft. Dies aber waren ihre Namen*):

Die erste Sklavin hieß: Bissudeg ani. („Folge ihm und sieh ihn an".)

Die zweite Sklavin hieß: Ke-ao-nema. („Sieh was einer an Schönem sich wünscht", nämlich von der Karua.)

Die dritte Sklavin hieß: Asikin-sakandere. („Was einer in der Nacht Schönes schenkt".)

Die vierte Sklavin hieß: Karkada-kjaka. („Kehre ihm die Taschen um und sieh, daß nichts mehr darin bleibt".)

Die Karua saß in ihrem Hause und sang. Die vier Sklavinnen taten ihre Arbeit. Wenn die Karua fröhlich war, sang sie: „Ich bin das Huhn der ganzen Stadt, aber ich lege keine Eier. Ich bin der Nakia (der süße Kuchen), von dem jeder ein wenig ißt, aber keiner

---

*) Es scheint mir hier nicht am Platze, diese Namen linguistisch zu zergliedern. Ich gebe deshalb die Erklärungen wieder, die ich von den Erzählern und z. B. hier vom Makapho Birni erhielt.

wird ganz daran satt. Ich bin die Kalebasse, die leicht zerbricht. Jeder kann mich erhalten, aber keiner kann mich behalten. Ich gehe dahin, wo Prinzen wohnen, aber der Platz, an dem ich schlafe, ist so schlecht, daß kein Hund sich da niederlegen möchte." (Weil die Dirne so verachtet ist.)

Diese Karua wohnte an der großen Straße in Kano.

Ein blinder Mann ging umher und bettelte. Der Blinde kam zum Galadima von Mbaina. Der schenkte ihm 400 000 Kauri. Der Blinde kam zum Tafida. Der Tafida schenkte ihm 400 000 Kauri. Der Blinde kam zum Dalaua. Der Dalaua schenkte ihm 400 000 Kauri. Der Blinde kam zum Kileschi. Der Kileschi war nur ein Sklave. Der Serki (Herr) aber des Kileschi schenkte dem Blinden 400 000 Kauri. Der Blinde kam zum Limam (Priester) von Mbaina. Der Limam schenkte ihm 400 000 Kauri. Der Blinde kam zum Alkali (Richter). Der Alkali schenkte ihm 400 000 Kauri. Der Blinde kam zum Serki (König) von Mbaina. Der Serki von Mbaina empfing ihn selbst. Der Serki schenkte ihm 400 000 Kauri und ein Kamel, damit er darauf in seine Heimat reiten könnte.

Als der Blinde vom Serki das Kamel erhalten hatte, packte er alle Kauri, die er nun besaß, zusammen, legte alles Silber, das er bekommen hatte, zueinander, lud alles auf sein Kamel und bestieg es und ritt nach Kano zu. — Der Blinde ritt auf seinem Kamel mit seinen Säcken nach Kano hinein und an dem Hause der Karua vorbei. Die Karua sah den Blinden auf seinem Kamele. Die Karua sagte zu ihrer Sklavin Bissudegani: „Meine Bissudegani, siehe den Mann. Tue deine Arbeit!" Bissudegani ging. Bissudegani folgte dem Blinden. Der Blinde ritt zu einem Hause. Der Blinde stieg von seinem Kamel. Der Blinde nahm

seine Säcke mit Kauri und Silber herunter und trug sie in sein Haus. Bissudegani sah es. Bissudegani hörte das Geld klingen. Bissudegani lief nach Hause.

Bissudegani sagte zur Karua: „Heute werden wir einen reichen Fremden haben.“ Die Karua fragte: „Wen werden wir haben?“ Bissudegani sagte: „Wir werden ein gutes Gericht essen.“ Die Karua sagte: „Welche Art von Fleisch ist es?“ Die Sklavin sagte: „Es ist ein großer Mann.“ Die Karua sagte: „Er wird Jalioka (d. i. trockenes Fleisch, soll soviel heißen, als: der Fremde wird beim Schröpfen nicht viel hergeben) sein.“ Bissudegani sagte: „Nein, es ist kein Jalioka. Der Mann muß nur auf das Feuer gesetzt werden.“ Die Karua sagte: „Ist er der Kissa-Kissa (d. h. festes Fleisch)?“ Bissudegani sagte: „Nein, Kissa-Kissa ist er nicht. Man wird ihn mit etwas Oel aufsetzen müssen.“ Die Karua sagte: „Ist er denn Krigi (altes Leder)?“ Bissudegani sagte: „Nein, Leder ist er nicht. Aber man muß ihn ein wenig kochen.“ Die Karua sagte: „Ist er denn Säisa (geronnenes Blut)?“ Bissudegani sagte: „Ich weiß nicht, was du damit meinst.“ Die Karua sagte: „Ich sehe, du weißt noch nicht alles. Säisa ist ein blinder Mann. Das ist ein Mann, der sein Geld nicht sieht, wenn Asikin Sakandore vor ihm tanzt.“ Bissudegani sagte: „Ja, so ist es. Er ist Säisa.“

Die Karua sagte: „Warum hast du den Mann nicht hergebracht?“ Bissudegani sagte: „Ich habe nicht dein Kleid. Ich habe nicht deinen großen Namen. Ich bin nicht die Herrin. Du bist die Herrin. Es ist nicht meine Arbeit. Auch ist der Fremde kein Makapho (Blinder), sondern ein Homoderi (d. i. ein Mann mit kranken Augen, die nicht vollkommen blind sind, sondern noch einen Schimmer sehen können).“ Die Karua sagte: „Dann werde ich selbst hingehen.“ Die Karua

legte ein neues Kleid an. Die Karua ging zu dem Hause, in dem der Fremde abgestiegen war.

Die Karua trat zu dem Fremden. Die Karua fragte: „Sei gegrüßt! Bist du ein Sohn Dan-Bature-Gonjas (Gonja an der Goldküste, das als Land der sehr reichen Leute gilt)?" Der Fremde sagte: „Das bin ich nicht!" Die Karua sagte: „Bist du der Sohn eines Madugu Adamauas (auch die Kauffahrer, Madugu, die in Adamaua (Nord-Kamerun) handelten, galten früher als sehr wohlhabend)?" Der Fremde sagte: „Nein, das bin ich nicht." Die Karua sagte: „Du hast einen großen Turban. Du reitest ein schönes Kamel. Du hast viel Gepäck. Du siehst aus wie ein großer Mallem (Schriftgelehrter). Bist du der Mallem Issa oder der Mallem Soheibu?" Der Fremde sagte: „Nein, der bin ich nicht." Die Karua sagte: „Bist du der Mallem Muhu oder der Mallem Adamu?" Der Fremde sagte: „Nein, das bin ich nicht." Die Karua sagte: „Bist du etwa Djiberri (oder Gabrielu) oder bist du Senussi?" Der Fremde sagte: „Nein, ich bin keiner von diesen."

Die Karua sagte: „Dann bist du aber doch ein Sarakuma (ein großer Mann, nicht irgendein beliebiger). Bist du etwa der König von Baudi?" Der Fremde sagte: „Nein, das bin ich nicht." Die Karua sagte: „Bist du etwa der König von Gorom oder der König von Lingi, der Sohn Leias?" Der Fremde sagte: „Nein, ich bin keiner von beiden." Die Karua sagte: „Bist du Umoru, der König von Bautschi?" Der Fremde sagte: „Nein, das bin ich nicht." Die Karua sagte: „Bist du der König der Harda?" Der Fremde sagte: „Nein, der bin ich nicht." Die Karua sagte: „Bist du etwa der König von Kano?" Der Fremde sagte: „Nein, das bin ich nicht." Die Karua sagte: „Bist du denn Makapho Birni Kano (d. h. der bekannte Blinde



aus der Stadt Kano)?" Der Mann sagte: „Jetzt hast du meinen Namen."

Die Karua sagte: „Weshalb eilest du so?" Der Fremde sagte: „Ich laufe nicht weg." Die Karua sagte: „Dann will ich dir Wasser (zum Trinken) reichen." Der Fremde sagte: „Geh in dein Haus zurück. Ich werde dann alsbald kommen und einen Trunk Wasser bei dir nehmen." Die Karua sagte: „Du weißt nicht, wo ich wohne. Ich sende meine Sklavin Ke-ao-nana. Sie wird vor dem Hause stehen und dir den Weg weisen." Die Karua ging. Die Karua rief ihre zweite Sklavin und sagte: „Ke-ao-nana, gehe zu dem Hause, in dem Makapho Birni wohnt. Warte vor dem Hause und bringe ihn hierher." Ke-ao-nana ging. Ke-ao-nana ging zu dem Hause des Blinden und setzte sich vor der Tür auf die Straße.

Der Blinde ging in sein Haus hinein. Der Blinde sagte: „Ich bin mit viel Geld wieder nach Hause gekommen. Ich will mein Geld nicht dieser Karua schenken." Der Blinde nahm sein Geld. Der Blinde füllte sein Geld in einen Stoff. Er hob den gefüllten Stoff und wickelte ihn in ein Kleid. Er hob das gefüllte Bündel auf und steckte es in einen Kendi-Kendi (Sack aus eingeborenem Stoff). Den Kendi-Kendi stopfte er in einen Sack. Den gefüllten Sack legte er in einen Waga (Eselstragkorb). Den vollen Waga hob er auf und preßte ihn in einen Sanduki (Koffer aus Eisen). Den gefüllten, schweren Sanduki nahm er auf seine Schulter. Den Sanduki trug er aus dem Hause in den Hinterhof. Im Hinterhof stand ein Rumbu (Speicher). Der Blinde nahm den Sanduki und versteckte ihn in dem Rumbu. Er schloß die Oeffnung des Rumbu und strich Erde vor die Oeffnung, so daß man sie nicht sehen konnte. Der Blinde ging über den Hof



in das Vorderhaus zurück und sagte: „Ich gehe nicht zu der Karua."

Der Blinde ging in das Vorderhaus zurück. Er setzte sich im Vorderhause hin und sagte: „Ich gehe nicht zu der Karua." Der Blinde saß im Vorderhaus. Es war aber etwas in seinem Bente (Unterkleid), das schwoll an. Der Blinde sagte: „Nein, ich gehe nicht zu der Karua. Das Ding im Bente schwoll an und sagte: „Steh auf! Wir wollen nur einen Trunk Wasser bei der Karua nehmen! Steh auf! Wir gehen!" Der Blinde sagte: „Ich gehe nicht zur Karua. Ich gehe nicht zur Karua!" Das Ding im Bente schwoll und schwoll. Das Ding im Bente sagte: „Steh auf, wir gehen! Wir gehen. Auf der Straße steht die Sklavin Ke-ao-nana. Sie führt uns den Weg. Steh auf, wir gehen!" Der Blinde sagte: „Ich gehe nicht zur Karua! Ich gehe nicht zur Karua!" Das Ding im Bente sagte: „Steh auf, wir gehen! Die Karua hat duftende Kleider. Die Karua hat eine warme Hand. Die Karua hat einen wohlriechenden Atem. Die Karua hat einen leichten Schritt. Steh auf, wir gehen! Steh auf, wir gehen!" Der Blinde sagte: „Ob ich gehe? — Nein, ich will nicht gehen."

Das Ding im Bente schwoll. Das Ding im Bente sagte: „Steh auf!" Der Blinde sagte: „Ich stehe nicht auf." Aber das Ding im Bente hob den Blinden auf. Das Ding im Bente sagte: „Wir gehen!" Der Blinde sagte: „Ich gehe nicht!" Aber das Ding im Bente schob den Blinden nach der Tür. Der Blinde sagte: „Nein, ich gehe aber nicht! Ich gehe nicht!" Das Ding im Bente führte den Blinden aber zu der Tür des Hauses und sagte: „Wir gehen, ja, wir gehen! Die Karua hat einen leichten Schritt. Vor der Tür sitzt Ke-ao-nana. Ke-ao-nana wird uns den Weg zeigen."



Der Blinde sagte zu der Sklavin: „Ke-ao-nema! Zeige mir den Weg zu deiner Herrin. Ich will bei ihr nur einen Trunk Wasser nehmen.“ Ke-ao-nema stand auf. Ke-ao-nema führte den Blinden zu dem Hause der Karua. Ke-ao-nema sagte: „Hier ist es.“ Der Blinde trat in das Haus der Karua. Der Blinde sagte: „Salem Aleikum.“ Die Karua sagte: „Maraba Gassesse (Willkommen).“ Der Blinde trat in das Haus. Der Blinde setzte sich im Sauri (Torhaus) hin. Die Karua sagte: „So ist es gut! mein Blinder! Setze dich nieder! So ist es gut. Warte, bis wir dir einen Trunk gebracht haben. Du kannst es nicht sehen! Aber du wirst es hören, mein Blinder, daß gut für dich gesorgt wird.“

Der Blinde saß im Sauri und hörte zum Hof und Hause hinaus. Die Karua rief ihre vier Sklavinnen. Die Karua rief: „Bringt Geero (Hirse)! Stampft Mehl! Bereitet schnell einen Trunk für Makapho Birni.“ Die Mädchen liefen fort. Die Mädchen kamen wieder. Zwei Mädchen ergriffen die Mörserkeulen. Makapho hörte die beiden Mörserkeulen spielen. Die eine Mörserkeule sagte: „Kaewoda!“ Die andere Mörserkeule sagte: „Maewoda!“ Die Mörserkeulen sagten: „Kaewoda! Maewoda! Kaewoda! Maewoda!“ (Ein Fremder kam, Gott gib Essen. Ein Fremder kam, Gott gib Essen.) Makapho hörte, was die beiden Mörserkeulen sagten.

Ein drittes Mädchen trat mit einer dritten Mörserkeule hinzu. Das dritte Mädchen stieß seine Keule auch mit in den Mörser. Die drei Mörserkeulen sprachen miteinander. Die Mörserkeulen sagten untereinander: „Kaessamu! Mussamu! Kaessamu! Mussamu!“ (Ich werde bekommen! Du wirst bekommen! Ich werde bekommen, du wirst bekommen.) Makapho hörte, was die drei Mörserkeulen sagten.

Das vierte Mädchen trat mit der vierten Mörserkeule hinzu. Das vierte Mädchen stieß seine Keule auch mit in den Mörser. Die vier Mörserkeulen sprachen miteinander. Die vier Mörserkeulen sagten untereinander: „Tumunajara mukassawa daebamu! Tumunajara mukassawa daebamu! (d. i. seit wir kleine Mädchen sind, gab man uns Geschenke)!" Makapho hörte, was die vier Mörserkeulen sagten.

Danach nahmen die vier Mädchen das Mehl aus dem Mörser. Sie wuschen das Mehl. Sie schüttelten das Mehl in eine Fefe (Schüttelsieb) trocken. Das trockene Mehl fiel in eine Koria (Kalebasse) hinab. Die Fefe und die Koria sprachen miteinander. Die Fefe sagte zur Koria: „Laß ihn, er kann nicht sehen! Laß ihn, er kann nicht sehen!" Die Koria sagte zur Fefe: „Was willst du essen, wenn du ihn läßt? Was willst du essen, wenn du ihn läßt?" Makapho hörte, was das Schüttelsieb und die Kalebasse mineinander sprachen.

Die Karua trat zu den Mädchen. Sie prüfte das Mehl und sagte: „Ich werde das Mehl selbst noch einmal stampfen!" Die Karua nahm eine Keule und stampfte. Der Blinde hörte, wie die Glasringe am Arme der Karua zusammenschlugen. Die Glasringe sprachen untereinander. Die Glasringe sagten: „Der Mann wird heute gut essen. Der Mann wird aber all sein Geld verlieren. Der Mann wird heute gut essen. Der Mann wird aber all sein Geld verlieren." Makapho hörte, was die Glasringe am Arme der Karua zueinander sprachen.

Die Karua stampfte das Mehl noch einmal. Der Blinde hörte, wie die Tonringe am Arme der Karua zusammenschlugen. Die Tonringe sprachen untereinander. Die Tonringe sagten: „Du kommst mit Lachen!



Du wirst aber gehen im Zorne! Du kommst mit Lachen! Du wirst aber gehen im Zorne!" Makapho hörte, was die Tonringe am Arme der Karua sprachen.

Die Karua stampfte das Mehl noch einmal. Die Karua trat dabei mit dem Fuße (im Takte) auf. Der Blinde hörte, wie ein Ring an dem Zeh der Frau sprach. Der Ring an dem Zeh der Frau sprach: „Da ist einer, der hat keinen Verstand! Da ist einer, der hat keinen Verstand!" Makapho hörte, was der Ring an dem Zeh der Karua sagte.

Die Karua stampfte das Mehl noch einmal! Der Glasring an den Armen der Karua sprach; der Fußring an der Zehe der Karua sprach. Makapho sagte (bei sich): „Die Glasringe sprechen! Die Tonringe sprechen! Der Zehenring spricht! Schon hat die Karua schwarze Linien auf der Stirn. Die schwarzen Linien werden auch sprechen. Sicherlich hat die Karua einen Pflock im Ohre. Der Ohrpflock wird auch sprechen." Der Blinde horchte.

Das Zeichen auf der Stirn der Karua sagte: „Sieh, der Mann kann nicht sehen. Iß nicht alles, was er hat!" Der Ohrpflock antwortete: „Wenn der Mann nicht sehen kann, so kann sein Geld doch sehen!" Makapho hörte, was die Stirnstriche und der Ohrpflock miteinander sprachen. Der Blinde wollte aufstehen und leise wieder von dannen gehen. Die Karua sagte: „Jetzt ist es gut. Meine Sklavin Asikin-sakandere! Nun bereite das Bett, daß wir uns darauf setzen, wenn Makapho Birni seinen Trunk genommen hat." Makapho hörte, wie Asikin-sakandere über den Hof von dannen ging. Makapho setzte sich wieder breit hin.

Die Karua nahm das Mehl und mischte es mit Milch. Die Karua sagte zu Asikin-sakandere: „Nun



führe den Makapho in mein Zimmer. Laß ihn sich niedersetzen und dieses trinken." Asikin-sakandere kam zum Makapho. Asikin-sakandere führte den Blinden aus der Sauri über den Hof in das kleine Zimmer der Karua. In dem Zimmer der Karua stand ihr Bett. Auf dem Bette lagen viele Decken. Die Decken dufteten. Asikin-sakandere sagte: „Hier setze dich, Makapho. Hier wirst du alles haben, was du dir wünschest. Nimm dieses und trinke." Der Blinde nahm die Schale. Asikin-sakandere ging. Der Blinde trank die Schale aus.

Die Karua trat in das kleine Zimmer. Die Karua sagte: „Hast du getrunken?" Der Blinde sagte: „Ja, ich habe getrunken." Der Blinde setzte die Schale zur Seite. Makapho sagte: „Komm, setze dich zu mir!" Die Karua setzte sich zu dem Blinden auf das Bett. Die Karua sagte: „Du bist ein Blinder! Womit siehst du nun, was schön und was häßlich ist?" Der Blinde sagte: „Ich sehe es mit der Hand." Die Karua nahm die Hand des Blinden und legte sie auf ihre Stirn. Die Hand des Blinden glitt über die Stirn der Karua hin. Der Blinde sagte: „Hierfür schenke ich dir 20 000 Kauri." Die Karua führte die Hand des Blinden über ihr Gesicht. Die Hand des Blinden glitt über ihre Lippen. Der Blinde sagte: „Hierfür schenke ich dir 20 000 Kauri."

Die Karua führte die Hand des Blinden über ihren Busen. Die Hand des Blinden glitt über den Busen. Der Blinde sagte: „Hierfür schenke ich dir 40 000 Kauri. Die Karua führte die Hand des Blinden über ihre Lenden. Die Hand des Blinden glitt über die Lenden. Der Blinde sagte: „Hierfür schenke ich dir 80 000 Kauri!" Die Karua ließ die Hand des Blinden frei. Die Hand des Blinden glitt über den



Nabel der Karua. Der Blinde sagte: „Hierfür schenke ich dir 200 000 Kauri."

Der Blinde tastete mit seiner Hand. Die Karua hielt seine Hand auf. Der Blinde stieß die Hand der Karua beiseite. Der Blinde strich über die Geschlechtsteile der Karua hin und her. Der Blinde sagte: „Hierfür schenke ich dir alles, was ich habe!" Die Karua sagte: „Wenn du mich beschlafen willst, so ist mir das recht! Bring mir aber dann das her, was du versprachst." Der Blinde sagte: „Das will ich tun." Der Blinde drückte seine Hand noch einmal auf die Geschlechtsteile der Karua. Die Karua stieß ihn zurück. Der Blinde stand auf. Die Karua sagte: „Meine Sklavin Kardada-kjaka wird dich hin- und zurückführen! Meine Kardada-kjaka tue deine Arbeit."

Die Sklavin kam. Die Sklavin führte den Blinden zu einem Hause. Der Blinde sagte: „Geh nur schneller! Wenn ich auch blind bin, kann ich doch schnell gehen!" Der Blinde kam in sein Gehöft. Der Blinde lief über seinen Hof. Der Blinde trat gegen eine Mörserkeule, die auf seinem Hofe lag. Der Blinde nahm die Mörserkeule auf. Er lief auf den Rumbu zu, in dem der Sanduki mit seinem Geld war. Er zerschlug mit der Mörserkeule die Lehmwand des Rumbu. Er packte den Sanduki. Er hob den schweren Sanduki auf seine Schulter. Er trug den Sanduki heraus. Karkada-kjaka sagte: „Komm schnell! Die Karua wartet!" Der Blinde sagte: „Lauf nur schnell, ich komme schon mit, wenn der Sanduki auch schwer ist."

Karkada-kjaka brachte den Blinden zurück. Karkada-kjaka sagte: „Hier ist er mit seinem Gelde!" Die Karua sagte: „Hilf ihm!" Karkada-kjaka sagte: „Mein Blinder, lege dein Riga (Kleid) und deine Hosen ab." Karkada-kjaka zog den Blinden die Hosen ab. Kar-

kada-kjaka sagte: „Meine Herrin, nun habe ich ihm alles abgenommen." Die Herrin sagte: „Dann führe ihn hinaus, gib ihm Wasser und lasse ihn sich hinter dem Hause waschen!"

Karkada-kjaka führte den entblößten Blinden hinaus. Der Blinde wusch sich. Die Sklavin ging. Die Sklavin schloß die Tür. Die Karua legte Steine vor die Türe, so daß sie von außen nicht zu öffnen war. Die Karua packte die Säcke und Körbe aus. Die Karua nahm die Säcke mit Kauri und Silber heraus. Die Kaura zählte das Geld des Blinden. — Als der Blinde sich gewaschen hatte, kam er zurück. Der Blinde kam an die Tür des Hauses und wollte sie öffnen. Der Blinde erkannte, daß die Tür von innen verschlossen war.

Der Blinde schrie: „Karua! Karua! Mach mir auf!" Die Karua zählte ihr Geld. Der Blinde schrie: „Karua, Karua, mache mir auf! Ich bin nackt. Karkada-kjaka hat mir alles genommen, was ich hatte." Die Karua zählte das Geld. Die Karua fragte: „Was ist denn da?" Der Blinde rief: „Ich bin da! Ich bin es, Makapho Birni!" Die Karua zählte das Geld. Die Karua sagte: „Makapho Birni? Mit einem Makapho Birni habe ich nichts mehr zu tun!" Der Blinde schrie: „Wenn das Geld auch weg ist, so sind doch die Worte nicht zu Ende (d. h., da ich nun auch nichts mehr habe, so mußt du doch das erfüllen, wofür ich dir alles versprochen habe). Karua öffne!" Die Karua zählte das Geld. Die Karua antwortete nicht mehr. Der Blinde ging entblößt nach Hause. Der Blinde hatte sein Geld verloren.

So sind diese Karua. — — —



Der Gierige.

Ein Goru*) hat Zähne aus Eisen; der Goru hat einen Bauch wie eine Trommel. Wenn der Goru jemand anders Essen reicht, und er hat selbst nichts zwischen den Zähnen, so ist ihm das ein Schmerz, und er muß weinen. Man kann einen Goru schlagen, und der Goru wird es nicht merken, solange er eine Schüssel voll Brei vor sich hat. Wenn man dem Goru aber eine Erdnuß aus einem ganzen Korbe voll wegnimmt, so brüllt er vor Schmerz. Man kann dem Goru sein ganzes Geld wegnehmen — solange er vor seiner Mahlzeit sitzt, sagt er nichts, und es ist ihm gleichgültig. Wenn man dem Goru das Essen vorsetzt und dann sein Haus anzündet, wird er lieber im Hause mitverbrennen als von seinem Essen weggehen. Kein Weib kann mit dem Goru leben, denn der Goru sieht nur die Speise, die das Weib macht und nicht das Weib. Kein Weib kann mit dem Goru leben, denn wenn sie den ganzen Tag gearbeitet hat, um ihm das Essen zu machen, wenn sie ganz müde ist von ihrem Werke, dann jagt der Goru sie aus der Stube, in der er ißt. Er gibt ihr dann nichts von der Speise ab, sondern schreit: „Faules Weib! das ist

*) Als Goru oder Gouru bezeichnet der Haussa einen Mann, der dadurch wieder Junggeselle wird, daß seiner Gier und Geizigkeit wegen es keine Frau bei ihm aushält. Solche habgierigen und zumal Freßgierigen sind als ein Volkstypus anzusehen, mit welchem die Volkserzählung sich gerne beschäftigt.

alles, was du mir an einem Tage zu essen machen konntest?" Der Goru läßt seine Frau arbeiten und vor Hunger sterben. Er gibt ihr nichts zu essen ab. Eine Frau, die mit einem Goru verheiratet ist, kann keine Kinder bekommen, denn sie hat keine Zeit, sie muß Essen machen; sie kann kein Kind ernähren, denn sie hat so wenig Essen, daß sie keine Milch in der Brust hat; der Goru achtet das Weib nicht am Tage und nicht in der Nacht. Und wenn das Weib ihm verspricht, nachher Essen mit nach Hause zu bringen, dann sendet er sie selber auf die Straße; dann sagt er zu seinem Weibe: „Du hast mir heute ein wenig Essen gemacht. Es war nicht viel. Geh nur auf die Straße und hure mit den anderen Männern. Laß dir Essen von den Männern schenken. Gib dich den Männern hin und bring mir das Essen ins Haus. Findest du aber, daß ich schon eingeschlafen bin, dann wecke mich, damit ich heute Nacht das noch verzehren kann, was du verdient hast!" — Deshalb ist ein Goru ein Mann, bei dem nie eine Frau bleiben kann.

Ein Blinder kam in das Land Daura. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde kam an das Haus eines Goru und sagte: „Salem Aleikum." Der Goru sah den Blinden hereinkommen. Der Goru hatte eine Schüssel voll Essen mit vier großen Schöpflöffeln vor sich stehen. Es war kaltes Essen von gestern. Der Goru sagte: „Was willst du hier?" Makapho sagte: „Ich bin ein Fremder. Ich suche ein Haus, in dem ich bleiben kann." Der Goru sagte: „Ich fürchte mich, dir einen Schlafraum zu geben, denn nachher kannst du alles, was du hier siehst, in der Stadt herumerzählen." Makapho sagte: „Siehst du nicht, daß ich blind bin? Was soll ich also von dir erzählen?"



Der Blinde trat in das Haus. Der Blinde setzte sich. Der Blinde sagte: „Wo ist deine Familie?" Der Goru sagte: „Der Rumbu (Speicher) im Hofe ist meine Frau, die Kalebassen, die Holzschalen sind meine Kinder. Der Stampfmörser ist mein ältester Sohn." Der Blinde saß im Sauri (Torhaus) des Goru. Der Goru brach ein Stück von der kalten Speise ab. Er warf Breistücke ins Wasser. Er schlürfte es auf. Der Goru klopfte sich dann auf die Brust, damit die harten Stücke herabgleiten möchten. Die harten Stücke glitten weiter. Als die harten Stücke in den Magen des Goru herunterfielen, gab es ein lautes Geräusch. Der Goru aß alles auf. Der Goru gab dem Blinden nichts ab.

Als es Abend wurde, stieg der Goru die Treppe hinauf auf das flache Dach des Hauses. Er sah nach allen Seiten um. Dann kam der Goru wieder in das Haus herab. Makapho fragte den Goru: „Was hast du gesucht?" Der Goru sagte: „Ich habe nur um mich gesehen, ob der Mond schon aufgeganen ist." Das war aber nicht wahr. Der Goru hatte nachgesehen, aus welchem Gehöfte Rauch auffsteige, wo man Essen bereite, damit er dann dahingehen und sich Essen ausbitten könne. Goru sah an vielen Orten Rauch auffsteigen. Goru sagte zu dem Blinden: „Ich will nun hinausgehen und in der Stadt mich umsehen, ob ich etwas zu essen finde." Der Goru ging. Makapho blieb im Hause.

Der Goru ging in seines Vaters Haus. Der Goru ließ sich in seines Vaters Haus 20 Kalebassen mit Essen geben und verzehrte das. Der Goru ging in seiner Mutter Haus. Der Goru sagte: „Ich habe heute noch kein Essen gehabt!" Die Mutter gab dem Goru 20 Kalebassen mit Essen. Der Goru kam am

Hause des Königs vorbei. Der Goru begrüßte den König. Der Goru sagte: „Ich habe heute noch kein Essen gehabt!“ Der König ließ dem Goru 60 Kalebassen mit Essen geben. Der Goru verzehrte alles.

Danach ging der Goru heim in sein Haus. Der Goru traf den Blinden. Der Goru setzte sich zu dem Blinden. Der Goru sagte: „Ich habe nichts zu essen gefunden.“ Der Blinde sagte: „Es sind viele Tage, an denen es nichts zu essen gibt.“ Der Goru und Makapho saßen zusammen. Der Goru fing zu weinen an. Der Goru weinte. Makapho sagte: „Weshalb weinst du?“ Der Goru weinte und sagte: „Ich habe heute nur 100 Kalebassen voll Essen gehabt. Das ist so wenig!“ Makapho sagte: „Draußen auf dem Hofe hast du doch deinen Rumbu! So nimm doch, was du brauchst, heraus und bereite dir selbst Speise!“ Der Goru sagte: „Ich bin ein armer Mann, aber ich will es tun.“

Der Goru ging hinaus in den Rumbu. Der Goru nahm 10 Kalebassen voll Geero (Hirse). Der Goru nahm 10 Kalebassen voll Wake (Bohnen). Der Goru nahm 10 Kalebassen voll Dauwa (Sorghum, eine Getreideart). Mit alle dem kam der Goru wieder. Der Blinde hörte, wie der Goru wiederkam. Der Goru ging zum Reibstein. Der Blinde hörte, wie er zum Reibstein ging. Der Goru begann das Korn auf dem Reibstein zu mahlen. Der Blinde hörte es.

Der Goru hatte ein Bauwa-mpana (ein Lederkleid, Arschleder. Dem Sinne nach soll es heißen: truble of the slave, Ungemach des Sklaven) an. Der Goru rieb auf dem Reibstein. Der Goru rieb und rieb. Der Blinde hörte das. Das Bauwa-mpana sang. Der Blinde hörte es. Der Reibstein sang. Der Blinde hörte es. Der Reibstein sang: „Gabaku, bajaku!



Gabaku, bajaku (Vorne hart, hinten hart! Vorne hart, hinten hart)."*) Das Leder schlug im Takte auf das Gesäß des Goru, der Bewegung folgend, hin und her. Das Bauwa-mpana sang: „Baka deauri, baka deauri, baka deauri! (Nicht verheiratet, nicht verheiratet!)"

Der Goru hatte eine große Akoschi (Holzschale). Diese Holzschale konnte 200 Kalebassen voll Essen fassen. Der Goru hatte der Akoschi den Namen: Gampalki („Größer als jede andere") gegeben. Der Goru brachte alles Mehl. Dann füllte der Goru alles Mehl in die Gampalki. Die Gampalki war ganz gefüllt. Der Goru trug die Gampalki herein. Der Goru sagte zu den Blinden: „Hier habe ich mir ein wenig Essen bereitet. Vielleicht möchtest du ein klein wenig davon zu dir nehmen." Makapho sagte: „Ich danke dir. Ich will kein Essen!" Der Goru sate: „Ich danke dir. Ich danke dir. Ich danke dir. Wenn du mir diese kleine Speise allein überläßt, dann wird sie gerade reichen, meinen leeren Bauch zu füllen. Ich danke dir! Ich danke dir! Ich danke dir." Der Goru aß danach alles auf.

Der Goru hatte alles aufgegessen. Der Goru sagte zu den Blinden: „Komm, mein Blinder, wir wollen uns draußen ein wenig hinsetzen. Es ist draußen kühle Luft." Der Goru führte den Blinden heraus. Sie setzten sich draußen hin. Der Goru nahm sieben Goriba (Früchte der Borassuspalme) mit hinaus. Der Blinde und Goru saßen draußen. Der Blinde aß die sieben Goriba auf. Nach einiger Zeit ging der Goru wieder in das Haus. Er nahm drei Moritschi (Keime der Borassuspalme) und brachte sie heraus. Er

*) Unreine, phonetisch dem Sinn der Erzählung angepaßte Haussasprache des Erzählenden.

setzte sich wieder neben den Blinden. Er schluckte eine der Moritschi nach der anderen hinunter, ohne sie erst zu zerbeißen. Dann sagte der Goru: „Nun ist es Zeit, daß wir uns zum Schlafen hinlegen!" — Der Goru und Makapho gingen ins Haus. Makapho legte sich nahe dem Bette des Goru zum Schlafen nieder.

Als es in der Mitte der Nacht war, erhob sich der Goru vorsichtig. Der Goru holte eine Schale mit Bohnen. Er stellte die Schale mit Bohnen nahe an sein Bett und legte sich wieder hin. Dann nahm der Goru von den rohen Bohnen und aß sie roh, wie sie waren. Makapho hörte, wie der Goru die trockenen, rohen Bohnen aß. Makapho sagte: „Bei dir müssen Ratten sein. Wir wollen die Ratten verscheuchen, denn sie fressen deine Bohnen." Goru legte sich leise auf sein Bett zurück und sagte nichts.

Als eine Zeit verstrichen war, glaubte der Goru, daß Makapho auch schlafe. Der Goru erhob sich wieder und langte mit der Hand nach der Kalebasse, in der die Bohnen waren und nach einem Beutel, in dem er Dauwa (Sorghum, eine Getreideart) hatte. Makapho hörte, wie der Goru sich bewegte. Der Blinde faßte seinen Stock und schlug mit aller Kraft zu. Der Blinde zerschlug die Schale und traf hart auf die Hand des Goru. Der Blinde sagte: „Die Ratten fressen noch alles auf!" Der Goru zog seine Hand schnell zurück und legte sich vorsichtig hin. Die Hand schmerzte aber dem Goru so, daß er nicht wieder einschlafen konnte. Der Blinde schlief. Der Goru blieb vorsichtig auf seinem Bette liegen.

Am anderen Morgen erwachten die beiden Hähne des Goru. Der kleine Hahn rief: „Kasuake-daberre! Kasuake-daberre (Er hat nachts Bohnen gegessen)!" Der große Hahn antwortete und sagte: „Megigisi-keкerre!



Megigisi-kekerre (Ganz früh morgens sucht. Soll bedeuten: Der Mann, der vom frühen Morgen an Essen sucht.)!“ Der Goru erhob sich. Der Goru sagte zu dem Blinden: „Makapho! Komm, ich will dich weggeleiten. Es ist besser, wenn du nicht in meinem Hause bleibst.“ Makapho erhob sich. Goru begleitete den Blinden fort. Der Goru ging mit dem Makapho durch den Busch von dannen.

Als Makapho und der Goru eine Zeitlang im Busche hingegangen waren, hörten sie Kurra (Hyäne). Kurra sah Makapho und den Goru. Kurra rief dem Goru zu: „Bi-denji! Bi-denji (— folgen Familie! folgen Familie! Soll heißen, daß der Goru immer seiner Familie nachläuft, um Essen zu erbetteln)!“ Nach einiger Zeit begegnete Makapho und der Goru der Mudjurru (Hauskatze). Als die Hauskatze den Goru sah, sang sie: „Mekaschijau? Mekaschijau? Mekaschijau?“ (Was ißt er heute?) Nach einer Weile kamen sie an einem Baume vorbei, auf dem saß Mudja (die Eule). Mudja sang: „Mogum karamakowta! Mogum karamakowta!“ (Mogum = schlecht. Karamakowta ist eine Gruppe von Leuten, die nicht auf der Basis der Familienzusammengehörigkeit, sondern des Zusammenarbeitens wegen beisammen wohnt. Heißt also soviel wie: „Schlechte Werkgenossen!“ Der Sinn, der dem Schlecht hier zugrunde gelegt ist, ist der, daß der Genosse, der selbst keine Familie, d. i. Weib und Kind hat, den Weibern der anderen Leute nachstellt.)

Makapho und Goru gingen im Busche weiter. Sie trafen am Wege Gadakarra (Vögel, die immer paarweise am Wege sitzen). Als Gadakarra den Goru sah, sang er: „Gampa! Gampa! Gampa!“ (Großer Mund oder unersättliches Maul.) Makapho und Goru gingen im Busche weiter. Sie trafen am Wege den

Gauraka (Kronenkranich). Als Gauraka den Goru sah, schrie er: „Kandegari akauwar! Kandegari akauwar!" (Wenn du Mehl bekommst, iß nicht alles!)

Makapho und Goru gingen im Busch weiter. Sie trafen am Wege Gauwaka (ein blauer Vogel). Als Gauwaka den Goru sah, schrie er: „Ko-agida kaikena! Ko-agida masiaschi!" (Im Hause niemand! Im Hause nur ein Törichter. Soll bedeuten: Wenn nur ein Tor im Hause ist, so ist es so gut, als wenn niemand da ist.)

Der Goru sagte: „Es ist mir nicht angenehm, mit dir weiter zu gehen. Alles schimpft, wenn du an meiner Seite bist. Also geh allein deiner Wege. Ich kehre um und gehe wieder nach Hause." Makapho sagte: „Du bist mit den Blinden zusammen gekommen. Du hast den Blinden in deiner Weise aufgenommen. Ich gebe es in meiner Weise wieder. Ein Makapho kann nicht sehen. Der Blinde hört desto besser. Der Makapho hört vieles, was der sehende Mensch nicht hört. Du sollst nun in Zukunft soviel hören, wie ein Blinder." Makapho ging seines Weges im Busch weiter. Der Goru ging zurück in die Stadt.

Der Goru kam in die Stadt. Der Goru kam über den Markt. Auf dem Markte schlug man die Kunkudu (d. i. die kleine Schlächtertrommel). Der Goru hörte die Kunkudu. Die Kunkudu sagte: „Kekede! Kekede! Kekede!" (Du nur einer! Soll heißen, wie schimpflich es sei, daß keine Frau es bei dem Goru aushalte, so daß er allein sei.)

Der Goru hörte das.

Auf dem Markte schlug man die Kanangu (große Trommel). Der Goru hörte die Kanangu. Die Kanangu sagte: „Degasaunka sai (wenn es nicht dein



Fuß ist, ist es der Fuß der Ratte!)." Der Goru hörte das.

Auf dem Markte schlug man die kleine Dundufa (eine andere Trommel). Der Goru hörte die kleine Dundufa. Die kleine Dundufa sagte: „Katschikai kadei! Katschikai kadei! (Du ißt einsam! Du ißt einsam!)" Der Goru hörte das.

Auf dem Markte schlug man die große Dundufa. Der Goru hörte die große Dundufa. Die große Dundufa sagte: „Goru denji mudjia. Wasa deraua banakaba! Goru denji mudjia! Wasa deraua banakaba!" (Goru, du bist von der Familie der Eule! Spiel im Sonnenlichte, ist nichts für dich!)" Der Goru hörte das.

Auf dem Markte schlug man die Koria-nkoge (d. i. die Kalebasse, die mit Stöcken geschlagen wird). Der Goru hörte die Koria-nkoge. Die Koria-nkoge sagte: „Bakade aure! Baka-i-arsekiba!" (Du bist nicht verheiratet! Du hast es nicht besser). Der Goru hörte das.

Auf dem Markte spielte man die Goge (Geige). Der Goru hörte die Goge. Die Goge sagte: „Koana goma seï didiga! koama goma seï didiga!" (Ehe zehn Tage verflossen sind, ist jeder Speicher leer. Soll heißen, daß der gierige Goru in zehn Tagen jeden Speicher leer fressen würde.) Der Gorua hörte das.

Auf dem Markte schlug man die Koso (eine Trommel). Der Goru hörte die Koso. Die Koso sang: „Jemen de saki! Jemen de saki!" (In meinem Barte ist Mehl. Soll heißen, daß der Goru ein verwilderter Hagestolz sei, für dessen Aeußeres weder er selbst, noch eine Frau sorge.) Der Goru hörte das.

Auf dem Markte blies man die Pampampani (lange Holztrompete). Der Goru hörte die Pampam-



pani. Die Pampampani sang: „Hana gaja ruba! Hana gaba de saura! Hana gaja ruba! Hana gaba desaura!" (d. h., laß nicht den gaja, den trockenen, geschmacklosen Maisbrei verkommen! Deiner ist die übrigbleibende Hälfte würdig. Soll heißen, daß der Goru um den elenden Rest trockenen Maisbreies bettelt, den die anderen übrig lassen.) Der Goru hörte das.

Auf dem Markte spielte man die Algeita (arabische Trompete). Der Goru hörte die Trompete. Die Trompete sagte: „Riga-uka de toka, me baba keke kirji!" (Dein Kleid ist voll Asche und dein Kleid ist verbrannt. [Weil der Goru selbst kocht.]) Der Goru hörte das.

Auf dem Markte blies man die Kakaki (die lange Posaune). Der Goru hörte die Kakaki. Die Kakaki rief: „Wuofi! Wuofi! Wuofi! sunji mahokotsi de keï! Bakan tjetse!" (Nichts, nichts, nichts macht verrückt mit dir. Jemand, der nicht hat. Soll heißen: Jedermann sieht dich für einen Verrückten an, für ein Nichts.) Der Goru hörte das.

Der Goru hörte die Kunkudu und die Kanangu, er hörte die kleine Dundusa und die große Dundusa, er hörte die Koria-nkoge und die Goge; er hörte die Koso und die Pampampani, er hörte die Algeita und die Kakaki. Der Goru lief fort in sein Haus. In seinem Hause hörte er von fern her noch die Kakaki. Die Kakaki sang: „Wuofi! Wuofi! Wuofi! Nichts, nichts, nichts!"

Der Goru hörte das. Der Goru sagte: „Seitdem dieser Blinde bei mir war, werde ich alles mit den Ohren des Makapho hören."

Der Goru ging hin und erhängte sich!



Gestalten.





Gestalten und ihre Schöpfer.

(Zur Einführung.)

In der Form weichen die Dichtungen der afrikanischen Völkerschaften stark voneinander ab — nicht so, daß man sagen kann, es sei unbedingt von Stamm zu Stamm eine Verschiedenartigkeit wahrzunehmen, wohl aber in der Weise, daß man den großen Gruppen der Völkerschaften entsprechend große Gebiete der Verbreitung bestimmter bevorzugter Dichtungsformen analog zu setzen vermag. So z. B. entspricht die Verbreitung der Ritter- und Barden-Legenden, von denen ich im „Schwarzen Dekameron" einige der schönsten Stücke wiedergegeben habe, dem Einflußgebiet der hellfarbigen nordwestlichen Saharabevölkerung. Die Tierfabel ist besonders bei den westlichen Stämmen heimisch und bevorzugt, findet sich aber auch in dem größten Teil des Raumes, den dunkelhäutige Völker überhaupt bewohnen. Die reichere, poetische Dichtweise, deren Höhen wir in den orientalischen Gebieten suchen dürfen, ist von Osten her durch den Sudan gezogen und vereinigt sich im Westen mit Heldensage und Tierfabel. Wenige Völker gibt es in Afrika, welche überhaupt keine Erzählungen haben.

Von diesen großen Zügen abgesehen, kann man aber auch verschiedene kleinere Varianten erkennen. Nach mancher Richtung mag hier modische Bevorzugung mitsprechen, die die eine oder andere Geschichte in bestimmten Zeiten besonders allgemein interessant er-



scheinen läßt. Dagegen sind fraglos auch Unterschiede im Erzählertalente unter den afrikanischen Völkern wahrzunehmen. Als ausgesprochenstes Beispiel hierfür werde ich im nächsten Teile verschiedene Geschichten der Bena-Lulua am Kassaï bringen, die in knapper und geistreicher Form poetische Gedanken in schlichte, aber desto packendere Form gebracht haben. Dann aber kann man sagen, daß einige Stämme besonders geschickt im Erzählen von Geschichten sind; andere weniger.

Aber auch abgesehen von dieser Verschiedenartigkeit, die mehr oder weniger nur ein ethnographisch-wissenschaftliches Interesse hat, läßt sich doch noch mancherlei anderes von den Erzählungen gerade in bezug auf ihre Verschiedenartigkeit sagen.

Wenn wir erst über eine vollständigere Kenntnis der afrikanischen Erzählungskunst verfügen, wenn wir dieselbe Geschichte in vielen Varianten von vielen Völkern kennen, dann werden wir unbedingt feststellen können, daß zwar allenthalben diese Geschichten sich auszeichnen durch eine ursprünglich wesentliche Beziehung zwischen Stoff und Figur, daß aber in der Wechselwirkung dieser beiden Hauptbestandteile eine bedeutende Variation zum Ausdruck kommt.

Im Nachfolgenden habe ich vor allen Dingen Stücke zusammengestellt, welche uns zeigen sollen, wie bunt der Reichtum der Gestalten ist, den afrikanische Erzählerkunst bietet. Bunt und reich! Da haben wir nebeneinander die humorvolle Darstellung, wie der Geizige bestraft wird, die fröhliche Schilderung wie zwei große Diebe sich gegenseitig zu betrügen suchen, die Freude an dem endlichen Strafgericht, dem der Hetzer anheimfällt, das Lob der treuen Freundschaft und die einfache Freude am phantastischen Märchen, wie etwa in den Stücken von dem „kürbisgeborenen Mädchen".



Endlich aber habe ich als die drei letzten Stücke dieses Teiles drei legendenartige Erzählungen der Songai wiedergegeben, welche uns auch einmal ein ganz ungewöhnliches Gebiet eröffnen, das des Schamanismus, der Zauberkunst. Nur bei diesen Songai fand ich solche Stücke, weniges bei ihren allernächsten Nachbarn, in größerer Entfernung nichts Aehnliches. Ein eigener Typus hat sich hier ausgebildet und erhalten auf den Ruinen eines offenbar uralten Kulturreiches, dessen Wurzeln in der grauesten Vergangenheit schlummern, eines Kulturreiches, das längst zerbrochen, längst zerstört, längst von den jüngeren Formen neuerer Kultureinflüsse überwuchert wurde, dessen Bevölkerung aber auf den Inseln des Nigerstromes und in den Hinterwäldern der sumpfigen Uferlandschaften genau noch nach der Art träumt, sinnt und dichtet, wie die Altvordern in alter, alter Vergangenheit.

Bald wie „Tausend und eine Nacht", bald wie deutscher Märchenklang, bald wie innerasiatische Fabelkunst äußert das afrikanische Volk hier sein Erzählungsbedürfnis. Und doch waren es immer Neger, die spielen — immer sind es Neger, die geschildert werden von Negern! Immer sind es Empfindungen, die den Neger als wesentliche beeinflussen. Nie wird ein von anderer Seite gebrachter Stoff, der dem eigentlichen Negerelement, der Negernatur fernliegt, sich so einbürgern können, so lebendige Naturkraft und -form gewinnen, wie die Gestalten, die wir hier zusammengestellt haben.



Die Freunde.

In Sadia (im Süden Kanis) lebte der König Anko Gindo. Anko Gindo hatte 70 Frauen. Aber keine dieser Frauen ward schwanger. Von allen diesen 70 Frauen bekam er kein Kind. Darauf nahm er eine Urussufrau, und diese ward sogleich schwanger. Am selben Tage, wie die junge Frau des Königs Anko, gebar auch die Frau des Spielmannes des Königs, und so waren Königssohn und Spielmannssohn gleich alt. Der Königssohn erhielt den Namen: Badju. Der Spielmannssohn erhielt den Namen: Gimmile. Gimmile war von dem Stamme der Drami.

Da Badju Gindo und Gimmile Drami am gleichen Tage geboren waren, ließ der König sie auf einen hohen Turm an der Verteidigungsmauer bringen und dort oben ihnen einen Wohnplatz herrichten. Wenn die kleinen Kinder schrien und genährt werden wollten, mußten die Mütter immer auf den Turm steigen und nachher ihn wieder verlassen. Und das blieb so, bis die Kinder nicht mehr die Mutterbrust nahmen und auch nachher. Die beiden Kinder kamen nie zur Erde herab, sie mußten immer oben bleiben und sahen die Erde nicht anders als von ihrem Turme aus. Und das wurde nicht anders, als bis sie erwachsen waren.

Als sie erwachsen waren, durfte Gimmile einmal heruntersteigen. Er ging herab, und da sah er eine junge Frau des Königs, die war sehr schön. Sowie er sie sah, hatte er sie sehr lieb. Es war aber eine Frau des Königs, und da wurde er traurig und stieg wieder



auf den Turm zu Badju und band sich ein Tuch um den Kopf und legte sich in eine Ecke. Badju fragte: „Was ist dir, mein Gimmile?“ Gimmile sagte: „Mir ist nichts Besonderes. Ich habe Kopfschmerzen.“ Badju sagte: „Wenn mein Gimmile Kopfschmerzen hat, habe ich auch Kopfschmerzen.“ Er band sich ein Tuch um den Kopf. Badju und Gimmile waren so gute Freunde, daß sie nicht anders konnten, als alles miteinander teilen.

Nachher kam eine Frau mit dem Essen für die beiden auf den Turm. Beide Jünglinge lagen mit ihren verbundenen Köpfen nach der Wand zu und wandten sich gar nicht um. Badju sagte: „Nimm das Essen nur wieder mit, wir sind krank und wollen nichts haben.“ Die Frau nahm das Essen wieder mit herab, gab es der Mutter Badjus und sagte: „Badju und Gimmile sind krank. Sie wollen nichts essen.“ Badjus Mutter nahm darauf die Schüsseln und stieg auf den Turm. Sie sagte zu Badju: „Mein Badju, was fehlt dir?“ Badju sagte: „Gimmile ging auf die Erde herab und kam dann mit Kopfschmerzen zurück. Du weißt, daß keiner von uns beiden etwas haben kann ohne den anderen. Nun habe ich auch Kopfschmerzen.“ Die Mutter sagte: „So ist das.“ Badju sagte: „Ich kann nicht. Ich habe Kopfschmerzen. Gimmile ißt nicht, da kann ich auch nicht essen.“ — Die Mutter Badjus ging.

Als die Mutter Badjus gegangen war, wandte sich Badju an Gimmile und sate: „Mein Gimmile, wir sind in der gleichen Stunde geboren. Wir haben das Leben bisher auf diesem Turme verbracht. Nie sah einer etwas ohne den anderen. Weshalb willst du mir heute nicht sagen, was du hast?“ Gimmile sagte: „Ich will es dir sagen, mein Badju. Als ich in den Hof herabkam, sah ich eine schöne, junge Frau.



Ich habe diese Frau sogleich über alles lieb gewonnen, aber ich kann sie nicht gewinnen, denn die junge Frau ist eine Frau des Königs, deines Vaters!" Badju sagte: „Weiter ist es nichts? Das werde ich bald geregelt haben. Weiter ist es nichts?" Gimmel sagte: „Nein, weiter ist es nichts." Badju sagte: „So binde das Stirntuch ab."

Auch Badju stieg vom Turme in den Hof. Badju suchte die junge, schöne Frau seines Vaters, des Königs, und sagte zu ihr: „Gestern kam mein Freund Gimmile vom Turme herab auf die Erde. Er hat dich gesehen und hat sich in dich verliebt. Gimmile weiß, daß du die kleine Frau meines Vaters, des Königs, bist. Aber Gimmile wird sterben, wenn er dich nicht erwerben kann. Tue ihm das nicht an." Die junge Frau sagte: „Ich kann mir das wohl denken, denn ich sah ihn gestern auch zum ersten Male und habe ihn auch gern gewonnen. Ich sehe dich ja heute auch zum ersten Male. Sage Gimmile, er solle zu mir kommen, aber nicht am Tage, sondern Nachts. Und er solle nicht kommen vor Mitternacht. Er soll auf die Felldecke sehen, die vor meinem Hause ist. Wenn auf der Decke zwei Kolanüsse liegen, soll er nicht hereinkommen, denn dann ist der König bei mir und ich bin also nicht allein. Dann soll er wieder fortgehen. Wenn er aber nur eine Kolanuß auf der Feldbecke findet, soll er getrost hereinkommen. Dann bin ich allein und erwarte ihn." — Badju sagte: „Es ist gut!"

Badju ging auf den Turm zurück und sagte das alles Gimmile. Gimmile sagte: „Ich danke dir." Als es Mitternacht vorbei war, ging Gimmile herab und suchte das Haus der jungen Frau auf. Er fand auf der Felldecke vor der Tür nur eine Kola. Er ging hinein. — Nun wanderte er alle Tage vom Turme



herab. Fand er nur eine Kolanuß auf der Felldecke vor der Türe, so ging er hinein, und fand er zwei Kolanüsse auf der Felldecke vor der Türe, so kehrte er auf den Turm zurück.

Eines Tages hatte die junge Frau wieder zwei Kolanüsse auf die Felldecke vor dem Hause gelegt. Denn der König war bei ihr. Es entstand aber ein Wind und der rollte eine der beiden Nüsse beiseite. Nach einiger Zeit kam Gimmile und sah auf die Felldecke. Er fand nur eine Kolanuß. Er trat in das Haus ein. Er ging auf das Lager der Frau zu. Er strich mit der Hand über ihr Lager. Aber eine starke Männerhand packte nach seiner Hand. Es war die Hand des Königs. Die Hand des Königs hielt an dem Ringe, der auf dem kleinen Finger Gimmiles steckte. Gimmile zog seine Hand schnell fort. Der Ring blieb in der Hand des Königs. Gimmile floh aus dem Hause auf den Turm. Auf dem Turme erzählte er alles Badju. Badju sagte: „Laß nur, ich werde das schon in Ordnung bringen."

Am anderen Morgen, in aller Frühe, ging Badju zum Aufseher des Urussu und fragte: „Wo ist hier in der Nähe eine Löwin mit Jungen?" Der Urussu-Aufseher sagte: „Ich weiß es nicht, aber ich werde den Hüter fragen. Der muß es wissen." Der Hüter ward gerufen. Badju sagte: „Weißt du, wo in der Nähe eine Löwin mit Jungen ist?" Der Hüter sagte: „Ja, das weiß ich." Badju sagte: „So führe mich hin." Der Hirt führte Badju dorthin. Er sagte: „In diesem Buschwerk ist die Löwin mit ihren Jungen." Badju ging hinein in den Busch. Die alte Löwin war fort, nur die Jungen waren da, Es waren vier Jungen. Badju nahm sie. Er gab zwei Junge dem Hirten zu tragen. Zwei Junge trug er selbst. Dann machte

er sich auf den Heimweg. Er brachte sie auf seinen Turm.

Der König Anko ließ an dem Tage, nachdem er Gimmile nachts im Hause seiner Frau den Fingerring abgezogen hatte, die öffentliche Trommel schlagen und verkünden, daß sich alle Männer der Stadt und der Ortschaften bei ihm zu versammeln hätten. Sie kamen alle zusammen. Als alle Männer gekommen waren, zog er den Fingerring hervor, den er nachts Gimmile abgestreift hatte und suchte den Mann, auf dessen kleinen Finger der Ring paßte. Er suchte den Ring den ersten Mann aufzuschieben, er kam aber nicht über den Nagel. Er versuchte es beim zweiten. Es ging nicht viel besser. Er versuchte es bei einem nach den andern. Es gelang ihm bei keinem. Der König sagte selbst: „Es kann keiner dieser Leute gewesen sein."

Darauf ging der König in sein Haus und dachte nach. Er hatte nun alle seine Leute kommen lassen. Der Ring hatte auf keine Hand gepaßt. Da fiel ihm ein: Ich habe ja noch meine beiden Burschen oben auf dem Turme. Er rief eine Frau und sagte: „Rufe mir doch Badju und Gimmile." Die Frau ging und brachte Badju und Gimmile herbei. Der König nahm den Fingering und setzte ihn Gimmile auf den kleinen Finger. Er paßte. Der König fragte: „Ist dies dein Ring?" Gimmile sagte: „Gewiß ist das mein Ring!" Der König fragte: „Warst du in dieser Nacht bei mir, als ich bei meiner Frau war?" Gimmile sagte: „Ja, ich war in dieser Nacht bei dir, als du bei deiner Frau warst. Da hast du mir den Ring genommen."

Badju sagte: „Darf ich dir erzählen, mein Vater, wie dies kam?" Der König sagte: „Sprich!" Badju sagte: „In der vorigen Nacht stritten wir uns darum, wer von uns beiden den Mut habe, etwas Ordent-



liches zu wagen. Ich sagte: ‚Es ist das Gefährlichste, die Jungen des Löwen aus dem Busche zu holen.‘ — Gimmile sagte: ‚Es ist gefährlicher, den König nachts zu besuchen, wenn er bei seiner Frau liegt.‘ — Wir stritten uns deswegen, was gefährlicher wäre und beschlossen, daß jeder seine Sache ausführen solle. Somit war Gimmile gestern Nacht bei dir, als du bei deiner Frau warst und ich war heute Morgen im Busch, um die Löwin zu besuchen.“ Der König sagte: „Den Ring Gimmiles habe ich hier. Und hast du den jungen Löwen geholt?“ Badju sagte: „Geht auf den Turm und holt die jungen Löwen.“ Die Leute gingen und brachten sie. Der König betrachtete sie und war sehr zufrieden. Er gab jedem der beiden Freunde eine junge Frau.

Seitdem sind die Bewohner dieser Bergländer mit ihren Spielleuten ausgezeichnete Freunde. Es sind große Freundschaften. Aber wenn die Spielleute die Habe besuchen, gehen sie nicht wieder in das Haus, sondern sie warten vor der Tür. — — —

Das kürbisgeborene Mädchen.

Ein Mann heiratete drei Frauen. Die erste Frau ward schwanger und gebar ein Kind. Die zweite Frau ward schwanger und gebar ein Kind. Die dritte Frau ward nicht schwanger. Sie gebar kein Kind. Die dritte Frau weinte viel. Die dritte Frau ward aber nicht schwanger. Die dritte Frau weinte und bat Gott: „Gib mir ein Kind! Gib mir ein Kind! Gib mir ein Kind, und wenn es nur ein Kürbis ist.“ Nach einiger Zeit ward die Frau schwanger. Die Frau kam in die Wehen. Die Frau gebar einen Kürbis. Die Frau sagte: „Gott hat mir das gegeben, um was ich ihn gebeten habe.“ Die Frau wusch den Kürbis. Die Frau rieb den Kürbis mit Rotholz ein, wie man ein Neugeborenes einreibt. Die Frau nahm eine kleine Sklavin und sagte zu ihr: „Hüte den Kürbis gut. Er ist mein Kind. Warte den Kürbis, wie man alle Kinder wartet.“ Die kleine Sklavin nahm jeden Tag den Kürbis und brachte ihn heraus aus der Stadt vor die Stadtmauer, daß der Kürbis da im Busche spielen könnte wie andere Kinder. Abends brachte die kleine Sklavin den Kürbis wieder heim und legte ihn auf seine Matte.

Drei Jahre lang wartete die kleine Sklavin den Kürbis. Sie brachte ihn jeden Tag hinaus in den Busch. Eines Tages lag der Kürbis am Boden auf dem Kleide der kleinen Sklavin. Der Kürbis sagte: „Ich will mit dir sprechen.“ Das kleine Sklavenmädchen erschrak und sprang auf. Der Kürbis sagte: „Erschrick nicht. Es ist nichts Schlimmes!“ Das kleine Sklavenmädchen

sagte: „Meine große Schwester spricht!“ Der Kürbis sagte: „Ja, ich spreche. Nun erschrick nicht. Meine Mutter hat Gott gebeten, ihr ein Kind zu geben, und wenn es auch nur ein Kürbis ist. Deshalb bin ich in einem Kürbis geboren. Nun werde ich aber mit meinen Dienerinnen herauskommen. Erschrick nicht!“ Das kleine Sklavenmädchen sagte: „Nein, ich will nicht erschrecken, wenn du es verlangst.“

Der Kürbis sprang auf. Aus dem Kürbis kam ein kleines Mädchen heraus, das war schön. Niemand hatte ein Mädchen gesehen, das so schön war. Das Mädchen hatte goldene Ringe um die Füße und goldene Perlen um den Leib. Es hatte goldene Ringe um die Finger, goldene Ringe um die Arme. Es hatte goldene Perlen um den Hals und an jedem Ohre einen langen Behang aus Gold. Das kleine Mädchen war sehr schön. Hinter dem kleinen, goldgeschmückten Mädchen kamen zwei Sklavinnen aus dem aufgebrochenen Kürbis. Die eine von ihnen schwang über dem kleinen Mädchen einen Fächer, der war von Gold. Die andere trug ein paar kleine Schuhe für das kleine Mädchen, die waren aus Gold.

Das kleine, kürbisgeborene Mädchen spielte den Tag über mit dem Sklavenmädchen. Dann sagte es: „Ich will nun wieder mit meinen Frauen in meinen Kürbis gehen. Bring mich dann wie immer heim. Sage aber meiner Mutter von alle dem nichts. Sage meinem Vater von alle dem nichts. Wenn es am Tage heiß wird, bringe mich immer hierher; dann werden wir miteinander spielen.“ Das kleine Sklavenmädchen sagte: „Es ist gut, meine große Schwester.“ Das kleine, kürbisgeborene Mädchen ging mit seinen Frauen in den Kürbis. Der Kürbis schloß sich. Das kleine Sklavenmädchen trug den Kürbis heim.



Jeden Tag trug das kleine Sklavenmädchen den Kürbis hinaus in den Busch. Der Kürbis sprang auf; das kleine Mädchen kam mit seinen Sklavinnen heraus. Abends ging sie wieder in den Kürbis, und das kleine Sklavenmädchen brachte den Kürbis wieder nach Hause. Das kleine, kürbisgeborene Mädchen wuchs heran. Eines Tages ging der Pferdebursche des Saba in den Busch, um für das Pferd seines Herrn Gras zu schneiden. Er kam an die Stelle, an der das Sklavenmädchen mit dem Kürbis saß. Der Kürbis lag auf dem Kleide des Sklavenmädchens. Der Pferdejunge sah zu dem Sklavenmädchen hinüber. Der Kürbis sprang auf. Aus dem Kürbis kam ein herangewachsenes Mädchen heraus, das war schön — der Pferdejunge hatte nie ein Mädchen gesehen, das so schön war. Das Mädchen hatte goldene Ringe um die Füße und goldene Perlen um den Leib. Es hatte goldene Ringe um die Finger, goldene Ringe um die Arme. Es hatte goldene Perlen um den Hals und an jedem Ohre einen langen Behang aus Gold. Das Mädchen war sehr schön. Hinter dem goldgeschmückten Mädchen kamen zwei Sklavinnen aus dem aufgebrochenen Kürbis. Die eine von ihnen schwang über ihr einen Fächer, der war aus Gold. Die andere trug ein Paar Schuhe für das goldgeschmückte Mädchen, die waren aus Gold. — Der Pferdejunge sah und sah.

Der Pferdejunge lief nach Hause. Der Pferdejunge lief zum Saba und sagte: „Ich habe ein Mädchen gesehen, das war sehr schön. Ich habe noch nie ein Mädchen gesehen, das so schön war. Ich habe das im Busch gesehen!“ Der Saba rief einige Vornehme und sagte zu ihnen: „Dieser Perdebursche sagt, daß er etwas Außerordentliches gesehen habe. Geht hin und seht, ob es wahr ist.“ Die Vornehmen fragten

den Pferdejungen: „Wie kommen wir dahin, wo wir das Außerordentliche sehen können?“ Der Pferdejunge sagte: „Reitet morgen früh in die Nähe der Gehöfte, in denen der Mann mit den drei Frauen wohnt. Es wird eine Sklavin herauskommen, die trägt einen Kürbis. Folgt ihr so, daß sie euch nicht sieht, in den Busch.“

Am anderen Morgen stiegen die Vornehmen zu Pferde und ritten in die Nähe des Hauses, in dem der Mann mit den drei Frauen wohnte. Nach einiger Zeit kam die Sklavin heraus. Sie trug den Kürbis. Sie ging mit dem Kürbis aus der Stadt. Die Vornehmen folgten ihr in einiger Entfernung. Die Sklavin ging in den Busch. Die Vornehmen stiegen ab und folgten ihr. Die Sklavin breitete ihr Kleid aus auf dem Boden. Sie legte den Kürbis auf das Kleid. Die Reiter sahen es.

Der Kürbis sprang auf. Aus dem Kürbis kam ein herangewachsenes Mädchen heraus, das war schön. Keiner der Vornehmen hatte ein Mädchen gesehen, das so schön war. Das Mädchen hatte goldene Ringe um die Füße und goldene Perlen um den Leib. Es hatte goldene Ringe um die Finger, goldene Ringe um die Arme. Es hatte goldene Perlen um den Hals und an jedem Ohr einen langen Behang aus Gold. Das Mädchen war sehr schön. Hinter dem goldgeschmückten Mädchen kamen zwei Sklavinnen aus dem aufgebrochenen Kürbis. Die eine von ihnen schwang über ihr einen Fächer, der war aus Gold. Die andere trug ein Paar Schuhe für das goldgeschmückte Mädchen, die waren aus Gold. — Die Vornehmen sahen und sahen!

Die Vornehmen gingen zurück. Sie sprangen auf ihre Pferde und jagten nach der Stadt zurück. Sie ritten zum Saba und stiegen ab. Sie kamen zum Saba



hinein und sagten: „Du hast uns ausgesandt, zu sehen, ob das, was der Pferdejunge gesagt hat, wahr ist. Es ist nur ein Pferdejunge. Aber was er gesagt hat, ist wahr. Keiner von uns hat je ein Mädchen gesehen, das so schön ist, wie diese Kürbisgeborene." Der Saba sagte: „Kommt mit mir, wir wollen das Außerordentliche dem Könige selbst sagen." Der Saba stieg zu Pferde. Die Vornehmen stiegen zu Pferde. Sie ritten zum Könige. Sie sagten zum Könige: „Wir haben dir etwas Außerordentliches zu sagen." Der König sagte: „Was ist es?" Der Saba erzählte. Die Vornehmen erzählten. Der Pferdejunge erzählte. Der König hörte es und sagte: „Das ist etwas Außerordentliches. Dieses schöne Mädchen mit dem Goldschmuck aus dem aufgesprungenen Kürbis will ich heiraten! Ruft den Mann der drei Frauen."

Die Leute riefen den Mann der drei Frauen. Der Mann der drei Frauen kam zum Könige. Der König sagte zu dem Mann der drei Frauen: „Du hast drei Frauen. Deine dritte Frau hat einen Kürbis geboren! Ich bitte dich, mir den Kürbis zur Frau zu geben." Der Mann der drei Frauen sagte: „Man kann keinen Kürbis heiraten! Aber ich will dir den Kürbis senden." Der König sagte: „So meine ich es nicht. Du sollst mir den Kürbis nicht senden als Geschenk. Ich will den Kürbis heiraten, wie man jede andere Frau auch heiratet. Du sollst mein rechter Schwiegervater werden und sollst mir den Kürbis zusagen, wie man jedes Mädchen einem Manne zusagt. Du sollst von mir die Hochzeitsgeschenke annehmen, wenn die Zeit ist, werde ich dann den Kürbis heiraten. Denn wartet man nicht auch bei jedem Mädchen, bis es das Alter und die Reife erreicht hat?" Der Mann der drei Frauen sagte: „Du bist der König! Sage, wie du es wünschest. Du glaubst



einen Kürbis heiraten zu können. Ich gebe dir das Kürbiskind meiner dritten Frau gerne zur Ehe." Darauf sandte der König seiner Schwiegermutter und seinem Schwiegervater Kleider und Perlen und Sklaven.

Drei Jahre nachher sandte der König zu dem Manne mit den drei Frauen und ließ ihm sagen: „Jetzt wird es Zeit, daß ich das Kürbiskind heirate. Ich werde das Kürbiskind in zehn Tagen einholen lassen." Der König sandte zu seiner Nama Daki (erste Frau) und ließ sie rufen. Die Nama Daki kam. Der König sagte zu ihr: „Ich werde heiraten." Die Nama Daki sagte: „Wen willst du heiraten?" Der König sagte: „Ich will das kürbisgeborene Kind des Mannes der drei Frauen heiraten." Die Nama Daki sagte: „Was? Du willst den Kürbis heiraten?" Der König sagte: „Ja, das will ich." Die Nama Daki sagte: „Wenn du den Kürbis heiratest, werden die Leute über dich lachen. Aber du bist König! Tue deinen Willen. Geh hin und heirate. Ich werde ja sehen, was daraus wird, wenn ein Mann einen Kürbis heiratet. Wenn der Kürbis eine gute Frau für dich ist, kannst du mich ja töten und das Kürbiskind zu deiner Nama Daki machen." Der König sagte: „Mache keinen Streit!"

Nach zehn Tagen heiratete der König das Kürbiskind. Die Leute zogen hin unter Trommeln. Das Sklavenmädchen trug den Kürbis in das Gehöft des Königs. Alle Leute schrien: „Der König hat das kürbisgeborene Mädchen geheiratet! Der König hat das Kürbiskind geheiratet!" Am anderen Tage ließ der König das Sklavenmädchen zu sich kommen und sagte zu ihr: „Wie machst du es, daß du das siehst, was in dem Kürbis ist?" Das Sklavenmädchen sagte: „Du kannst das nicht sehen!" Der König sagte: „Es ist nötig, daß ich es sehe! Die Nama Daki macht täglich Streit



mit mir wegen des Kürbiskindes. Die Nama Daki ist nicht gut. Die Nama Daki kann dem Kürbiskinde leicht Schlechtes tun. Laß mich das Kürbiskind sehen!" Das Sklavenmädchen sagte: „Warte die Nacht ab. Wenn es Nacht ist, kommt meine große Schwester heraus, um das Bad zu nehmen. Warte dann in der Nähe. Wenn sie den Kürbis verlassen hat, komme schnell herbei und verstecke die leere Kürbisschale." Der König sagte: „So ist es recht."

Als es Nacht wurde, versteckte sich der König im Vorraume zu dem Hause des Kürbiskindes. Er wartete. Als es nachts ein Uhr war, sprang der Kürbis auf. Aus dem Kürbis trat das erwachsene Mädchen. Zwei Sklavinnen folgten ihr. Die Kürbisschalen fielen zur Seite. Es blieb ein goldenes Bett stehen. Das Kürbiskind ging mit den Sklavinnen in den anderen Raum herüber, um das Bad zu nehmen. Der König kam aus seinem Versteck hervor, nahm von den Seiten des goldenen Bettes die Kürbisschalen und trug sie in sein Haus und versteckte sie in einem großen Speisetopfe. Als das kürbisgeborene Mädchen gebadet hatte, kehrte es in den Raum zurück, in dem das goldene Bett stand.

Das kürbisgeborene Mädchen saß auf dem goldenen Bett und sah um sich. Das kürbisgeborene Mädchen sagte zu den Sklavenmädchen: „Wo ist mein Kürbis? Ich kann meinen Kürbis nicht sehen! Hast du meinen Kürbis nicht gesehen?" Das Sklavenmädchen sagte: „Ich habe dir dein Bad gebracht. Du bist in das Bad gegangen. Dann sah ich einen Mann schnell und wie einen Dieb aus dem Hause laufen." Das Kürbismädchen weinte. Das Sklavenmädchen sagte: „Weine nicht. Morgen wird alles gut werden. Schlafe nur!" Das Kürbismädchen legte sich auf das goldene Bett. Die



beiden Sklavinnen legten sich an den Seiten des goldenen Bettes nieder. Das Kürbiskind schlief ein. Die Sklavinnen schliefen ein. Das Sklavenmädchen lief zum Könige.

Das Sklavenmädchen kam zum Könige und sagte: „Meine große Schwester schläft. Komm! Nun kannst du sie sehen!" Der König ging. Der König kam in den Raum des Kürbiskindes. Das Mädchen lag auf dem goldenen Bette. Das Mädchen war sehr schön. Nie hatte der König ein Mädchen gesehen, das so schön war. Das Mädchen hatte goldene Ringe um die Füße und goldene Perlen um den Leib. Es hatte goldene Ringe um die Finger, goldene Ringe um die Arme. Es hatte goldene Perlen um den Hals und an jedem Ohre einen langen Behang aus Gold. Das Mädchen war sehr schön. Neben dem goldenen Bett lagen zwei Sklavinnen. Die eine hatte in der Hand einen Fächer, der war aus Gold. Die andere hatte in der Hand ein Paar Schuhe, die waren aus Gold. Der König stand vor dem Bette. Er sah und sah! — Der König ließ am anderen Morgen die Trommel schlagen für seine Frau.

In der nächsten Nacht ließ der König zu der Nama Daki schicken und sagte zu ihr: „Komm und sieh selbst den Kürbis, den ich geheiratet habe. Komm um ein Uhr nachts." Die Nama Daki sagte: „Ich werde kommen." Als es nachts um eins war, kam die Nama Daki in das Haus der neuen Frau. Der König führte sie an das goldene Bett. Die Nama Daki sah die Kürbisgeborene. Die Nama Daki sah, daß sie schön war. Die Nama Daki sah, daß sie nie vorher eine so schöne Frau gesehen hatte. Die Nama Daki sah das Gold. Die Nama Daki fiel um. Der König ließ die Nama Daki heraustragen. Dann sagte er: „Diese Nama



Daki hat mir viele Unruhe gemacht wegen der neuen Frau. Sie hat zu mir gesagt: Wenn der Kürbis eine gute Frau für dich ist, kannst du mich ja töten und das Kürbiskind zu deiner Nama Daki machen! Es soll nach ihren eigenen Worten geschehen."

Die Leute töteten die Nama Daki. Die neue Frau aber machte der König zur Nama Daki.

Die kürbisgeborene Frau mit den goldenen Ringen und Perlen und Behängen sprach nicht. Sie sagte nichts zu dem König. Der König rief das Sklavenmädchen in sein Haus und sagte zu ihr: „Meine neue Frau spricht nicht mit mir. Wie hast du es früher gemacht, daß deine Herrin sprach?" Das Sklavenmädchen sagte: „Laß im Hause meiner großen Schwester ein Feuer anzünden. Wenn meine große Schwester im Raume ist, nimm einen zerbrochenen Topf, der unten ein Loch hat. Stelle den zerbrochenen Topf auf das Feuer und wirf Korn hinein, um es zu rösten. Das Korn muß dann durch das Loch im Boden in das Feuer rinnen." Der König sagte: „Es ist gut. Laß das Feuer anzünden."

Der König nahm einen zerbrochenen Topf, der in der Mitte ein Loch hatte. Der König nahm Guineakorn. Der König ging mit dem zerbrochenen Topfe und mit dem Guineakorne in das Haus der neuen Frau. Die neue Frau war in dem Hause. Sie saß auf ihrem goldenen Bette. Der König stellte den zerbrochenen Topf auf das Feuer und schüttete das Guineakorn hinein. Das Korn rann durch das Loch in das Feuer. Die neue Frau sah es. Die neue Frau lachte. Die neue Frau sagte: „Wenn alle Männer das Korn in der Weise rösten, wie der Mann dort, dann ist es ein verrücktes Land!" Als der König das hörte, stieg er mit den Kleidern in einen großen Topf, der mit Wasser



gefüllt und zum Baden bestimmt war. Er hatte Kleider an, aber er ließ das Wasser über sich gießen. Die neue Frau saß auf ihrem goldenen Bette. Die neue Frau sagte: „Das ist ein verrücktes Land!" Der König saß in dem Badetopf. Der König sagte: „Weshalb ist das ein verrücktes Land?" Die neue Frau sagte: „Gehen denn die Männer sonst nicht ohne Kleider in das Bad?" Der König lachte. Der König stieg aus dem Topfe. Der König sagte: „Nun spricht meine neue Nama Daki! Bringt mir trockene Kleider!"

Seitdem ist es immer so. Jede neue Frau spricht erst dann mit ihrem Manne, wenn der Ehemann ein Bad nimmt.

Wenn man aber Gott um etwas bittet, soll man ihn um etwas Vernünftiges bitten und nicht um etwas Verrücktes, wie die Frau um den Kürbis!



Däumlingswanderung.

In uralter Zeit gab es in ganz Massina nur eine einzige Ortschaft, und das war Konza. Dia, das einige für älter halten, ist in Wahrheit um zwölf Jahre jünger als Konza. Das kann man auch daran erkennen: Als die Djeddo Dia erbauen wollten, rollte die Erde immer wieder auseinander und wollte nicht halten. Zuletzt blieb nichts anderes übrig, als ein wenig Erde aus Konza zu holen. Die Einwohner gaben sie. Das Erdreich aus der Ortschaft Konza gab Dia seinen Halt.

Eines Tages verließ ein Fulbe, namens Kombe Alhassu seine Heimat und ging auf die Wanderschaft. Er wollte sich die Welt ansehen und die Welt kennen lernen. Als er ein Stück weit gekommen war, traf er einen Mann. Er entbot ihm einen Gruß. Der andere erwiderte den Gruß. Der andere sagte: „Ich bin Mannuru." Kombe Alhussu fragte: „Woher kommst du?" Mannuru sagte: „Ich komme aus Missira (bei Mekka). Wer bist du?" Der andere sagte: „Ich bin Kombe Alhassu!" Mannuru fragte: „Was willst du?" Kombe sagte: „Ich will mir die Welt ansehen. Dann will ich König werden." Mannuru sagte: „Ich gehe auch umher und suche." Kombe sagte: „Was suchst du?" Mannuru sagte: „Ich will reich werden." Kombe sagte: „Das ist gut, dann können wir gemeinsam wandern." Mannuru sagte: „Damit bin ich zufrieden." So reisten die beiden gemeinsam weiter.

Als sie ein Stück weit gegangen waren, trafen sie einen Mann, der entbot ihnen einen Gruß. Sie erwiderten den Gruß und fragten: „Wer bist du?" Der Dritte sate: „Ich bin Mana." Kombe fragte: „Was willst du?" Mana sagte: „Ich trachte danach, möglichst viel zu erlernen und zu sehen, ich möchte alles kennen lernen. Ich möchte ein Gelehrter werden." Die anderen beiden sagten: „Es ist gut. Wir reisen auch umher, um die Welt kennen zu lernen. So komme mit uns." Mana sagte: „Das ist mir gerade recht." So reisten denn die drei, die die Welt kennen lernen wollten, gemeinsam den gleichen Weg zusammen weiter. — — —

Nach einiger Zeit kamen sie an einem sehr großen Teufel vorbei, der hatte ganz rote Augen. Der Teufel sagte: „Ach, ihr drei da, sagt mir doch einmal, wo geht ihr hin und was habt ihr vor?" Kombe Alhassu sagte: „Ich ziehe in die Welt. Ich will mir die Welt ansehen und zuletzt will ich ein König werden." Der Teufel fragte den zweiten: „Und du?" Mannuru sagte: „Ich komme von Missira, ziehe umher, um mir die Welt anzusehen und zuletzt ordentliche Reichtümer zu erwerben." Der Teufel fragte den dritten: „Und du?" Mana sagte: „Ich ziehe umher, um zu sehen und zu lernen und will zuletzt dadurch ein Gelehrter werden."

Der große Teufel mit den roten Augen sagte: „Bleibt nur hier, ich werde euch unterbringen. Zuletzt habe ich ja auch meine Wünsche. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich im allgemeinen mich nur von Menschen nähre. Und seit drei Tagen habe ich nichts gegessen. Ich habe also auch meine Wünsche. Ich möchte nun wieder einmal Menschen essen." Damit nahm der große Teufel mit den roten Augen die drei Wanderer



und sperrte sie in ein großes Haus ein, das war aus Steinen gebildet und sein Eingang ward von ihm auch mit Steinen geschlossen. So saßen die drei gut verwahrt.

Als es Mitternacht war, kam der große Teufel mit den roten Augen an die Tür des Steinhauses und rief: „Ich will nun einmal einen von euch essen. Nun soll einmal einer von euch herauskommen.“ Die drei stritten sich untereinander, wer zuerst gegessen werden sollte. Der große Teufel mit den roten Augen sagte: „Macht schnell! Ich habe nämlich Hunger.“ Darauf sagte Kombe Alhassu: „Wir wollen losen!“ (Das Losen wird in diesen Ländern dadurch bewerkstelligt, daß eine Reihe von Hölzchen hingelegt und einer mit geschlossenen Augen abgedreht wird. Wenn er das Hölzchen mit seiner Markung aufnimmt, fällt das Schicksal auf ihn.) Die drei Wanderer in dem Steinhause losten. Die Wahl fiel auf Mannuru, der aus Missira gekommen war. Er wurde von den Genossen hinausgeschoben. Der große Teufel mit den roten Augen ergriff ihn, bereitete ihn zu und fraß ihn auf.

Ein Tag verging. Als es wiederum Mitternacht war, kam der große Teufel mit den roten Augen wieder an das Steinhaus und rief durch die Tür: „Ich will nun wieder einen von euch essen. Nun soll einmal einer von euch herauskommen.“ Die Beiden, die noch in dem Hause waren, Kombe Alhassu und Mana, zogen wieder das Los. Es fiel auf Mana. Mana mußte das Haus verlassen. Der große Teufel mit den roten Augen ergriff ihn, bereitete ihn und fraß ihn auf. — — —

Kombe Alhassu aber legte die Speere der beiden aufgefressenen Genossen zu den seinen. Er wartete.



Ein Tag verging. Als es wiederum Mitternacht war, kam der große Teufel mit den roten Augen wieder an die Tür des Steinhauses und rief: „Ich will jetzt den letzten von euch dreien essen! Komm heraus.“ Kombe Alhassu ergriff seine drei Speere und kam an den Eingang des Steinhauses. Der große Teufel mit den roten Augen rief: „Wer ist denn nun noch da?“ Kombe Alhassu sagte: „Ich!“ Der große Teufel mit den roten Augen fragte: „Von welchem Volke bist du?“ Kombe sagte: „Wenn du etwas wissen willst von mir, so komm auch zu mir herein.“ Der große Teufel mit den roten Augen sagte: „Was, du weißt nicht einmal, von welchem Volke du bist?“

Der große Teufel mit den roten Auen trat in das Haus aus Steinen. Da ergriff Kombe Alhassu seine erste Lanze und warf sie ihm in das Auge. Dann ergriff er die zweite und warf sie ihm in den Unterleib. Dann ergriff er die dritte und warf sie ihm in den Oberkörper, so daß er ihm das Herz durchbohrte. Dann war der große Teufel mit den roten Augen tot, und Kombe Alhassu machte sich auf den Weg, seine Reise fortzusetzen. — — —

Als Kombe Alhassu ein Stück weit geangen war, traf er auf ein riesenhaftes Weib. Er entbot ihr seinen Gruß, und sie erwiderte ihn. Die riesenhafte Frau fragte ihn: „Was machst du?“ Kombe Alhassu sagte: „Ich wandere und sehe mir die Welt an.“ Die riesenhafte Frau fragte ihn: „Was willst du denn zuletzt?“ Kombe Alhassu sagte: „Ich möchte gerne König werden.“ Das riesenhafte Weib sagte: „Bleib nicht den Tag über hier. Denn hier ist es doch sehr gefährlich.“ Kombe Alhassu sagte: „Ich werde dann gerade hierbleiben, denn ich ziehe doch umher, um etwas zu sehen.“



Die riesenhafte Frau hatte drei Söhne, das waren Riesen. Von denen tötete jeder jeden Tag drei Elefanten und brachte sie sich zum Essen mit nach Hause. Als es nun Mittag war, kamen diese drei Söhne heim. Jeder hatte seine drei getöteten Elefanten. Je einen trug jeder auf seiner Schulter und einen auf dem Kopfe. Das riesenhafte Weib, ihre Mutter, sagte: „Heute ist ein neuer bei uns angekommen. Man muß darauf achten, daß man ihn nicht aus Versehen zertritt." Da bückte sich jeder von den dreien, hob Kombe Alhassu in die Höhe, ließ ihn auf seinem Handteller stehen und betrachtete ihn und seine Waffen sehr genau. Dann stellte er ihn, sich niederbückend, mit großer Vorsicht wieder auf die Erde. Da bekam Kombe Alhassu Angst, und er sagte zu dem riesenhaften Weibe: „Ich will doch lieber gehen!" Die Frau aber sagte: „Nun ist es zu spät geworden. Nun iß nur erst mit uns zu Abend."

Darauf trugen die drei jungen Riesen einen mächtigen Topf herbei. Sie schnitten ihre Elefanten in einige Stücke und warfen diese hinein. Sie zündeten Feuer darunter an und begannen sie zu kochen. Als sie ihre Speise gar hatten, ergriffen sie riesige Balken und begannen ordentlich zu löffeln. Sie sagten: „Der Mensch hier muß aber auch etwas zu essen haben." Und sie setzten Kombe Alhassu auf die Kante des riesigen Topfes. Aber aus Versehen fiel Kombe Alhassu in die Brühe des riesigen Topfes hinein, und als einer der Riesen nun wieder hineingriff, einen Bissen zu erhaschen, da kam er ihm in die Hände. Die Hand schob ihn aber sogleich in den Mund. Als die Riesen fertig mit Essen waren, sahen sie sich nach dem kleinen Menschen um. Die Mutter sagte: „Wo ist er?" Einer sagte: „Ich habe ihn vorhin noch auf



dem Topfrande sitzen sehen." Sie sahen in alle Ecken. Sie konnten ihn aber nicht finden. Einer sagte: „Eben fühle ich etwas in meinen Zähnen. Das muß eine Elefantensehne sein." Er zog sie heraus. Da sahen sie, daß es Kombe Akhassu war, der aus Versehen mit in den Mund des Riesen geraten war. Das riesenhafte Weib sagte aber zu Kombe: „Siehst du? Habe ich dir nicht gesagt, daß es hier gefährlich für euer einen ist?"

Dann sagte die riesenhafte Mutter zu Kombe Akhassu: „Nun komm aber. Leg dich mit auf meiner Matte, schlafe dich aus. So kann dir nichts weiter geschehen, und morgen kannst du dann weiter gehen!" Die riesenhafte Frau legte eine Matte hin und nahm Kombe Akhassu zu sich. Als es Nacht war, wollte Kombe Akhassu fliehen. Er tappte in der Dunkelheit umher und kam endlich in eine große Höhle. In der Höhle versteckte er sich.

Diese Höhle war aber nichts anderes als die riesenhaften Schamlippen des Riesenweibes. Gegen Morgen kam dem Riesenweibe das Bedürfnis an, Wasser zu lassen. Sie stand auf und pißte. Mit dem Strome aber, der dem enormen Ausgang entfloß, wurde auch Kombe Akhassu fortgeschwemmt. Ja, dieser Strom war so gewaltig, daß er nur schwimmend sich vor dem Ertrinken retten konnte. Der Strom des Riesenweibes führte ihn weit, weit fort.

Am Morgen fragte die Mutter der Riesen: „Wo ist denn nur unser kleiner Mensch?" Alle suchten ihn und konnten ihn nicht finden. Darauf sagte die riesenhafte Mutter: „Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich den kleinen Kerl in dieser Nacht selbst fortgespült habe. Denn ich mußte Wasser lassen und in dem Urin kann er schon mit fortgeschwemmt sein." — — —



Kombe Alhassu machte sich aber rüstig auf den Weg, sobald er dem Strome des Riesenweibes entronnen war. Er kam an einen riesigen Baum, und da derselbe an seinem Fuße eine mächtige Höhle hatte, so verbarg er sich darin, um sicher zu schlafen. Auf dem Baume saß ein riesenhafter Geier. Nach einiger Zeit kam ein riesenhafter Elefant, der sagte zu dem riesenhaften Geier: „Guten Tag, mein Uralter! Heute ist Jahreswechsel. Da wünsche ich dir Glück. Du bist älter als alle Lebenden. Deshalb weißt du auch mehr als alle anderen, und deshalb bitte ich dich, mir heute etwas zu erzählen."

Der uralte, riesenhafte Geier sagte: „Es ist wahr, heute ist Jahreswechsel, und ich wünsche dir auch viel Glück. Es ist allerhand zu erzählen, und so will ich dir denn gerne das eine oder andere berichten. Wenn man z. B. von den Blättern dieses Baumes nimmt und sie trocknet, stößt und als Medikament verwendet, so nützt das gegen die und die Krankheit. Wenn man von der Rinde jenes Baumes nimmt, so nutzt das gegen jene Leiden. Heute aber ist ein großer Tag, und da will ich dir auch etwas ganz besonderes berichten:

Es gibt in Massina, ganz dicht bei Dia ein Dorf, das heißt Maitaka. In Maitaka ist eine Erdsenkung; wenn man auf den Boden derselben scharrt, so kommt ein großer Topf zum Vorschein. Dieser Topf ist bis oben hin gefüllt mit purem Golde. Man kann den Topf emporheben, dann strömt aber sogleich ein Fluß von der Stelle durch das Land."

Der uralte Geier erzählte das. Kombe Alhassu hörte es. Er machte sich auf den Weg und kam nach langer Wanderung am Morgen nach Maitaka. Er hob den Goldtopf. Der Fluß strömte.



Es gibt noch heute einige Familien, die heißen
Urugere. Das sind Fulbe. Denen gehört eigentlich
Massina, deren Hauptstadt Kanza war. Kombe Alhassu
war der erste Fulbe in Massina. Sein Nachkomme
war Samba Omar, dessen Name man mit Ehrfurcht
nennt, wenn man Fische aus dem Flusse Kombe Al-
hassu ißt.

Der geizige Ehemann.

Ein junger Mann hatte viel Geld. Er hatte sehr viel Geld. Er wollte aber von allem nichts ausgeben für Essen. Der junge Mann heiratete ein junges Mädchen. Er ging in einen kleinen Speicher, er nahm ein klein wenig Guineakorn heraus. Das gab er seiner jungen Frau und sagte: „Bereite hiervon sieben Klöße Brei.“ Dann ging der junge Mann auf seine Farm.

Die junge Frau kochte von dem Korne sieben Klöße. Abends kam ihr Mann von der Farm. Er sagte: „Bringe mein Essen.“ Die junge Frau brachte die sieben Klöße. Der junge Mann setzte sich zum Essen nieder und aß alle sieben Klöße auf. Seiner jungen Frau gab er nichts davon ab. Die Haut der jungen Frau trocknete ein — (d. h. sie hungerte, fiel ab; in der Tat ist es auffallend, wie verschieden die Hautspannung eines und desselben Negers ist, je nachdem er einen Tag nichts oder eine große Portion dicken Breies gegessen hat!) —, weil sie nichts zu essen bekam.

Der Mann gab ihr jeden Tag ein wenig Korn und sagte: „Mache hiervon sieben Klöße.“ Und wenn er dann abends heimkam, aß er sie auf und gab der jungen Frau nichts ab. Vier Tage hintereinander erhielt die junge Frau nichts von den sieben Klößen, die sie jeden Tag für ihren Mann machen mußte.

Am fünften Tage ging der junge Mann wieder zu seinem Speicher und nahm ein wenig Guineakorn heraus. Das gab er seiner jungen Frau und sagte:



„Bereite hiervon sieben Klöße Brei." Dann ging der junge Mann auf seine Farm. Die junge Frau begann das Korn zu reiben. Es kam eine alte Frau aus dem Nachbargehöft, die wollte ein wenig Feuer holen. Die alte Frau sah die junge an und sagte: „Was ist das mit dir, daß deine Haut so trocken ist?" Die junge Frau sagte: „Mein Mann gibt mir nichts zu essen. Ich bekomme jeden Tag Korn für sieben Klöße, die bereite ich. Abends ißt er sie dann auf und gibt mir nichts davon ab." Die alte Frau sagte: „Wenn er dir nur soviel Korn gibt und nichts von der Speise übrig läßt, dann nimm einen der sieben Klöße beiseite. Dann wirst du ihn erkennen." Die junge Frau sagte: „Es ist gut!" Die alte Frau nahm ihr Feuer und ging von dannen.

Die junge Frau machte die sieben Klöße. Sie nahm einen davon und legte ihn beiseite. Abends kam der Mann von der Farm. Er sagte: „Bring mir mein Essen." Die junge Frau brachte die Klöße. Der junge Mann setzte sich zum Essen hin und zählte. Der junge Mann fand nur sechs Klöße. Der junge Mann rief seine junge Frau und sagte: „Wer nahm den einen Kloß?" Die junge Frau sagte: „Es kam eine Ziege und stahl ihn." Der junge Mann sagte: „Wenn ich den einen Kloß nicht noch heute sehe, muß ich sterben." Die junge Frau sagte: „Die Ziege wird ihn gefressen haben." Der junge Mann sagte: „Wenn ich den einen Kloß nicht noch heute sehe, muß ich sterben!" Der junge Mann stand auf. Er ging einige Schritte. Er fiel hin. Er stand auf, er ging einige Schritte, er fiel hin. Er stand auf, er ging einige Schritte, er fiel hin und blieb liegen. Er sagte: „Du siehst, ich sterbe! Bringe den einen Kloß." Danach sagte er nichts mehr und bewegte sich auch nicht mehr.



Die junge Frau schrie: „Mein Mann stirbt wegen eines Kloßes! Kommt und seht ihn! Mein Mann stirbt wegen eines Kloßes! Kommt und seht ihn!" Die Familie der jungen Frau kam herbei. Die junge Frau sagte zu ihrer Familie: „Ihr seht, mein Mann ist gestorben, er lebt nicht mehr. Grabt also eine Grube, daß wir ihn begraben." Sie legten den jungen Mann hin. Einige gingen hin, das Grab auszuhacken. Sie wuschen den Körper des jungen Mannes.

Die junge Frau sagte: „Erst bringt ein großes Tuch, damit wir ihn einwickeln." Sie brachten das Tuch. Die junge Frau deckte das Tuch über den jungen Mann. Sie kroch selbst darunter und sprach leise zu ihm: „Sieh, die Leute sind gekommen, dich zu begraben. Willst du dich eines Kloßes wegen begraben lassen?" Der Mann antwortete leise: „Hast du den Kloß wieder zurückgebracht?" Die junge Frau kam unter dem Leichentuch hervor und sagte: „Mein Mann ist wirklich tot. Bringt ihn ins Grab."

Darauf nahmen die Leute den jungen Mann auf und trugen ihn hinaus. Sie legten ihn an den Rand des Grabes. Die junge Frau sagte: „Nun tretet alle zurück." Alle Leute traten zurück. Die junge Frau beugte sich über den jungen Mann und sagte ihm leise durch das Leichentuch ins Ohr: „Sieh, die Leute sind gekommen, dich jetzt in das Grab zu legen. Du liegst am Rande des Grabes. Willst du dich eines Kloßes wegen begraben lassen?" Der Mann antwortete leise: „Hast du den Kloß zurückgebracht? Wenn du den Kloß zurückgebracht hast, bin ich nicht tot." Die Frau trat zurück und sagte zu den Leuten: „Begrabt ihn jetzt! Laßt aber ein ganz kleines Loch."

Der junge Mann ward begraben. Die Leute ließen aber ein ganz kleines Loch, das in die Grabkammer



hinabführte. Die Leute gingen. Die junge Frau trat an das Grab. Sie sprach durch das kleine Loch: „Nun bist du begraben, willst du denn nun auch wirklich eines einfachen Kloßes wegen sterben?“ Der junge Mann antwortete von unten: „Hast du meinen Kloß zurückgebracht?“

Die junge Frau antwortete: „Ja, er ist wieder da!“ Der Mann rief von unten: „Das muß ich sehen! Rufe die Leute, sie sollen schnell wiederkommen und das Grab öffnen, damit ich nach meinem Kloße sehen kann.“ Die junge Frau rief die Leute. Die Leute öffneten das Grab. Der junge Mann kam heraus. Die junge Frau rief alle Leute von ihrer Familie und alle Leute von der Familie ihres Mannes zusammen. Sie sagte: „Kommt alle, denn ich will mit allen sprechen, so daß alle es hören.“ Alle Leute kamen zusammen.

Die junge Frau sagte: „Dieser Mann heiratete mich. — Er gab mir jeden Morgen das Korn heraus für das Essen, das er am Abend selbst verzehrte. Ich erhielt nichts zu essen. Meine Haut ist verwelkt. Darauf nahm ich einen Kloß. Er zählte die Klöße und merkte es. Er sagte, er müsse sterben, wenn er den Kloß nicht wiedererhalte. Er ließ sich begraben, weil er den Kloß nicht wiedererhielt. Endlich ließ er sich wieder ausgraben, um zu sehen, ob der Kloß wieder da wäre. Hier steht er. Er hat seinen Kloß wieder bekommen. Hier ist der Kloß. Es liegt ihm am Kloß mehr als an seinem Leben. Es liegt ihm am Kloß mehr als an mir. Dann muß er auch mit seinem Kloß allein bleiben. Ich will jedenfalls mit dem Kloßzähler nicht mehr zusammenleben!“ —

Die junge Frau ging. Ihre Familie nahm sie zurück. Der junge Mann bekam keine andere Frau. Von da an mußte er sich das Essen stets selbst machen.



Der Geizige.

Ein Mann heiratete eine Frau und bearbeitete mit ihr seine Farm. Er gab niemals jemand anderes etwas von seinem Essen ab, sondern verzehrte alles mit seiner Frau allein. Der Mann lebte in Wukari. In Donga wußten aber alle Leute, daß in Wukari ein Mann war, der niemand etwas zu Essen gab. Man wußte in Donga, daß der geizige Wukarimann immer, wenn er essen wollte, mit seiner Frau in den Busch ging und in der Farm sein Essen einnahm, damit nur niemand ihm zusehen und ihn um etwas bitten könne. Alle Leute in Donga sprachen über den geizigen Wukarimann.

Es kam einmal ein junger Wukarimann nach Donga und besuchte da seinen Freund, einen jungen Dongamann. Der Wukarimann sagte: „Wir haben einen geizigen Mann in unserer Stadt, der hat noch niemals einem anderen Manne etwas abgegeben." Der junge Dongamann sagte: „Ich habe von diesem Manne gehört. Der Mann ist sehr geizig. Wenn ich es aber doch wünschen würde, so würde der geizige Mann mir zuletzt doch etwas abgeben müssen."

Der Dongamann sagte: „Ich glaube nicht, daß es dir gelingen würde, von dem Manne Speise zu erhalten." Der Dongamann sagte: „Du glaubst das nicht? Ich werde es also versuchen. Ich will mich sogleich daran machen. Nur will ich vorher noch einmal gründlich essen." Der junge Dongamann ließ sich viele und gute Speisen machen. Er aß, soviel er nur zu



essen vermochte, steckte sich noch ein gut Teil in seinen Sack und machte sich auf den Weg nach Wukari. In Wukari erkundigte er sich danach, wo die Farm des Geizigen sei, in der er immer äße. Er ging zu der Farm. Als er dicht bei der Farm war, aß er noch alles, was er in seinem Beutel hatte, so daß er satt war.

Der Dongamann kam um Mittag auf die Farm des Geizigen. Die Frau des Geizigen hatte soeben das Essen in einer kleinen Hütte bereitet. Ihr Mann saß bei ihr. Als der Mann den Fremden kommen hörte, sagte er zu seiner Frau: „Stelle schnell den Brei beiseite. Es kommt ein Fremder!" Die Frau kippte schnell den Brei aus dem Topf in die Kalebasse und schob die Kalebasse unter das Bett. Der Dongamann trat in die Hütte. Er setzte sich nieder. Der Geizige fragte: „Fremder, was machst du hier? Hast du kein Essen bei dir?" Der Dongajüngling sagte: „Ich habe nichts zu essen bei mir. — Ich brauche auch nichts zu essen fürs erste; ich will mich hier nur ein wenig ausruhen." Der Mann aus Donga blieb sitzen. Er saß in der Hütte bis zum Abend. Er saß dem Bett gegenüber. Der Geizige und seine Frau konnten nicht das Essen herausnehmen, ohne daß der Mann aus Donga es sah.

Als es dunkel ward, sagte der Geizige: „Wir wollen uns nun zum Schlafen hinlegen." Der Dongamann sagte: „Es ist mir recht; ich bin auch sehr müde." Der Geizige und seine Frau legten sich auf das Bett. Der Mann aus Donga hatte einen dicken Wanderknüppel bei sich. Den dicken Wanderknüppel nahm er in die Hand und legte sich vor das Bett auf die Erde.

Als es Nacht war, hatte der Geizige großen Hunger. Er griff mit der Hand unter das Bett, dahin, wo der



Brei stand. Der junge Mann aus Donga achtete aber sehr wohl darauf; als die Hand des Geizigen nahe der Kalebasse war, faßte er seinen Reiseknüppel sehr fest und schlug zu. Er rief: „Diese Ratten!" Der Geizige sagte nichts. Er zog die Hand schnell zurück.

Am anderen Morgen sagte der Geizige zu seiner Frau: „Frau, packe deine Last, wir wollen in das nächste Dorf gehen, um Essen zu kaufen. Der Fremde aus Donga mag solange hier bleiben." Der Mann aus Donga sagte: „Nein, ich will nicht allein im Hause bleiben. Ich will euch helfen euere Last zu packen und Essen zu kaufen." Die Frau packte ihre Last. Sie stellte die Kalebasse mit dem Essen hinein. Der Mann aus Donga half ihr die Last zuschnüren. Dann machten sich alle drei auf den Weg. Sie waren ein Stück weit gegangen, da blieb der Dongamann ein wenig zurück. Der Geizige sah sich um. Er sagte zu seiner Frau: „Der Fremde aus Donga ist zurückgeblieben! Schnell, packe den Brei aus, daß wir ein wenig essen können." Die Frau stellte die Last hin. Sie schnürte sie auf. Sie nahm die Kalebasse mit dem Essen heraus. Der Geizige hörte den Dongamann. Der Geizige sagte: „Schnell, packe deine Last wieder zusammen! Der Fremde kommt." Die Frau packte die Last wieder zusammen. Dann gingen die drei zusammen weiter.

Sie waren ein Stück weit gegangen, da blieb der Dongamann wieder zurück. Der Geizige sagte zu seiner Frau: „Schnell, packe ab, wir wollen essen." Die Frau packte ab. Dann kam aber auch der Dongamann und die Frau mußte schnell wieder alles zusammenschnüren. — So gingen sie bis zum Abend. Dann legten sich alle drei zum Schlafen nieder. Der Dongamann blieb mit seinem dicken Reiseknüppel ganz dicht bei der Last liegen, in der das Essen war.



Am anderen Morgen machten sich alle drei wieder auf den Weg. Nach einiger Zeit blieb der Mann aus Donga wieder ein Stück weit zurück. Der Geizige sagte: „Wir müssen etwas Besonderes unternehmen, um diesen Mann aus Donga fortzubringen, sonst sterben wir noch vor Hunger. Mit den Toten wird der Mann nicht zusammen sein wollen. Wenn der Dongamann kommt, sage ihm also, ich sei gestorben." Die Frau sagte: „Es ist gut so!" Der Geizige warf sich auf die Erde und blieb still liegen.

Nach einiger Zeit kam der Dongamann. Die Frau des Geizigen heulte und schrie: „Hier liegt mein Mann! Er ist gestorben!" Der Dongamann sagte: „Das ist ganz ausgezeichnet! Hier habe ich mein Messer! Nun wollen wir ihn in zwei Teile schneiden. Jeder von uns beiden bekommt die Hälfte. Wir schneiden das Fleisch ab und verkaufen das Fleisch in der Stadt." Der Mann aus Donga zog sein Messer heraus. Er wetzte es auf der Hand. Der Geizige sprang schnell auf und sagte: „Nein, ich bin nicht gestorben, ich lebe ja noch!" Die Frau sagte darauf zu ihrem Manne: „Mein Mann, gib diesem Manne aus Donga von unserem Essen ab; er macht uns nur Unruhe. Wenn du ihm von deinem Essen abgibst, wird er von dannen gehen!" Der Geizige fragte: „Wirst du auch nicht mehr verlangen als einen Teil von unserem Brei und nachher nichts mehr?" Der Dongamann sagte: „Gib mir meinen Teil, und dann will ich gehen!" Der Geizige packte das Essen aus. Er gab dem Manne aus Donga einen Teil. Der Mann aus Donga steckte den Brei in seinen Beutel und ging nach Wukari.

Er ging zu seinem Freunde, dem jungen Wukarimanne, und sagte: „Hier ist das Essen, das der Geizige mir abgab."



Der Blutschänder.

Eine junge Frau ward schwanger. Sie gebar einen Sohn. Er war bei der Geburt ein ausgewachsener Mann. Der Sohn sagte zu seiner Mutter: „Hier gebe ich dir 3000 Kauri Gehe hin und rufe mir eine Frau, daß ich mit ihr schlafe.“ Die Mutter nahm die 3000 Kauri. Sie wollte eine Frau rufen. Sie begegnete einem Manne. Sie schuldete dem Manne 3000 Kauri. Der Mann sah das Geld in ihrer Hand. Der Mann nahm ihr die 3000 Kauri ab und sagte: „Du schuldest mir diese 3000 Kauri. Ich nehme das Geld.“ Die Frau sagte: „Nimm das Geld nicht. Laß mir das Geld. Das Geld gehört mir nicht. Es gehört meinem Sohne. Mein Sohn sandte mich, daß ich eine Frau für ihn suche, die mit ihm schlafe.“ Der Mann sagte: „Es ist mir gleich!“ Der Mann behielt das Geld. Der Mann ging mit dem Gelde fort.

Die Mutter kam nach Hause. Der Sohn fragte sie: „Hast du die Frau?“ Die Mutter sagte: „Die Frau wird in fünf Tagen kommen, um mit dir zu schlafen.“ Als fünf Tage verstrichen waren, fragte der Sohn: „Wo ist die Frau, die mit mir schlafen will?“ Die Mutter sagte: „Die Frau wird heute abend zu dir kommen.“ Die Mutter hatte selbst ihre Periode gehabt. Die Mutter wusch sich am Abend gut. Sie zog sich gewaschene Kleider an. Abends legte sich der Sohn auf sein Bett. Als es Nacht geworden war, kam die Mutter zu ihm herein. Der Sohn fragte:

„Wer ist da?“ Die Mutter antwortete nicht. Der Sohn fragte: „Wer ist da?“ Die Mutter antwortete nicht. Der Sohn wollte das Feuer anblasen. Die Mutter ergriff den Wasserkessel und goß Wasser über das Feuer. Dann legte die Mutter sich auf eine Matte neben der Tür nieder.

Als es gegen Morgen war, stand der Sohn auf und ging zu der Frau, die in seinem Hause nahe der Tür lag. Er beschlief die Frau. Er beschlief seine Mutter! Dann ging er zurück und legte sich wieder auf sein Lager. Als es Morgen war, erhob sich die Frau. Sie ging aus dem Hause. Sie ging hinaus. Der Sohn folgte ihr. Die Frau wußte es nicht. Die Frau ging auf ihre Hütte zu. Der Sohn sah, das war die Hütte seiner Mutter. Der Sohn rief: „Mutter! Mutter!“ Die Frau schrie. Der Sohn sah, es war seine Mutter. Der Sohn sagte: „Ich habe meine Mutter beschlafen.“

Als es Tag war, ging der Sohn zu seinem Freunde. Er sagte zu seinem Freunde: „Ich gab meiner Mutter 3000 Kauri. Meine Mutter sollte mir eine Frau bringen, mit der ich schlafen wollte. Meine Mutter brachte keine Frau. Ich wurde ungeduldig. Ich frug meine Mutter gestern, wo die Frau bleibe, mit der ich schlafen wollte. Meine Mutter sagte, ich solle sie abends haben. Nachts kam eine Frau zu mir. Die Frau sprach nicht. Sie goß Wasser auf die glimmende Asche meines Feuers. Sie schlief in meinem Hause. Gegen Morgen beschlief ich die Frau. Bei Tagesanbruch ging die Frau hinaus. Ich folgte ihr. Die Frau ging auf die Hütte meiner Mutter zu. Ich rief die Frau an. Sie lief fort. Ich sah, daß sie meine Mutter war. Ich habe meine Mutter beschlafen! Sage es niemand! Du bist mein Freund. Dir mußte ich es



sagen. Sage es niemand. Niemand darf es wissen." Der Freund sagte: „Ich will es niemand sagen."

Der Sohn hatte seine Mutter beschlafen, als ihre Periode gerade vorüber war. Nach drei Monaten war die Mutter schwanger, so daß ihr Leib schwoll. Die Leute sagten: „Die Frau ist schwanger. Mit wem hat sie geschlafen?" Die Leute fragten den Freund des Sohnes: „Die Frau ist schwanger. Mit wem hat sie geschlafen?" Der Freund sagte zu den Leuten: „Der Sohn hat seine Mutter beschlafen. Ihr dürft es aber niemand sagen." Nach einigen Tagen ging der Sohn durch die Stadt. Er besuchte einen Mann. Der Mann sagte: „Geh fort von hier. Du hast deine eigene Mutter beschlafen." Der Sohn ging fort. Er kam an einem anderen Manne vorbei. Der Mann sagte: „Geh fort von mir! Du hast deine eigene Mutter beschlafen!" Der Sohn lief weg. Er traf auf einen Freund. Der Freund sagte: „Geh fort von mir, du hast deine eigene Mutter beschlafen!" Der Sohn schämte sich.

Der Sohn lief nach Hause. Er packte seine Sachen. Er lief aus dem Hause. Er lief aus der Stadt. Der Sohn lief durch das Nupeland. Der Sohn lief in das Haussaland. Der Sohn kam nach Kano. In Kano ging der Sohn zu einem Mallem (Schriftgelehrter). Der Sohn sagte zu dem Mallem: „Ich bitte dich, sei mein Vater, sei meine Mutter. Laß mich bei dir wohnen." Der Mallem sagte: „Es ist gut." Der Mallem sagte zu seiner ersten Frau: „Dieser Bursche bat mich, ihm Vater und Mutter zu sein. Sorge für ihn." Die Frau sagte: „Es ist recht." Der Sohn blieb bei dem Mallem.

Neun Monate, nachdem der Sohn bei seiner Mutter geschlafen hatte, gebar die Mutter ein Kind. Das Kind war ein Mädchen. Das Kind wuchs heran.



Das Mädchen spielte mit anderen Kindern. Als das Mädchen herangewachsen war, sagten die Freundinnen zu ihr: „Geh weg! Ehe du geboren wurdest, schlief dein Bruder bei deiner Mutter." Das Mädchen schämte sich. Am anderen Tage sagten die Freundinnen zu dem Mädchen: „Geh weg! Ehe du geboren wurdest, schlief dein Bruder bei deiner Mutter." Das Mädchen schämte sich. Am anderen Tage sagten die Freundinnen zu dem Mädchen: „Geh weg! Ehe du geboren wurdest, schlief dein Bruder bei deiner Mutter." Das Mädchen schämte sich. Das Mädchen packte seine Sachen. Das Mädchen ging von Haus fort.

Das Mädchen wanderte in das Haussaland. Das Mädchen kam nach Kano. Das Mädchen kam nach Kano auf den Markt. Auf dem Markte war die Frau des Mallem, der den Sohn der Mutter aufgenommen hatte. Das Mädchen sagte zu der Frau des Mallem: „Willst du mir eine Mutter sein?" Die Frau sagte zu dem Mädchen: „Was ist es mit dir?" Das Mädchen sagte: „Als meine Mutter meinen Bruder gebar, war er schon groß. Meine Mutter hatte keine Frau für ihn. Der Sohn meiner Mutter gab ihr 3000 Kauri, daß sie ihm eine Frau verschaffe. Er wollte mit einer Frau schlafen. Die Mutter ging mit dem Gelde fort. Sie traf einen Mann, dem sie 3000 Kauri schuldete. Der Mann nahm ihr das Geld fort. Mein Bruder wurde ungeduldig. Nachts kam die Mutter zu meinem Bruder. Mein Bruder erkannte sie nicht. Der Sohn beschlief die Mutter. Die Mutter hatte die Menstruation gehabt. Die Mutter ward schwanger. Ich wurde geboren. Alle Freundinnen riefen mir nach: ‚Geh weg, ehe du geboren wurdest, schlief dein Bruder bei deiner Mutter!' — Ich schämte mich. Ich packte meine Sachen. Ich lief fort. Ich kam hierher. Ich bitte dich, meine Mutter



zu sein.“ Die Frau des Mallem sagte: „Es ist gut. Komm mit zu mir.“ Die Frau des Mallem nahm das Mädchen mit herein. Sie sagte zu dem Mallem: „Heute kam ein junges Mädchen zu mir. Das Mädchen bat mich, seine Mutter zu sein. Ich nahm das Mädchen mit mir.“ Der Mallem sagte: „Es ist gut!“

Nach einiger Zeit sagte der Mallem zu seiner Frau: „Ich habe da den Mann, der mich seinerzeit bat, ihm Vater und Mutter zu sein. Du hast das Mädchen, das zu dir kam und dich bat, seine Mutter zu sein. Ich habe keine Frau für diesen Mann. Du hast keinen Mann für dieses Mädchen. Wollen wir sie nicht miteinander verheiraten?“ Die Frau sagte: „Es ist mir recht.“ Darauf verheirateten der Mallem und seine Frau den Sohn der Mutter und das Mädchen.

Zwei Monate, nachdem der Sohn der Mutter mit dem Mädchen verheiratet war, sagte der Sohn der Mutter zu dem Mädchen: „Als meine Mutter mich geboren hat, war ich schon groß. Meine Mutter hatte keine Frau für mich. Ich gab meiner Mutter 3000 Kauri, daß sie mir eine Frau verschaffe. Ich wollte mit einer Frau schlafen. Die Mutter ging mit dem Gelde fort. Sie traf einen Mann, dem sie 3000 Kauri schuldete. Der Mann nahm ihr das Geld fort. Ich wurde ungeduldig. Nachts kam meine Mutter zu mir. Ich erkannte sie nicht. Ich beschlief meine Mutter. Meine Mutter hatte die Menstruation gehabt. Meine Mutter ward schwanger. Alle Leute riefen mir nach: „Geh fort! Du hast deine eigene Mutter beschlafen! Geh fort, du hast deine eigene Mutter beschlafen!“ — Da schämte ich mich, da lief ich fort, da kam ich hierher. Ich bat den Mallem, mir Vater und Mutter zu sein. Der Mallem nahm mich auf. Der Mallem gab dich mir zur Frau. So ist es.“



Die junge Frau erzählte: „Als meine Mutter meinen Bruder gebar, war er schon groß. Meine Mutter hatte keine Frau für ihn. Der Sohn meiner Mutter gab ihr 3000 Kauri, daß sie ihm eine eigene Frau verschaffe. Er wollte mit einer Frau schlafen. Die Mutter ging mit dem Gelde fort. Sie traf einen Mann, dem sie 3000 Kauri schuldete. Der Mann nahm ihr das Geld fort. Mein Bruder wurde ungeduldig. Nachts kam die Mutter zu meinem Bruder. Er erkannte sie nicht. Der Sohn beschlief die Mutter. Die Mutter hatte die Menstruation gehabt. Die Mutter ward schwanger. Ich wurde geboren. Alle Freundinnen riefen mir nach: ‚Geh weg! Als du geboren wurdest, schlief dein Bruder bei deiner Mutter!' Ich schämte mich. Ich packte meine Sachen. Ich lief fort. Ich kam hierher. Ich traf die Frau des Mallem. Ich bat die Frau des Mallem, mir Mutter zu sein. Die Frau des Mallem nahm mich auf. Der Mallem machte mich zu deiner Frau. So ist es."

Der Sohn der Mutter fragte seine Frau: „Aus welcher Stadt kommst du?" Die Frau nannte den Namen der Stadt, aus der sie kam. Der Sohn der Mutter wußte, daß er die Tochter seiner Mutter geheiratet hatte. Der Sohn der Mutter wußte, daß er seine eigene Tochter geheiratet hatte. Seine Frau schlief ein. Der Sohn der Mutter packte alle seine Sachen. Der Sohn der Mutter öffnete leise die Türe. Der Sohn der Mutter lief von dannen.

Der Sohn der Mutter lief weit fort. Er lief weiter und weiter. Der Sohn der Mutter kam nach Mekka. Der Sohn der Mutter lief zum obersten Limam. Der Sohn der Mutter sagte zum Limam: „Meine Mutter hat mich als erwachsenen Mann geboren. Ich bat meine Mutter, daß sie mir eine Frau bringe. Ein Mann



nahm der Mutter das Geld. Die Mutter kam nachts in mein Haus. Ich beschlief meine Mutter. Ich sah, daß ich meine Mutter beschlafen hatte. Ich sagte zu meinem Freunde: Ich habe meine Mutter beschlafen. Die Leute hörten es. Die Leute beschimpften mich. Ich schämte mich. Ich lief fort. Ich floh nach Kano zu einem Mallem. Der Mallem nahm mich auf. Ich hatte meine Mutter nach der Menstruation beschlafen. Meine Mutter ward schwanger. Sie gebar ein Mädchen. Das Mädchen wuchs heran. Die Leute beschimpften das Mädchen. Das Mädchen schämte sich. Das Mädchen lief fort. Das Mädchen floh nach Kano zu der Frau des Mallem. Die Frau des Mallem nahm das Mädchen auf. Der Mallem gab mir das Mädchen zur Frau. Ich heiratete das Mädchen. — Ich habe meine Mutter beschlafen. Ich habe die Tochter meiner Mutter beschlafen. Ich habe meine eigene Tochter beschlafen! Was wird aus mir?"

Der oberste Limam sagte: „Es kann dir nicht geholfen werden. Wenn du gestorben sein wirst, kommst du in das große Feuer." Der Sohn der Mutter sagte: „Kann mir nicht geholfen werden?" Der oberste Limam sagte: „Nein, dir kann nicht geholfen werden." Der Sohn der Mutter sagte: „Kann es nicht noch anders werden?" Der oberste Limam sagte: „Wenn ein alter Baumast, der drei Jahre schon keine Blätter mehr trug, wieder Blätter und Zweige hervortreibt, dann wird es anders kommen." Der Sohn der Mutter hörte das. Der Sohn der Mutter ging hinaus.

Der Sohn der Mutter sagte zu sich: „Wenn ich gestorben sein werde, komme ich in das große Feuer. Es kann nicht anders kommen. Ein Baumast, der drei Jahre keine Blätter mehr trug, kann nicht Blätter und Zweige hervorbringen. Es kann nicht anders



kommen." Der Sohn der Mutter ging in den Busch. Der Sohn der Mutter schnitt sich aus einem harten, abgestorbenen Holze eine Stange. Der Sohn der Mutter ging auf den Weg, der von Kano nach Mekka führte. Der Sohn der Mutter versteckte sich neben dem Wege. Es kam ein Kaufmann mit Waren von Kano nach Mekka. Der Sohn der Mutter sprang hervor und schlug den Mann mit seiner Stange tot. Der Sohn der Mutter nahm die Last des Erschlagenen und trug sie in sein Haus. Der Sohn der Mutter ging an die Straße. Er versteckte sich an der Straße. Er schlug viele Leute tot, die mit Lasten von Kano nach Mekka kamen. Der Sohn der Mutter trug alle ihre Waren in sein Haus. Drei Jahre lang lebte der Sohn der Mutter an der Straße zwischen Kano und Mekka. Drei Jahre lang schlug er die Wanderkaufleute mit seiner Stange tot.

In Kano war ein reicher Madugu. Der hatte eine sehr schöne, junge Frau. Der Madugu wollte mit seinen Waren nach Mekka gehen. Ein junger Mann in Kano sah die Frau. Er wollte die Frau besitzen. Er ging zu dem Madugu und sagte: „Kannst du einen Träger gebrauchen, der dir deine Last nach Mekka trägt?" Der Madugu sagte: „Gewiß kann ich einen Träger gebrauchen, der meine Last nach Mekka trägt." Der junge Mann sagte: „Ich gehe als dein Träger mit dir". Der Madugu sagte: „Es ist recht!"

Der Madugu, die schöne, junge Frau des Madugu und die Träger machten sich auf den Weg nach Mekka. Sie kamen an die Stelle, an der der Sohn der Mutter mit seiner Stange versteckt lag. An dieser Stelle fiel die junge, schöne Frau des Madugu und war tot. Der Madugu sagte zu dem Träger: „Bringe meine Last in die nächste Ortschaft. Dann komme zurück und hilf

mir meine junge Frau begraben. Ich will solange bei ihr bleiben." Der junge Mann sagte: „Ich bin nur dein Träger geworden, um bei deiner jungen, schönen Frau bleiben zu können. Trage Deine Last nun selbst weiter. Ich gehe nicht mehr mit dir. Ich bleibe hier bei der Leiche." Der Madugu sagte: „Ich bitte dich, trage meine Last in das Dorf und hilf mir nachher!" Der Täter sagte: „Ich tue es nicht. Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben." Der Madugu sagte: „In diesem Busch sind schon viele Leute getötet. Hilf mir meine Last fortbringen." Der junge Mann sagte: „Hilf dir selbst!" Der Madugu nahm seine Last auf den Kopf. Er lief mit seiner Last in das nächste Dorf.

Als der Madugu mit seiner Last fortgegangen war, warf sich der junge Mann neben der Leiche der jungen, schönen Frau auf die Erde. Er warf sich auf die junge, schöne Frau. Er beschlief sie. Der junge Mann beschlief die Leiche der jungen, schönen Frau. Der Sohn der Mutter lag mit seiner Stange im Busch. Der Sohn der Mutter sprang aus dem Busch. Der Sohn der Mutter sprang auf den jungen Mann zu. Der Sohn der Mutter rief: „Wie kannst du die Leiche einer Frau beschlafen!" Der Sohn der Mutter ergriff seine Stange. Der Sohn der Mutter schlug den jungen Mann tot. Danach begrub der Sohn der Mutter die Leiche der jungen, schönen Frau. Die Leiche des jungen Mannes begrub er nicht.

Der Sohn der Mutter ging nach Hause. In seinem Hause legte er sich hin. Er schlief ein. Als er eingeschlafen war, kamen die Leute der Umgegend zusammen. Sie kamen in sein Haus. Sie traten um den Sohn der Mutter. Sie sagten: „Das ist der Mann, der die Leute auf dem Wege nach Mekka erschlug.



Wir wollen ihn gefangen nehmen. Wir wollen ihn zu dem obersten Limam nach Mekka bringen". Sie brachten ihn zu dem obersten Priester.

Der oberste Limam sah den Sohn der Mutter. Der oberste Limam sagte: „Dieser Mann hat seine eigene Mutter beschlafen. Dieser Mann hat die Tochter seiner Mutter geheiratet. Dieser Mann hat viele Leute, die von Kano nach Mekka reisten, totgeschlagen und beraubt. Tötet ihn!" Der oberste Limam hatte gesprochen. Die Leute kamen herbei, um den Sohn der Mutter zu töten. Da flatterte ein Blatt vom Himmel. Das Blatt fiel vor dem Limam nieder. Der Limam hob das Blatt auf. Das Blatt war beschrieben. Der Limam las, was auf dem Blatte stand. Auf dem Blatte stand geschrieben: „Der Sohn seiner Mutter hat seine Mutter beschlafen. Der Sohn seiner Mutter wußte nicht, daß es seine Mutter war. Der Sohn seiner Mutter floh. Der Sohn seiner Mutter heiratete die Tochter seiner Mutter. Er beschlief die Tochter seiner Mutter. Er wußte nicht, daß es die Tochter seiner Mutter war. Der Sohn seiner Mutter heiratete seine eigene Tochter. Er beschlief seine eigene Tochter. Er wußte nicht, daß es seine eigene Tochter war. Der Sohn seiner Mutter floh. Der Sohn seiner Mutter kam nach Mekka. Er kam zum obersten Limam. Der oberste Limam sagte zu ihm: ‚Dir kann nicht geholfen werden. Wenn du gestorben sein wirst, kommst du in das große Feuer.' Der Sohn der Mutter sagte: ‚Kann es nicht anders werden?' Der oberste Limam sagte: ‚Wenn ein alter Baumast, der drei Jahre lang schon keine Blätter mehr trug, wieder Blätter und Zweige hervorbringt, dann wird es anders kommen.' Der Sohn der Mutter ging in den Busch. Er schnitt sich aus hartem abgestorbenen Holze eine Stange. Er ging an den Weg,



auf dem die Leute von Kano nach Mekka kamen. Er schlug mit der Stange viele Leute tot. Er begrub sie. Es kam ein junger Mann, der beschlief die Leiche einer jungen Frau am Wege. Der Sohn der Mutter schlug ihn tot. Der Sohn der Mutter begrub die Leiche der jungen Frau. Geht hin und nehmt die Stange, die drei Jahre lang keine Blätter trug." Die Leute liefen hin. Sie sahen die Stange — die Stange hatte Blätter und Zweige. Der oberste Limam sagte: „Dem Sohn seiner Mutter ist geholfen worden." Der Sohn der Mutter ward freigelassen. Alle Leute beglückwünschten den Sohn der Mutter. Der Sohn der Mutter blieb in Mekka. Drei Monate nachher starb der oberste Limam. Da machten sie den Sohn der Mutter zum obersten Limam.



Die fünf Sklaven.

Ein Mann heiratete ein junges Mädchen. Die junge Frau ward nicht schwanger. Die Frau ward ganz alt. Der Mann schlief noch einmal bei ihr. Da ward sie schwanger. Ihr Knie schwoll an. Das Knie schwoll mehr und mehr an. Der Mann sagte: „Bisher hat die Frau mir kein Kind gegeben; Gott wolle mir helfen, wenn das Kind schlecht ist!"

Am andern Tage schwoll das Knie der Frau noch mehr an. Der Vater nahm seine Hacke und ging auf die Farm. Die Frau nahm einen Topf und ging zum Flusse hinab. Sie schöpfte den Topf voll Wasser. Sie trug ihn hinein. Sie wollte den Topf absetzen. Sie stützte ihn gegen das geschwollene Knie. Das Knie platzte auf. Aus der Oeffnung kam ein ganz kleines Kind heraus. In der einen Hand hatte das Kind einen Bogen und Pfeil, in der andern ein Messer. Die Mutter erschrak. Das Kind sagte: „Weshalb erschrickst du? Dein Mann hat gesagt, daß Gott ihm helfen solle, wenn es vielleicht ein schlechtes Kind wäre. Ich bin ein schlechtes Kind." Dann lief der kleine Junge mit seinen Waffen hinaus in die Farm, in der der Vater arbeitete.

Der kleine Junge war ganz klein. Er war noch kleiner als andere Kinder, die eben geboren sind. Er lief mit den Waffen durch die Farm. Der Vater sah ihn kommen. Der Vater erschrak. Der Vater wollte weglaufen. Der kleine Knabe aber rief: „Weshalb willst du weglaufen? Ich bin das Kind, das aus dem



Knie deiner Frau geboren ist. Ich bin dein eignen Sohn. Mein Name ist Mama." Der Vater hörte das. Der Vater blieb stehen. Mama kam heran. Mama sagte zu seinem Vater: „Gib mir eine Hacke. Ich will deine Arbeit verrichten." Der Vater gab Mama eine Hacke. Mama griff zu. Er hatte sogleich die ganze Arbeit gemacht.

Mama sagte: „Jetzt bin ich durstig. Gib mir eine Kalebasse." Der Vater sagte: „Warte, kleiner Mama, ich werde dir sogleich Wasser bringen." Mama sagte: „Gib mir nur die Kalebasse her. Es gehört sich nicht, daß der Vater für den Sohn solche Arbeit verrichtet." Der Vater gab Mama die Kalebasse. Dann sagte er: „Es ist gut! Geh selbst zum Bache. Achte aber darauf, daß du auf dieser Seite des Baches schöpfest und nicht auf der andern. Denn auf der andern ist eine ganz böse Schlange." Mama sagte: „Es ist gut." Dann ging Mama mit der Kalebasse zum Bache hinab. Er ging erst auf diese Seite. Er schöpfte Wasser. Dann ging er auf die andere Seite, wo die böse Schlange war. Er griff die böse Schlange. Er knotete sie zu einer Topfunterlage zusammen, legte sie auf den Kopf und hob die Kalebasse darauf.

Mama kam zum Vater zurück. Er setzte die Kalebasse ab. Beide tranken. Mama sagte: „Ich bin hungrig. Nun muß ich essen. Wir wollen die Schlange rösten und verzehren." Der Vater sagte: „Ich kann von der Schlange nichts essen. Denn ich bin Mauii (Islame)." Mama sagte: „Du mußt unbedingt von der Schlange essen, damit du noch lange lebst, wenn du auch alt bist." Mama tötete die Schlange. Mama röstete die Schlange. Sie aßen beide von der Schlange. Der Vater wollte nicht von der Schlange essen. Mama zwang ihn, von der Schlange zu essen.



Nachdem sie gegessen hatten, gingen Mama und sein Vater zusammen heim. Alle Leute des Ortes kamen zu Mamas Vater und wünschten ihm Glück zur Geburt eines Sohnes. Mama sagt zu seinem Vater: „Ich möchte arbeiten!“ Der Vater sagte zu Mama: „Was möchtest du arbeiten?“ Mama sagte: „Ich möchte nicht Bauer oder Hirte oder Wanderkaufmann werden. Gib mir einiges Geld!“ Der Vater sagte: „Das ist mir sehr recht“. Der Vater gab Mama 20000 Kauri. Mama ging mit dem Gelde auf den Markt. Er kaufte für 10 Kauri eine Taube. Er kaufte für 10 Kauri eine Ratte. Er kaufte für 15 Kauri einen Frosch. Er kaufte für 1000 Kauri einen Hund. Damit wollte er nach Hause gehen. Da sah er eine Katze. Er sagte: „Was soll die Katze kosten?“ Die Leute sagten: „Die Katze soll 1000 Kauri kosten.“ Mama betrachtete die Katze. Mama kaufte die Katze. Mama ging, mit der Taube, mit der Ratte, mit dem Frosch, mit dem Hund, mit der Katze, nach Hause. Er sagte: „Das sind meine fünf Sklaven.“

Der Vater und die Mutter begrüßten den Mama. Der Vater sagte zum Mama: „Bringe mir alles, was du gekauft hast und sage mir, was es nützen soll.“ Mama sagte: „Das will ich gern tun. Ich werde mit meinen Sklaven zu dir kommen“.

Mama brachte die Taube zu seinem Vater und sagte: „Das ist mein erster Sklave. Wenn ich morgens schlafe, soll sie mich rechtzeitig wecken.“ Der Vater sagte: „Es ist recht. Was hast du sonst noch gekauft?“

Mama brachte die Ratte zu seinem Vater und sagte: „Das ist mein zweiter Sklave.“ Der Vater fragte: „Diese Ratte soll dir als Sklave nützen?“ Mama sagte: „Wenn ich nur trockenen Brei habe,



soll die Ratte mir dazu Gewürz stehlen." Der Vater sagte: „Es ist recht. Was hast du sonst noch gekauft?"

Mama brachte den Frosch zu seinem Vater und sagte: „Das ist mein dritter Sklave!" Der Vater fragte: „Dieser Frosch soll dir als Sklave nützen?" Mama sagte: „Wenn ich einmal nicht weiß, was gut ist, werde ich zu einem Magier gehen. Und wenn ich dann nicht weiß, womit ich zahlen soll, gebe ich ihm den Frosch." Der Vater sagte: „Es ist recht. Was hast du sonst noch gekauft?"

Mama brachte seinen Hund zu seinem Vater und sagte: „Das ist mein vierter Sklave." Der Vater fragte: „Dieser Hund soll dir als Sklave nützen?" Mama sagte: „Wenn meine Mutter einmal auf der Farm ist, kann er das Haus hüten." Der Vater sagte: „Es ist recht. Was hast du sonst noch gekauft?"

Mama brachte seine Katze zu seinem Vater und sagte: „Das ist mein fünfter Sklave." Der Vater fragte: „Diese Katze soll dir als Sklave nützen?" Mama sagte: „Wenn meine Ratte nicht gehorcht, wird die sie in Ordnung bringen." Der Vater sagte: „Es ist recht. Fehlt dir nun noch etwas."

Mama sagte: „Mein sechster Sklave ist die Gelegenheit. Die kann ich nicht kaufen. Die wird mir von den andern gebracht."

Mama ging mit seinen fünf Sklaven in sein Haus. Mama fragte seinen ersten Sklaven, die Taube: „Was wirst du machen?" Die Taube sagte: „Ich werde dich jeden Tag wecken." Mama sagte: „Das ist es nicht, was ich am meisten brauche." Mama fragte seinen zweiten Sklaven, die Ratte: „Was wirst du machen?" Die Ratte sagte: „Ich werde für dich Gewürz stehlen." Mama sagte: „Das ist es nicht, was ich am meisten brauche." Mama fragte den dritten Sklaven, den Frosch:



„Was wirst du machen?“ Der Frosch sagte: „Ich werde den ganzen Tag zu Gott beten, wie der Mallem.“ Mama sagte: „Das ist es nicht, was ich am meisten brauche.“ Mama fragte seinen vierten Sklaven, den Hund: „Was wirst du machen?“ Der Hund sagte: „Ich werde für dich auf die Jagd gehen, werde für dich Eichhörnchen, Ratten, Kaninchen im Busch fangen“. Mama sagte: „Das ist es nicht, was ich am meisten brauche.“ Mama fragte seinen fünften Sklaven, die Katze: „Was wirst du machen?“ Die Katze sagte: „Komm mit in das Haus. Wir wollen allein sein.“ Mama ging mit der Katze in sein Haus. Die Katze sagte: „Schließe hinter mir die Tür zu.“ Mama verschloß die Tür. Die Katze verwandelte sich in ein hübsches Mädchen. Das Mädchen sagte: „Bringe mich nach Ebagi. In Ebagi wohnt mein Vater. Verkaufe mich meinem Vater. Mein Vater wird dir Geld anbieten. Nimm das Geld nicht an. Mein Vater wird dir Stoffe anbieten. Nimm die Stoffe nicht an. Mein Vater hat eine rote Mütze. Verlange die rote Mütze. Das ist es, was du am meisten brauchst.“ Mama sagte: „Das wollen wir machen.“

Mama ging mit dem hübschen, jungen Mädchen fort. Sie gingen nach Ebagi. Sie kamen zu dem Hause des Vaters des jungen Mädchens. Mama ging zu ihm. Mama fragte ihn: „Willst du dies Mädchen kaufen?“ Der Alte sagte: „Ich will dies Mädchen kaufen. Ich will dir 400 000 Kauri für sie bezahlen.“ Mama sagte: „Das Geld will ich nicht. Das ist es nicht, was ich brauche.“ Der Alte sagte: „Ich will dies Mädchen kaufen. Ich will dir 200 Kleider geben.“ Mama sagte: „Kleider will ich nicht. Das ist es nicht, was ich brauche.“ Der Alte sagte: „Was willst du denn haben?“ Mama sagte: „Ich will dir das Mäd-

chen verkaufen. Du mußt mir aber die rote Mütze, die du da auf dem Kopfe hast, dafür geben!" Der Alte sagte: „Die rote Mütze willst du haben? Diese rote Mütze kann ich dir nicht geben. Diese rote Mütze hatte ich, ehe ich mein Geld, meine Kleider, meine Pferde, meine Waffen gewann. Die Mütze ist mehr wert als Geld. Die rote Mütze kann ich dir nicht geben." Mama sagte: „Es ist Recht!" Mama stand auf und ging hinaus.

Die Mutter des Mädchens kam zu dem Alten herein. Die Mutter sagte: „Gib dem Manne die Mütze. Das Mädchen ist mehr wert als die Mütze." Der Alte rief Mama zurück. Der Alte sagte zu Mama: „Ich will das Mädchen kaufen. Ich will dir meine rote Mütze dafür geben." Mama sagte: „Es ist recht." Mama gab dem Alten das Mädchen. Der Alte gab Mama die rote Mütze. Mama ging mit der Mütze nach Hause. Als Mama wieder zu Hause war, verwandelte das Mädchen im Hause des Alten sich wieder in eine Katze. Die Katze lief auf ihren vier Füßen von dannen. Die Katze kam wieder bei Mama an. Die Katze blieb bei Mama.

Mama hatte die rote Mütze. Er tat die rote Mütze in einen Korb. Er versteckte den Korb. Wenn Mama nun 10 Kauri ausgab, nahm er 10 000 Kauri ein. Wenn er das Geld für ein Pferd fortgab, standen nachher 20 Pferde in seinem Gehöfte.*) Mama wurde reich. Mama hatte bald 8000 Pferde. Als Mama

*) Die letzten beiden Sätze sind mühsam aus den Leuten herausgeholt. Weder der Spielmann, der dieses Märchen vortrug, noch ein anderer hatten eine rechte Vorstellung davon, wie es kommen könne, daß der Besitz der Mütze den Mama reich machte. Von Zauberkraft sprachen nur einige beisitzende Haussa, die Nupe nicht.

die rote Mütze hatte und ein reicher Mann war, ging er wieder in seine Heimatstadt Gbarra.

In Gbarra sah Mama eine Frau. Mama nahm die Frau in sein Haus. Mama sagte zu der Frau: Die Frau sagte: „Wo hast du die rote Mütze?" „Lege dich nieder!" Die Frau legte sich nieder. Als es gegen Morgen war, wollte Mama die Frau beschlafen. Die Frau sagte: „Laß das!" Mama bat sie. Die Frau sagte: „Laß das!" Mama bat sie. Die Frau sagte: „Laß das!" Mama bat sie. Die Frau sagte: „Laß das!" Mama fragte: „Was hast du?" Die Frau sagte: „Früher warst du arm. Jetzt bist du reich. Wie ist das gekommen? Ich möchte das wissen." Mama sagte: „Ich habe eine rote Mütze, die gibt mir alles." Mama sagte: „Ich habe sie in einem Korbe versteckt." Die Frau sagte: „Zeige mir die rote Mütze." Mama stand auf. Mama zeigte der Frau die Stelle, an der der Korb stand. Mama öffnete den Korb und zeigte der Frau die Mütze. Die Frau sagte: „Es ist recht." Die Frau legte sich wieder hin. Mama legte sich zu ihr. Mama beschlief die Frau.

Mama schlief ein.

Als Mama eingeschlafen war, stand die Frau auf. Die Frau ging zu dem Korbe. Die Frau öffnete den Korb. Die Frau nahm die rote Mütze heraus. Die Frau steckte die rote Mütze in ihr Kleid. Die Frau lief fort. Als die Frau mit der roten Mütze fortgelaufen war, begann das Haus zu brennen. Alle Häuser brannten. Alle Pferde, alle Kleider, alle Waffen verbrannten. Alles, was Mama besaß, verbrannte. Es blieb Mama nichts übrig.

Mama ging zu einem Wahrsager und fragte: „Wie kam das Feuer in mein Haus?" Der Wahrsager sagte:



„Ich habe mir alle Mühe gegeben. Ich kann es dir nicht sagen." Die fünf Sklaven Mamas kamen von den Farmen. Die Taube sagte zu Mama: „Ich kann dir ganz genau sagen, wie das Feuer ausgekommen ist." Mama sagte: „Sage es!" Die Taube sagte: „Du hast eine Frau zu dir genommen. Du wolltest die Frau beschlafen. Die Frau sagte: „Laß das!" Die Frau wollte die rote Mütze sehen. Du zeigtest der Frau die rote Mütze. Du schliefst ein. Die Frau nahm die rote Mütze. Die Frau steckte die rote Mütze in ihr Kleid. Die Frau lief mit der roten Mütze fort. Dein Haus brannte. Alles, was du gewonnen hattest, war fort. Ich habe aber die Frau gesehen." Mama sagte: „Weißt du, wo die Frau hingegangen ist?" Die Taube sagte: „Ich weiß, wo die Frau wohnt." Mama sagte: „Kannst du die Mütze nicht wiederfinden?" Die Taube sagte: „Ich kann den Platz sagen, an dem die rote Mütze liegt." Mama sagte: „Wie kann ich die rote Mütze wiedererlangen?" Die Taube sagte: „Wenn mir ein anderer deiner Sklaven hilft, kannst du die rote Mütze wiedererlangen." Die Ratte sagte: „Ich gehe mit der Taube." Der Frosch sagte: „Ich gehe mit der Taube." Der Hund sagte: „Ich gehe mit der Taube." Die Katze sagte: „Ich gehe mit der Taube." Alle fünf Sklaven machten sich auf den Weg. Die Taube flog vor ihnen her.

Die fünf Sklaven kamen an ein Wasser. Der Frosch sagte: „Ich warte, bis ihr zurückkommt. Ich werde hier warten." Die anderen Sklaven Mamas setzten den Weg fort. Die Taube flog immer vor ihnen her. Sie kamen an eine andere Stadt. Die Taube flog auf ein Haus zu. Die Taube setzte sich auf das Dach des Hauses. Die Taube sagte: „In diesem Hause hat die Frau die rote Mütze versteckt."



Die Katze ging in das Haus hinein. Im Hause war nur eine Frau. Die Frau spann. Die Katze ging zu ihr. Sie strich ihr am Bein entlang. Die Frau beugte sich vor. Sie streichelte die Katze. Die Frau spielte mit der Katze. Die Frau achtete nur auf die Katze. Auf der Rückseite des Hauses begann die Ratte sich derweilen einen Gang zu scharren. Sie scharrte einen Gang unter der Hauswand. Sie kam in das Innere. Die Frau spielte mit der Katze. Die Frau achtete nur auf die Katze. Die Ratte kam ins Haus und suchte überall nach der roten Mütze. Der Hund steckte die Schnauze in den Gang der Ratte und fragte: „Siehst du die rote Mütze? Siehst du die rote Mütze?“ Die Ratte sagte: „Ich suche die rote Mütze. Ich suche die rote Mütze.“ Die Frau spielte mit der Katze. Die Frau achtete nur auf die Katze. Die Ratte fand die Mütze in einem Korbe. Die Ratte nagte den Korb durch. Die Ratte zog die Mütze heraus. Der Hund fragte: „Siehst du die rote Mütze?“ Die Ratte sagte: „Ich habe die rote Mütze.“ Die Ratte trug die rote Mütze in ihren Gang. Die Frau spielte mit der Katze. Die Frau achtete nur auf die Katze. Die Ratte gab dem Hunde die Mütze. Der Hund nahm die Mütze. Der Hund bellte. Der Hund sprang fort. Die Katze sprang fort. Die Ratte sprang fort. Die Taube flog fort.

Die vier Sklaven machten sich auf den Rückweg zu Mama. Der Hund trug die Mütze. Die vier Sklaven kamen an das große Wasser. An dem großen Wasser war der Frosch. Die Taube flog über das große Wasser. Die Ratte schwamm über das große Wasser. Die Katze schwamm über das große Wasser. Der Hund sprang mit der roten Mütze im Maul in das große Wasser. Am großen Wasser waren Menschen, die



schlachteten eine Kuh. Ein Mann warf dem Hunde einen Knochen zu. Da ließ der Hund die rote Mütze ins Wasser fallen und packte den Knochen. Mit dem Knochen im Maul schwamm er über das große Wasser. Die rote Mütze sank im großen Wasser unter. Im Wasser war der Frosch. Der fing die rote Mütze auf und trug sie im Maule durch das Wasser.

In Mamas Gehöft kam die Taube geflogen. Die Taube setzte sich auf eine Stange und sagte: „Wir haben die rote Mütze. Der Hund trägt sie.“ Die Katze kam angelaufen und sagte: „Wir haben die rote Mütze. Der Hund trägt sie.“ Die Ratte kam angelaufen und sagte: „Wir haben die rote Mütze. Der Hund trägt sie.“ Der Hund kam angelaufen und trug im Maul den Knochen. Mama sagte: „Wo hast du die rote Mütze?“ Der Hund sagte: „Am Wasser warfen die Leute mir einen Knochen zu. Ich nahm den Knochen und ließ die Mütze im Wasser. Denn ich lebe nicht von roten Mützen, sondern von Knochen.“

Der Frosch kam angehüpft. Der Frosch sagte: „Ich war im großen Wasser geblieben. Der Hund kam und brachte die rote Mütze im Maule. Am Wasser warfen die Leute ihm einen Knochen hin. Da ließ er die Mütze ins Wasser fallen und schwamm mit dem Knochen weiter. Die Mütze sank unter. Ich fing sie unten auf und trug sie durch das Wasser. Ich trug die Mütze hierher.“ Mama sagte: „Wo hast du die rote Mütze?“ Der Frosch zog die rote Mütze aus dem Munde. Er sagte: „Hier ist sie.“ Er gab die rote Mütze Mama. Mama nahm die rote Mütze.

Mama hatte wieder Pferde, Kleider, Geld, Waffen. Er hatte wieder alles.

Der Drachentöter.

Auta war ein kleiner Junge. Auta wohnte in einem großen Hause, in dem jedermann viel Geld hatte. Der Vater Autas war der reichste Mann der Stadt. Der Vater Autas starb. Auta trug alle Kleider, alles Holzwerk, alles, was im Hause war, an einer Stelle zusammen. Er trug Feuer hin. Das Feuer nahm das Holzwerk und begann es zu verschlingen. Das Feuer verschlang alles, was im Hause war. Auta sagte: „Nun habe ich nichts mehr hier. Was werde ich morgen essen?"

Auta ging in das Haus eines anderen reichen Mannes. Auta blieb da. Auta aß in dem Hause. Der Herr dieses Hauses hatte viele kleine Knaben und Mädchen. Auta tötete eines der Kinder nach dem anderen. Auta tötete die Kinder alle. Auta aß die kleinen Kinder auf. Dann rannte Auta von dannen. Auta rannte in den Busch.

Nach einiger Zeit kam der Herr des Hauses. Der Herr des Hauses sah, daß seine Kinder getötet und gegessen waren. Der Herr des Hauses war der Sarki (König) selbst. Alle Frauen, alle Männer suchten die Kinder. Man fand die Kinder nicht. Die Leute sagten: „Das muß der Auta, der Junge gewesen sein." Der Sarki sagte: „Sucht den Auta! Ich will den Auta auch suchen. Wir wollen diesen Auta schon finden!" Der Sarki machte sich mit seinen Leuten auf den Weg. Alle Leute suchten mit im Busch.



Auta lief im Busch weit hin. Auta sah den König mit seinen Leuten hinter sich herkommen. Auta war an einem Baum. Auta stieg auf den Baum. Der König kam mit seinen Reitern heran. Der König stieg an dem Baume vom Pferde. Der König setzte sich unter dem Baume hin, um auszuruhen. Er nahm seinen Hut ab. Da entleerte sich Auta auf dem Baume. Sein Unrat fiel gerade auf des Königs Kopf. Der König sah auf. Der König sah Auta. Der König sagte: „Dort sitzt dieser Auta! Ergreift ihn!“ Die Leute machten sich auf, Auta zu ergreifen.

Es kam eine Hühnerweihe über den Baum geflogen. Die Hühnerweihe nahm Auta auf und stieg mit ihm in die Luft, ehe die Leute des Königs Auta erreichten. Die Hühnerweihe brachte Auta weit fort. Die Hühnerweihe brachte Auta in eine große Stadt und setzte ihn dorthin.

In dieser Stadt war es verboten, nachts auszugehen. Es war da ein großer Eber. Der Eber lief nachts durch die Straßen. Wenn er einen Mann auf der Straße fand, tötete ihn der Eber und fraß ihn. Deshalb schlossen sich nachts alle Leute in den Häusern ein. Es war aber niemand da, der den Eber anzugreifen wagte, denn niemand glaubte, daß ein Mensch den Eber töten könne. Auta kam in diese Stadt. Die Leute sagten zu ihm: „Schließe dich nachts auch in ein Haus ein. Sonst tötet dich der Eber.“

Auta ging am anderen Tage in der Stadt umher. Auta ließ sich überall einen Durrakloß (Sorghummehlkloß), einen runden Stein und Feuerholz geben. Auta schichtete das Holz auf. Auta legte die runden Steine auf das Holz. Er setzte die Schüssel mit den Durraklößen daneben. Es sah aber niemand, was Auta vorhatte. — Als es Abend war, gingen alle Leute in die



Häuser und schlossen sich ein. Auta blieb aber draußen und versteckte sich. Als aber alle Leute in den Häusern waren, zündete Auta den Holzstoß an, auf dem die runden Steine waren. Die runden Steine wurden glühend heiß.

Nach einiger Zeit kam der Eber. Der Eber kam auf Auta zugelaufen. Der Eber sagte zu Auta: „Heute ist deine Zeit abgelaufen." Auta sagte: „Nein, ich werde länger leben, und du wirst mir in dieser Stadt nichts anhaben können." Der Eber lief auf Auta zu und wollte ihn töten. Auta sagte: „Wenn du mit mir kämpfen willst, zeige erst deine Kraft an diesen hundert Steinen. Hier sind hundert Steine. — Dabei zeigte er auf die Durraklöße. — Dort sind hundert Steine. — Dabei zeigte er auf die Steine, die im Feuer glühten. — Ich werde zehn Steine essen. Dann sollst du zehn Steine essen. Wir wollen sehen, wer mehr verzehren kann." Der Eber sagte: „Es ist mir recht. Du glaubst, ich kann nicht so viel verschlingen wie du? Was du kannst, kann ich auch!"

Auta nahm fünf Durraklöße und aß sie. Auta sagte: „Nun öffne deinen Mund, damit ich dir auch fünf Steine in den Mund gebe!" Der Eber öffnete den Mund. Auta warf fünf glühende Steine in den Mund des Eber. Der Eber verschlang sie. Er stöhnte. Er stöhnte und sagte: „Was du kannst, kann ich auch!" Auta sagte: „Es ist gut! Hier sind noch mehr." Auta aß wieder fünf Durraklöße und sagte: „Nun öffne deinen Mund, daß ich dir auch fünf Steine in den Mund gebe!" Der Eber öffnete den Mund. Auta warf fünf glühende Steine in den Mund des Ebers. Er verschlang die fünf Steine. Der Eber brüllte. Er brüllte laut: „Gib mir gleich alle Steine auf einmal! Ich will dir zeigen, daß ich mehr kann als du. Du



kannst immer nur fünf Steine verschlucken." Auta sagte: „Dann öffne den Mund ganz weit!" Der Eber öffnete den Mund ganz weit. Auta warf alle anderen Steine hinein. Der Eber verschlang sie. Der Eber wälzte sich am Boden hin und her und starb.

Als der Eber gestorben war, schnitt Auta ihm den Schweif ab und versteckte ihn in seiner Tasche. Dann ging er in das Haus, in dem er wohnte, verschloß es, legte sich hin und schlief.

Am anderen Morgen kamen die Menschen aus den Häusern. Die Leute sagten: „So stark wie heute nacht hat der Eber noch nie gebrüllt." Die Leute kamen zusammen. Die Leute sagten: „Was war das mit dem Eber heute nacht?" Die Leute fanden den toten Eber. Die Leute sahen den toten Eber. Die Leute sagten: „Ah! Der Eber ist getötet!" Die Leute liefen zum König und sagten: „Höre! Der Eber ist in dieser Nacht getötet!" Der König sagte: „Was sagt ihr?" Die Leute sagten: „Der Eber ist in dieser Nacht getötet." Der König sagte: „Ich muß das selbst sehen!"

Der König machte sich auf. Der König ritt dahin, wo der getötete Eber lag. Der König sagte: „Es ist wahr. Der Eber ist getötet." Der König betrachtete den Eber. Der König sagte: „Der Mann, der den Eber getötet hat, hat ihm den Schweif abgeschnitten. Ruft den Mann herbei, der den Eber getötet hat. Ich will ihm die Hälfte der Stadt schenken." Die Leute sagten: „Hört, was der König sagt! Er will dem Manne, der den Eber getötet hat, die halbe Stadt schenken!" Der König ritt wieder heim.

Als der König wieder daheim war, kam ein Mann zu ihm und sagte: „Ich habe den Eber getötet. Gib mir die halbe Stadt!" Der König sagte: „Zeige mir den Schweif des Ebers!" Der Mann hatte aber den Schweif



nicht. Es kam ein anderer Mann zum König und sagte: „Ich habe den Eber getötet. Gib mir die halbe Stadt!" Der König sagte: „Zeige mir seinen Schweif!" Der Mann brachte aber den Schweif auch nicht. Keiner der Leute der Stadt konnte den Schweif des Ebers finden.

Die Leute in den Häusern, in denen Auta wohnte, sagten untereinander: „Der Eber ist in dieser Nacht getötet. Der König will dem Manne, der den Eber getötet hat, die halbe Stadt schenken. Auta hörte das. Auta ging aus dem Hause. Auta ging in das Haus des Königs. Auta sagte: „Ich habe den Eber getötet!" Der König sagte: „Zeige mir seinen Schweif!" Auta zog den Schweif aus der Tasche und zeigte ihn dem König.

Der König sagte zu Auta: „Du hast für diese Stadt und alle meine Leute mehr getan, als irgend jemand vorher!" Der König schenkte ihm so viel, daß er der reichste Mann der Stadt war, und der König gab ihm die halbe Stadt.



Die beiden Diebe.

Mogunda Katsena (der Dieb aus Katsena) füllte einen Sack voll Kaurimuscheln und sagte: „Ich will hingehen und mir ein Kleid kaufen!" Mogunda Katsena betrachtete den Sack mit Kaurimuscheln. Mogunda Katsena wog den Sack mit Kaurimuscheln in der Hand. Mogunda Katsena sagte: „Weshalb soll ich alle meine Kaurimuscheln weggeben, wenn ich statt ihrer auch Steine nehmen kann?" Mogunda Katsena entleerte den Sack wieder; er brachte die Kaurimuscheln an einen anderen Ort und versteckte sie. Er behielt nur 200 Kaurimuscheln zurück. Dann ging er hinaus, sammelte am Ufer runde, kleine Steine, füllte damit den Sack und legte darauf die 200 Kauri. Mogunda Katsena sagte: „Dafür werde ich mein Kleid auch erhalten." Mogunda Katsena nahm den Sack und ging fort, einen Mann zu suchen, der ein Kleid zu verkaufen hatte.

Mogunda Kano (der Dieb von Kano) nahm ein Kleid aus seinem Korbe. Mogunda Kano sagte: „Ich brauche Geld (das sind hier Kaurimuscheln)." Mogunda Kano strich mit der Hand am Kleide herab. Mogunda Kano sagte: „Weshalb soll ich so dumm sein wie andere Leute? Weshalb soll ich mein Kleid weggeben, wo ich doch sicher einen Dummen finden kann, der mir auch für Blätter das Geld gibt, was ich brauche?" Mogunda Kano legte das Kleid wieder fort. Mogunda Kano ging hinaus und sammelte große Blätter. Mogunda Kano wusch die Blätter. Er tauchte



sie in Indigo. Er faltete sie zusammen. Er schlug die Blätter zusammen wie ein Kleid. Er betrachtete das Paket. Er sagte: „Wer dumm ist oder voreilig ein Kleid kaufen will, wird es gerne kaufen, wenn ich es billig abgebe!" Mogunda Kano nahm das Paket und ging fort, um einen Mann zu finden, der ein Kleid kaufen wolle.

Mogunda Katsena kam von der einen Seite. Mogunda Kano kam von der anderen Seite. Mogunda Katsena und Mogunda Kano trafen sich in der Mitte. Mogunda Katsena sah Mogunda Kano. Mogunda Katsena sagte zu sich: „Hm!" Mogunda Kano sagte für sich: „Hm!" Mogunda Katsena zog einen Beutel heraus und sagte: „Ich brauche ein Kleid!" Mogunda Kano sagte: „Ich verkaufe ein Kleid!" Mogunda Katsena sagte: „Ich kann nur 40000 Kauri geben." Mogunda Kano sagte: „Das ist sehr wenig!" Mogunda Katsena befühlte das Paket. Mogunda Katsena sagte: „Es ist kein weicher Stoff!" Mogunda Kano sagte: „Nein, es ist kein weicher Stoff! Gib mir den Sack mit den Kauri." Mogunda Katsena gab Mogunda Kano den Sack mit den Kauri. Mogunda Kano gab Mogunda Katsena das Paket. Mogunda Katsena ging den Weg zurück. Mogunda Kano ging den Weg zurück.

Als Mogunda Katsena ein Stück gegangen war, blieb er stehen. Er sagte: „Der Mann hat mir das Kleid sehr schnell gegeben. Es wird ein schlechtes Kleid sein!" Mogunda Katsena band das Paket auf. Mogunda Katsena schlug das Paket auseinander. Mogunda Katsena sah, was er gekauft hatte. Mogunda Katsena sagte: „Donnerwetter!" Mogunda Katsena betrachtete die Blätter. Mogunda Katsena befühlte die Blätter. Mogunda Katsena sagte: „Der andere ist ein sehr kluger Dieb. Ich werde dem Mogunda Kano sein

Kleid wiedergeben!" Mogunda Katsena nahm das Kleid, schlug es wieder ein und ging zurück.

Als Mogunda Kano ein Stück gegangen war, blieb er stehen. Er sagte: „Der Mann hat mir seine Kauri sehr schnell gegeben. Es werden nicht so viele Kauri sein als er gesagt hat." Mogunda Kano band den Beutel auf. Mogunda Kano öffnete den Sack. Mogunda Kano schüttelte ihn aus. Mogunda Kano sagte: „Donnerwetter!" Mogunda Kano betrachtete die Steine. Mogunda Kano befühlte die Steine. Mogunda Kano sagte: „Der andere ist ein sehr kluger Dieb. Ich werde dem Mogunda Katsena seine Kauri wiedergeben." Mogunda Kano füllte die Steine wieder in den Sack. Er legte die Kauri wieder oben auf. Er band den Sack wieder zu und ging zurück.

Mogunda Katsena und Mogunda Kano trafen einander wieder. Mogunda Katsena hockte nieder. Mogunda Kano hockte nieder. Mogunda Katsena betrachtete Mogunda Kano. Mogunda Kano betrachtete Mogunda Katsena. Mogunda Katsena sagte: „Donnerwetter!" Mogunda Kano sagte: „Donnerwetter!" Mogunda Katsena sagte: „Nimm dein Kleid!" Mogunda Kano sagte: „Nimm deine Kauri!" Mogunda Katsena sagte: „Vier Augen sehen mehr als zwei Augen." Mogunda Kano sagte: „Vier Ohren hören mehr als zwei Ohren!" Mogunda Katsena sagte: „Vier Hände greifen mehr als zwei Hände." Mogunda Kano sagte: „Auf zwei Köpfen können wir mehr tragen als auf einem Kopfe." Mogunda Katsena sagte: „Gut! Gehen wir nach Katsena, das ist eine gute Stadt." Mogunda Kano sagte: „Nein, wir wollen nach Kano gehen, da lagern die reichen Madugu (Karawanenführer)." Mogunda Katsena sagte: „Gut, dann gehen wir nach Kano."



Mogunda Katsena und Mogunda Kano gingen beide zusammen den Weg nach Kano. Als sie nahe bei Kano waren, sagte Mogunda Katsena: „Wir wollen uns gut vorbereiten.“ Mogunda Kano sagte: „Du hast recht, jedes Huhn legt seine Eier am liebsten in ein Nest.“ Mogunda Katsena sagte: „Wir wollen daran denken, daß Mussuru (Zibethkatze) die Eier findet und uns stiehlt.“ Mogunda Kano und Mogunda Katsena gruben eine tiefe Grube. Sie deckten sie mit Stangen und Blättern zu.

Mogunda Kano sagte zu Mogunda Katsena: „Was verstehst du?“ Mogunda Katsena sagte: „Ich werde ein Makapho (Blinder) sein.“ Mogunda Kano sagte: „Es ist gut; ich werde ein Gulugu (beinloser Krüppel) sein.“ Mogunda Katsena spielte den Makapho. Mogunda Kano spielte den Gulugu. Makapho und Gulugu gingen nach Kano hinein.

Makapho und Gulugu gingen auf den Markt. Sie saßen auf dem Markte. Die Leute schenkten ihnen einige Kauri. Makapho sagte: „Wo werden wir schlafen?“ Gulugu sagte: „Ich weiß einen guten Hühnerstall. Komm mit!“ Makapho und Gulugu machten sich auf den Weg. Es war ein Madugu angekommen, der hatte hundert Kamellasten mit Seidenstoffen aus Tarabulus (Tripolis) gebracht. Der Madugu hatte ein großes Haus gemietet und alle seine Leute da hinein gelegt. Makapho und Gulugu gingen zu dem Madugu. Makapho sagte: „Du großer und reicher Mann!“ Gulugu sagte: „Du bist der große Elefant unter den Tieren.“ Makapho sagte: „Du bist der Löwe unter den Madugu.“ Gulugu sagte: „Du bist der König unter den Madugu.“ Makapho sagte: „Du hast hier ein Haus wie der König von Stambul!“ Gulugu sagte:



„Wir haben nichts, wo wir schlafen können." Makapho sagte: „Wir wollen zu Allah beten für dich." Gulugu sagte: „Laß uns in deinem Hause wohnen, wie eine Laus im Haar einer Königsfrau." Der Madugu sagte: „Es ist gut; ich habe in dem großen Hause Platz. Legt euch hierhin zum Schlafen."

Makapho und Gulugu kamen herein. Sie legten sich auf die Ballen mit Seide. Der Madugu schlief in seinem Hause. Als es Nacht war, begannen die Makapho und Gulugu ein Loch in der Mauer zu machen. Dann nahmen sie einen Ballen nach dem anderen und trugen ihn hinaus aus dem Hause und aus der Stadt. Sie legten sie in ihre Grube. Dann kamen sie wieder in die Stadt, krochen in das Haus und legten sich zum Schlafen nieder. Am anderen Tage gingen Makapho und Gulugu auf den Markt. Die Leute gaben ihnen einige Kauri. Abends gingen sie in das Haus des Madugu und legten sich zum Schlafen nieder. Als es Nacht war, nahmen sie einen Ballen nach dem anderen und trugen sie hinaus aus dem Hause und aus der Stadt. Sie legten sie in ihre Grube. Dann kamen sie wieder in die Stadt, krochen in das Haus und legten sich zum Schlafen nieder. Am anderen Tage gingen Makapho und Gulugu auf den Markt. Die Leute gaben ihnen einige Kauri. Abends gingen sie in das Haus des Madugu und legten sich zum Schlafen nieder. Als es Nacht war, nahmen sie einen Ballen nach dem anderen und trugen sie hinaus aus dem Hause und aus der Stadt. Sie legten sie in ihre Grube. Die Grube war nun voll. Gulugu sagte: „Nun können wir zum letzten Male in unseren Hühnerstall kriechen und das Rattenloch zumachen." Makapho sagte: „Ja, das Nest ist voller Eier, morgen können wir anfangen zu brüten." Makapho



und Gulugu gingen heim. Sie krochen durch das Loch in die Mauer und machten es zu.

Als es Morgen war, kamen Makapho und Gulugu zu dem Madugu. Makapho sagte: „In dieser Stadt können wir nicht leben.“ Gulugu sagte: „Jeder denkt nur an sein Geschäft und keiner an Allah.“ Makapho sagte: „Von den Körnern, die hier aus dem Stampfmörser springen, können nur kleine Vögel leben.“ Gulugu sagte: „Unsere Haut vertrocknet (d. h. wir hungern).“ Der Madugu schenkte Makapho und Gulugu 1000 Kauri. Makapho und Gulugu gingen. Makapho und Gulugu versteckten sich im Busch.

Am anderen Tage wollte der Madugu weiterreisen. Man brachte die Esel herbei und fing an, sie zu beladen. Als die Leute die ersten Ballen weggenommen hatten, sah der Madugu, daß ein großer Teil der Ballen nicht mehr im Hause war. Der Madugu lief zum Alkali und sagte: „Man hat mich bestohlen. Man hat mir viele Ballen aus meinem Hause genommen.“ Der Alkali sagte: „Was willst du? Hast du nicht fremde Leute in deinem Hause schlafen lassen?“ Der Madugu sagte: „Die können nicht gestohlen haben. Es war ein Blinder und ein Krüppel.“ Der Alkali sagte: „Kennst du diese Leute?“ Der Madugu sagte: „Nein, ich kenne sie nicht.“ Der Alkai sagte: „Es wird dir niemand helfen können. Aber wenn du noch einige Monate hierbleiben willst, können wir die Diebe vielleicht finden.“ Der Madugu sagte: „Wenn ich noch länger bleibe, wird mir in dieser schlechten Stadt noch alles gestohlen!“ Der Alkali sagte: „Willst du uns beschimpfen?“ Der Madugu ging schnell weg. Die beladenen Esel zogen ihre Straße weiter.

Der Madugu ritt hinter seiner Karawane her auf der Straße durch den Busch von dannen. Mogunda

Katsena sagte zu Mogunda Kano: „Der Vogel Strauß kommt, aber er hat nur noch wenig Federn." Mogunda Kano sagte zu Mogunda Katsena: „Wir werden uns nun einen schönen Federhelm machen können." Der Madugu ritt fort. Mogunda Katsena und Mogunda Kano kamen aus dem Busch. Sie gingen zu der Grube, in die sie die Ballen des Madugu versteckt hatten. Sie nahmen die Blätter und Stangen aus der Gruft. Unten lagen die Ballen.

Mogunda Katsena und Mogunda Kano blickten in die Grube hinein. Sie sahen beide auf die Ballen. Die Ballen lagen unten. Mogunda Katsena sagte: „Die Ballen liegen sehr tief unten; ich habe sehr kurze Beine." Mogunda Kano sagte: „Deine Beine sind so lang wie die meinen. Einer muß hinabsteigen und die Ballen dem anderen heraufreichen." Mogunda Katsena und Mogunda Kano hockten am Rande der Grube nieder und blickten auf die Ballen hinab. Mogunda Kano sagte: „Es war ein guter Hühnerstall, den ich in Kano gezeigt habe." Mogunda Katsena und Mogunda Kano saßen auf dem Rande der Grube und blickten auf die Ballen hinab. Mogunda Kano sagte: „Wir wollen die Grube wieder zudecken und wollen sehen, ob wir einen anderen Mann finden, der uns die Ballen heraufreicht." Mogunda Katsena sah auf die Ballen in der Grube hinab. Mogunda Katsena sagte: „Ich werde hinabsteigen und die Ballen dir hinaufreichen."

Mogunda Katsena sprang in die Grube. Mogunda Kano blieb oben. Mogunda Kano nahm einen Strick, hielt das eine Ende fest und warf das andere hinab. Unten fing Mogunda Katsena das andere Ende des Strickes auf und knüpfte einen Ballen daran. Mogunda Kano zog nun den Ballen aus der Grube empor. Mogunda Kano knüpfte den Ballen ab und warf das



leere Ende des Strickes wieder in die Grube zu Mogunda Katsena hinab. Mogunda Kano nahm dann aber den heraufgezogenen Ballen und trug ihn an eine andere Stelle des Busches, wo er ihn wieder versteckte. Dann nahm er einen großen Stein auf und nahm ihn mit zu der Grube.

Mogunda Katsena hatte einen zweiten Ballen an das untere Ende des Strickes gebunden. Mogunda Kano zog den Ballen wieder empor, trug ihn in das andere Versteck im Busch und brachte einen anderen Stein. Mogunda Katsena sagte bei sich: „Mein Bruder braucht so lange um einen jeden Ballen wegzubringen, daß man in der gleichen Zeit eine Kalebasse voll Brei kochen kann. Ich aber habe nicht solchen Hunger, daß ich diese Speisen alle, die er da kocht, aufessen möchte, und ich würde sicher einen kranken Magen bekommen, wenn ich es versuchen wollte. Es ist besser, wenn ich mich ein wenig vorsehe!“ Mogunda Katsena knüpfte einen Ballen auf, um sich selbst nachher hineinzubinden.

Mogunda Kano zog alle Ballen hinauf und brachte sie beiseite und jedesmal, wenn er einen Ballen wegtrug, brachte er dafür einen Stein wieder. Es war nur noch ein Ballen in der Grube. Es war Abend und schon dunkel. Mogunda Katsena band das leere Ende des Strickes an den letzten Ballen, in den er sich nun selbst mit hineingebunden hatte und rief hinauf: „Nun, mein Mogunda Kano, ist nur noch ein Ballen hier. Es ist der schwerste und wertvollste von allen. Es wird dir Mühe machen, ihn hinaufzuziehen. Wenn du diesen aber hinaufgebracht hast, dann reich mir den Strick noch einmal herunter, damit ich selbst hinaufklettern kann.“ Mogunda Kano sagte: „Es ist gut, mein Mogunda Katsena; binde den letzten wertvollen Ballen nur recht fest an, dann will ich ihn schon heraufziehen,



und dann auch dir zu deiner Sache verhelfen.“ Mogunda Katsena sagte: „Der Ballen ist festgebunden, siehe nur, ob du ihn in die Höhe bekommst.“ Mogunda Kano begann zu ziehen. Mogunda Kano rief: „Oh, was ist er schwer! Was muß er für wertvolle Sachen enthalten!“ Mogunda Kano rief: „Ich denke, er muß das Beste von allem enthalten! Was ist er schwer! Was ist er schwer!“ Mogunda Kano zog den Ballen wieder ein Stück in die Höhe und rief: „Was war er schwer! Nun warte noch ein wenig, mein Mogunda Katsena! Ich trage die Ballen fort, und helfe dir dann!“ Mogunda Kano nahm den Ballen, in dem Mogunda Katsena war und trug ihn zu den anderen in den Busch. Im Busche nahm Mogunda Kano einen Stein auf und ging damit zu der Grube zurück.

Als Mogunda Kano mit seinem Steine weggegangen war, kroch Mogunda Katsena aus seinem Ballen heraus. Mogunda Katsena sagte: „Mein Bruder Mogunda Kano hat hier alles mit vieler Mühe versteckt, so daß sogar i ch es nur schwer finden kann. Ich werde es nun noch besser verstecken.“ Dann trug Mogunda Katsena alle Ballen an eine andere Stelle im Busch.

Mogunda Kano ging mit dem Stein zu der Grube zurück. Er sagte zu der Grube hinunter: „Mein Bruder Mogunda Katsena, nun werde ich dir zu dem deinen verhelfen.“ Dann warf Mogunda Kano alle die großen Steine hinab, die er herangebracht hatte. Die Steine fielen auf die Hölzer und die Strohmatten, auf denen die Ballen vorher gelegen hatten. Die Hölzer und Matten wurden von den Steinen Mogunda Kanos zerschlagen. Die Hölzer und Matten zerbrachen und krachten. Mogunda Kano sagte: „Ich höre die Knochen meines Bruders Mogunda Katsenas zerbrechen. Ich werde schnell noch einige Steine hinunterwerfen, damit

er nicht noch Schmerzen hat!“ Mogunda Kano warf alle Steine hinunter. Mogunda Kano warf Erde darauf. Mogunda Kano schüttete die Grube zu. Mogunda Kano ging dann dahin, wo er die Ballen in dem Busche versteckt hatte.

Mogunda Kano kam an die Stelle, an der er die Ballen versteckt hatte. Er sah, daß alle Ballen fortgetragen waren. Er sagte: „Donnerwetter!“ Mogunda Kano setzte sich auf die Erde hin und sah auf die Stelle, an der er die Ballen versteckt hatte. Mogunda Kano sah lange auf die leere Stelle. Mogunda Kano sagte: „Es ist wahr: der letzte Ballen war der schwerste und wertvollste. Mein Bruder Mogunda Katsena hatte recht. Nun werde ich hingehen und meinen Bruder Mogunda Katsena und unsere Ballen suchen.“

Mogunda Kano legte sich hin und schlief. Als Mogunda Kano einige Stunden geschlafen hatte, stand er auf und begann wie ein Esel zu schreien. Mogunda Kano schrie wie ein Esel und sprang wie ein losgelassener Esel durch den Busch. — Mogunda Katsena schlief an der Stelle im Busch, an der er die Ballen versteckt hatte. Als Mogunda Kano schrie, wachte Mogunda Katsena auf. Mogunda Katsena hörte die Schreie und Sprünge. Mogunda Katsena sagte: „Das ist ein Esel, der hat sich losgerissen. Ich werde ihn heranlocken. Der Esel kann mir helfen, diese Ballen weiterzutragen!“ Mogunda Katsena begann den Esel durch lautes Schnalzen heranzulocken. Mogunda Kano hörte die Lockrufe Mogunda Katsenas. Mogunda Kano kam ein wenig näher. Mogunda Katsena lockte wieder. Mogunda Kano schrie wieder. Mogunda Kano versteckte sich hinter einem dicken Baume und schrie wieder. Mogunda Katsena sagte: „Nun weiß ich die Richtung, in der der Esel ist. Ich werde ihn bald haben!“ Mo-



gunda Katsena ging auf den großen Baum zu. Als Mogunda Katsena an dem großen Baum ankam, sprang Mogunda Kano hervor. Mogunda Kano packte Mogunda Katsena. Mogunda Katsena rief: „Donnerwetter!" Mogunda Kano sagte: „Ich bin glücklich, daß du nicht verloren bist! Ich habe dich so gepackt, mein Mogunda Katsena. Komm, nun wollen wir zu unseren Ballen gehen." Mogunda Kano faßte Mogunda Katsena bei der Hand. Mogunda Katsena sagte: „Was habe ich mich gefürchtet, als du gar nicht kamst, mein Mogunda Kano. Ich dachte schon, du wärst in die Grube gefallen und die Löwen hätten dich gefressen." Mogunda Katsena führte dann Mogunda Kano zu der Stelle, an der er die Ballen versteckt hatte. Mogunda Katsena und Mogunda Kano schliefen bei den Ballen.

Am anderen Morgen sagte Mogunda Kano: „Wir haben diese wertvollen Sachen gemeinsam gefunden. Nun teile du, mein Mogunda Katsena!" Mogunda Katsena sagte: „Nein, es ist deine Sache zu teilen, mein Mogunda Kano." Mogunda Katsena sagte: „Teile du!" Mogunda Kano sagte: „Teile du!" Mogunda Kano und Mogunda Katsena stritten lange hin und her. Mogunda Katsena sagte: „Wir können uns heute nicht einigen. Ich will in meine Stadt Katsena zurückkehren. Ich werde drei Monate lang in Katsena bleiben. Bewache du solange diese Ballen in deinem Hause in Kano. Wenn ich nach drei Monaten wiederkomme, können wir teilen!" Mogunda Kano sagte: „So ist es mir recht. Ich werde die Ballen aufbewahren, und wenn du wiederkommst, wollen wir, wenn Allah mir das Leben läßt, teilen!" Mogunda Katsena begab sich auf den Weg und kehrte nach Katsena zurück.

Mogunda Kano nahm alle Ballen und brachte sie in sein Haus in der Stadt. Mogunda Kano sagte

bei sich: „Wenn ich mit meinem Bruder Mogunda Katsena teile, erhalte ich nur die Hälfte dieser guten Ballen und kann ihm nichts mehr davon nehmen.*) Wenn mein Bruder Mogunda Katsena die Ballen aber mit sich wegnimmt, kann ich sie ihm alle wieder nehmen, und ich werde dann nicht nur die Hälfte, sondern das Ganze gewinnen. Ich werde also sagen lassen, ich sei gestorben. Ich werde mir eine Grube herrichten lassen." Mogunda Kano ging in den Busch. Mogunda Kano machte eine Grube, aus der ein Gang herausführte. Er deckte die Grube zu. Er trug in den Gang ein Bett und alles, was er brauchte, hinein. Er rief seine erste Frau und sagte: „Ich werde mich nun begraben lassen. Du aber bringe mir täglich in diese Gruft Essen und Trank. Wenn Mogunda Katsena kommt, sage ihm, er solle alle Ballen mitnehmen. Sage ihm, ich sei tot. Sage ihm, er würde der Erbe der Ballen sein wollen." Mogunda Kano stieg in die Grube. Er lebte in der Grube. Seine erste Frau brachte ihm jeden Tag Essen und Trank in die Grube.

Nach drei Monaten kam Mogunda Katsena nach Kano. Mogunda Katsena sagte: „Wie geht es meinem

---

*) Das ist ein gewissermaßen heiliges Gesetz auch unter den Dieben. Wenn eine Beute geteilt und der Besitz dann gegenseitig als rechtmäßig anerkannt worden ist, können auch Buschkumpane dieses Gut des anderen nie wieder zu gewinnen suchen. Dagegen ist es jedem Diebe unbenommen, die Beute, die er mit einem anderen zusammen gemacht hat, jenem Kameraden zu stehlen, solange er nicht den Besitzanteil des anderen durch Teilung anerkannt hat. Solche gewissermaßen ritterlichen Ehrengesetze der Diebe und Räuber fand ich auch bei Tuareg und bei nördlichen Mandestämmen, in der Richtung auf Timbuktu zu, vor. Sie scheinen ähnlichen Gesetzen der Araber, wie sie Burckhardt geschildert hat, zu entsprechen.

Bruder Mogunda Kano?“ Die erste Frau Mogunda Kanos schrie. Die erste Frau Mogunda Kanos sagte: „Mogunda Kano ist schon vor zwei Monaten gestorben und begraben. Mogunda Kano sagte vor seinem Tode: „Wenn mein Bruder Mogunda Katsena kommt, wird er alle Ballen mitnehmen wollen. Laßt das alles meinen Bruder Mogunda Katsena mitnehmen.“ Mogunda Katsena sagte: „Ich bin sehr betrübt darüber, daß mein Bruder Mogunda Kano gestorben ist. Wenn er aber gestorben ist, dann sind die Ballen wohl eben das Erbe seiner Frauen. Wenn also Mogunda Kano gestorben ist, so gehören die Ballen euch. Ich werde noch einige Tage in Kano bleiben und dann nach Katsena zurückkehren.“

Mogunda Katsena ging. Mogunda Katsena versteckte sich in der Nähe des Hauses Mogunda Kanos. Als es Abend war, kam die erste Frau Mogunda Kanos heraus mit dem Essen und mit dem Trank. Mogunda Katsena folgte ihr. Die Frau ging in den Gang, der in die Grube führte. Mogunda Katsena sah es. Mogunda Katsena ging wieder in die Stadt. Nachts machte sich Mogunda Katsena auf. Er ging in die Gegend, in der die Grube Mogunda Kanos war. Er begann zu schreien wie eine Hyäne. Als er an die Stelle kam, wo Mogunda Kano unter der Erde auf seinem Bette lag, schrie er stark. An der Stelle begann er die Erde aufzuscharen wie eine Hyäne. Er schrie und scharrte. Mogunda Katsena schrie und scharrte. Mogunda Katsena kam immer näher an die Decke, die über dem Bette Mogunda Kanos war.

Mogunda Kano hörte die Hyäne schreien. Mogunda Kano hörte die Hyäne näherkommen. Mogunda Kano sprang von seinem Bette auf. Mogunda Kano nahm einen Stock, und stieß von unten gegen die Decke.



Die Hyäne schrie und scharrte weiter. Mogunda Kano schrie: „Geh weg! Geh weg! Geh weg!" Die Hyäne schrie und scharrte weiter. Mogunda Kano schrie vor Angst. Die Hyäne schrie und scharrte weiter. Mogunda Kano sprang vor Angst auf und rannte nach dem Gange, der aus der Grube heraufführte. Mogunda Katsena hörte Mogunda Kano rennen. Mogunda Katsena lief zu dem Eingang in die Grube. Mogunda Kano sprang heraus. Mogunda Katsena sprang ihm entgegen. Mogunda Katsena fiel Mogunda Kano um den Hals. Mogunda Katsena rief: „Was bin ich glücklich, daß du lebst, mein Bruder Mogunda Kano!" Mogunda Kano sagte: „Donnerwetter!"

Mogunda Kano und Mogunda Katsena gingen in die Stadt. Mogunda Kano sagte: „Nun wollen wir gemeinsam teilen!" Mogunda Katsena sagte: „Ja, wir wollen teilen." Am anderen Tage teilten Mogunda Katsena und Mogunda Kano die Sachen, die in den Ballen waren. Mogunda Katsena lud seine Sachen auf ein Kamel, nahm von Mogunda Kano Abschied und ritt nach Katsena zurück.



Der Monafiki (Hetzer).

In der Zeit, da Edsu (König) Issa herrschte, waren zwei Leute miteinander befreundet. Der eine von ihnen war sehr reich. Der andere von ihnen war sehr arm. Der Reiche hatte 4 000 000 Kauri; der Arme hatte nur 1000 Kauri. Der Reiche sagte eines Nachts zu dem Armen: „Ich möchte dich um etwas bitten." Der Arme sagte: „Was kann ich, der Arme, dir, dem Reichen, geben?" Der Reiche sagte: „Willst du mir es geben. wenn du es hast?" Der Arme sagte: „Wir sind Freunde! Ich werde dir alles geben, was ich habe." Der Reiche sagte: „Du hast ein schönes Glied. Gib mir dein Glied." Der Arme sagte: „Nimm es dir!" Der Reiche schnitt das Glied des Armen ab und steckte es in die Tasche.

Am andern Tage kam der Arme zu dem Reichen und sagte: „Du hast mich gestern Nacht gebeten. Ich habe dir gegeben. Ich komme heute und bitte dich." Der Reiche sagte: „Was willst du von mir haben?" Der Arme sagte: „Ich habe nun kein Glied mehr. Ich will den Rest meines Lebens wenigstens angenehm leben. Gib mir alles, was du besitzest." Der Arme nahm alles Geld des Reichen. Er lud die Säcke mit Kauri auf Esel und trieb alle zu sich.

Am andern Tage kam der frühere Reiche zu dem früheren Armen. Der Reiche sagte: „Wir sind Freunde. Gestern hast du mich gebeten und ich habe dir gegeben. Heute komme ich und bitte dich!" Der Arme sagte: „Was willst du von mir haben?" Der Reiche sagte

zu dem Armen: „Ich will deine beiden Augen haben." Der Arme sagte: „Nimm sie!" Der Reiche nahm ein Messer und schnitt dem Armen die Augen aus. Er nahm die Augen und steckte sie in die Tasche. Der Arme konnte nun nicht mehr sehen. Der Reiche nahm alles Geld, das er gestern dem Armen gegeben hatte. Der Reiche nahm die Esel, die er gestern dem Armen gegeben hatte. Der Reiche lud die Säcke mit dem Gelde auf die Esel und trieb die Esel wieder in sein Haus. Der Arme war blind, er konnte nichts sehen. Er konnte es nicht hindern. Der Reiche kam zurück. Er hatte dem Armen Glied und Augen geraubt. Er warf ihn nun aus dem Gehöfte. Er jagte ihn fort und sagte: „Nun geh zum Edsu-Issa."

Der Arme tastete sich weiter fort. Er kam in den Busch. Er tastete sich von einem Platze zum andern. Er ging jeden Tag ein Stück weiter. — Er kam in fremde Länder. Er irrte drei Jahre lang umher. Der Reiche aber ging als Händler von Stadt zu Stadt. Er kaufte hier, er kaufte dort. Er verkaufte hier, er verkaufte dort. Der Reiche wurde immer wohlhabender. Er hatte viel Geld und Sklaven. Er ging in die Stadt Edsu-Issas und wohnte da.

Der Arme irrte im Busch weiter. Er kam eines Tages an einen Baum. Er stieß an den Baum. Auf dem Baume hatte der König der Aasgeier sein Nest. Der König der Geier sagte: „Wer stieß gegen mein Haus?" Der Arme sagte: „Verzeih mir, ich bin aber blind." Der König der Geier sagte: „Was siehst du von mir?" Der Arme sagte: „Ich bin blind — ich kann nicht sehen. Zeige mir bitte den Weg!" Der König der Geier sagte: „Wie bist du blind geworden?" Der Blinde sagte: „Ich war arm. Ich war mit einem reichen Manne befreundet. Der Reiche bat mich um

mein Glied. Ich gab ihm mein Glied. Am andern Tage bat ich den Reichen um seinen Reichtum. Der Reiche gab mir seinen Reichtum. Am nächsten Tage bat mich der Reiche um meine Augen. Ich gab ihm meine Augen. Dann nahm mir der Reiche wieder alle Reichtümer, warf mich aus meinem Hause und trieb mich in den Busch. Drei Jahre lang bin ich im Busch herumgeirrt." Der König der Geier sagte: „Ich will besser zu dir sein als dein reicher Freund." Der König der Geier breitete seine Flügel aus. Er stieg in die Luft. Der König der Geier sagte: „Lege deinen Kopf zurück, wende das Gesicht dem Himmel zu." Der Blinde tat es. Der Geier entleerte sich. Der Schmutz fiel gerade auf die Augen des Armen. Der Arme konnte wieder sehen. Er wandte sich um. Er konnte alles sehen. Er sah wieder wie früher. Der König der Geier kam herab. Er flog von seinem Hause herab. Er gab dem Armen ein Paket von seinen Exkrementen. Der König der Geier sagte zu dem Armen: „Stecke dies in deine Tasche. Gehe damit auf die Wanderschaft. Wenn du Menschen findest, die an den Augen leiden, so tue davon darauf. Du kannst viele Menschen gesund machen und kannst so reich werden." Der König der Geier flog fort. Der Arme nahm von den Exkrementen des Königs der Geier und steckte sie in die Tasche.

Der Arme ging in die nächste Stadt. Er wanderte einer Stadt zu. Er begegnete dem Reichen. Er fragte den Reichen: „Kennst du mich nicht?" Der Reiche sagte: „Nein, ich habe dich noch nicht gesehen!" Der Arme sagte: „Ich bin der, der dir sein Glied und seine Augen gegeben hat." Der Reiche sagte: „Jetzt weiß ich, wer du bist. Wir sind Freunde." Der Reiche fragte den Armen: „Wo gehst du hin?" Der Arme

sagte: „Ich gehe, wie du mir früher sagtest, in die Stadt Edsu Issas."

Der Arme ging weiter. Er kam an Edsu Issas Stadt. Er ging in das Torhaus des Edsu Issa. Der König fragte den Armen: „Was willst du?" Der Arme sagte: „Ich bin nur ein Armer!" Der König fragte: „Was arbeitest du?" Der Arme sagte: „Ich suche Blinde. Ich mache sie sehend!" Der König sagte: „Ich habe eine erste Frau. Meine erste Frau ist blind. Ich habe alles versucht, sie sehend zu machen. Ich habe schon fünf Sklaven dafür hingegeben. Es ist aber nicht besser geworden." Der Arme sagte: „Wenn du willst, werde ich es versuchen." Issa sagte: „Versuche es." Der Arme sagte: „Bringt mir eine kleine Schale mit Wasser!" Sie brachten ihm eine kleine Schale mit Wasser. Der Arme nahm aus seiner Tasche das Bündel mit den Exkrementen des Königs der Geier. Er brach etwas davon ab. Er warf das Abgebrochene in das Wasser. Der Arme sagte: „Kann ich deine erste Frau einmal sehen?" Der König führte den Armen in das Haus der ersten Frau. Die Frau hob den Kopf auf. Der Arme besprengte ihre Augen mit dem Wasser. Die Frau konnte wieder sehen. Sie sagte: „Ich danke dir! Ich danke dir! Ich danke dir!"

Der König sagte zu dem Armen: „Ich danke dir!" Der König Issa gab ihm fünf Sklaven. Er gab ihm ein starkes, altes Pferd. Er gab ihm ein starkes, junges Pferd. Der König machte den Armen zu seinem Schentali (Verwalter eines Stadtteiles). Der König Issa rief den Schentali alle Morgen. Der Schentali mußte ihm in allem raten. Der Schentali wurde ein angesehener Mann. König Issa nahm vier junge Mäd-

chen. Er schenkte die vier jungen Mädchen dem Schentali als Frauen.

Der Reiche sah das. Der Reiche begann die Arbeit des Monafiki (Hetzers). Der Monafiki (also der Reiche) kam zum König Issa und sagte: „Der Schentali hat kein Glied! Du hast ihm vier Frauen gegeben. Aber was soll er mit ihnen tun? Er hat mir früher sein Glied geschenkt. Ich habe es ihm abgeschnitten." Der Monafiki zog das Glied des Schentali aus der Tasche und zeigte es dem Könige. Der Schentali kam jeden Morgen zum König. Wenn der Schentali weggegangen war, kam der Monafiki und sagte: „Der Schentali hat kein Glied! Du hast ihm vier Frauen gegeben. Aber was soll er mit ihnen tun? Er hat mir früher sein Glied geschenkt. Ich habe es ihm abgeschnitten." Der Monafiki zog das Glied des Schentali aus der Tasche und zeigte es dem König. Der Schentali kam jeden Morgen zum König. Wenn der Schentali weggegangen war, kam der Monafiki.

Eines Morgens sagte der König: „Es ist gut. Morgen sollen alle Männer der Stadt zum Flusse gehen, um Fische zu fangen. Sie sollen alle Kleider ablegen und nackt in das Wasser gehen. Dann werde ich sehen, ob der Schentali ein Glied hat oder nicht." Der Edsu ließ das allen Leuten in der Stadt sagen. Der Monafiki sagte: „Nun wirst du es selbst sehen!" Als der Bote mit der Nachricht zum Schentali kam, begann der Schentali zu weinen. Der Schentali weinte die ganze Nacht. Der Schentali schrie die ganze Nacht.

Der Schentali weinte. Das große starke Pferd fragte den Schentali: „Was hast du?" Der Schentali sagte: „Als ich jung war, hatte ich einen Freund. Der Freund war reich. Der Reiche bat mich um mein Glied. Ich gab ihm mein Glied! Am andern Tage



bat ich den Reichen um seinen Reichtum. Der Reiche gab mir seinen Reichtum. Am nächsten Tage bat mich der Reiche um meine Augen. Ich gab ihm meine Augen. Dann nahm mir der Reiche wieder allen Reichtum. Er warf mich aus meinem Haus und trieb mich in den Busch. Drei Jahre lang bin ich im Busche herumgeirrt.

Ich kam zum König der Geier. Der König der Geier machte mich sehend. Er gab mir ein Heilmittel! Ich kam hierher. Ich machte die Frau des Edsu Issa sehend. Der König schenkte mir Sklaven und Pferde. Der König machte mich zum Schentali. Der König schenkte mir vier Mädchen. Der Reiche kam und ward zum Monafiki. Der Monafiki sagte zum König, daß ich kein Glied habe. Der König verlangt, daß alle Männer nackt zum Fischfange kommen sollen. Die Leute werden sehen, daß ich kein Glied habe. Ich werde mich schämen. Ich werde sterben!" Der Schentali weinte. Der Schentali schrie.

Das große Pferd sagte zu dem Schentali: „So weinst du also, weil du kein Glied hast?" Der Schentali sagte: „So ist es!" Das große Pferd sagte zu dem kleinen Pferde: „Hast du die Sache unseres Herrn gehört?" Das kleine Pferd sagte zu dem großen Pferde. „Ich habe alles wohl gehört. Du bist von uns beiden der Größere. Was du als Großer dabei tust, wird gut sein." Das große Pferd sagte zum Schentali: „Lege mir eine Schnur um den Hals und steige auf meinen Rücken!" Der Schentali legte dem großen, starken Pferde eine Schnur um und stieg auf seinen Rücken. Das große Pferd begann zu laufen. Das große Pferd lief aus der Stadt. Das große Pferd lief so schnell wie kein Pferd sonst laufen kann. Das große Pferd lief an Kano vorbei. Das große Pferd



lief immer noch. Das große Pferd stand still. Das große Pferd sagte: „Jetzt sind wir da." Der Schentali sah um sich. Rundherum war ein großer, großer Markt. Auf dem Markte wurden nur Glieder feilgehalten. Die Glieder, die so groß waren, wie aufgerollte Schlafmatten, wurden für drei Kauri verkauft. Die Glieder, die so groß waren, wie Stuhlbeine,*), wurden für zwei Kauri verkauft. Die Glieder, die so groß waren, wie die Finger, wurden für einen Kauri verkauft. Diese kleinen Glieder waren für Kinder bestimmt.

Der Schentali stieg ab. Er ging umher und betrachtete die Glieder. Er wählte ein schönes Glied für zwei Kauri. Er sagte zu der Händlerin: „Dieses Glied möchte ich kaufen." Er zahlte zwei Kauri. Die Frau sagte: „Ist das Glied für dich?" Der Schentali sagte: „Es ist für mich." Die Frau sagte: „So ziehe deine Hosen aus, lege dein Kleid ab, stelle dich nackt in einiger Entfernung hin, spreize die Beine." Der Schentali zog seine Kleider aus. Er ging in einige Entfernung und stellte sich der Frau gegenüber auf. Er spreizte die Beine. Die Frau nahm das Glied. Sie warf das Glied gegen den Mann. Das Glied traf den Mann in die Spreize. Das Glied saß am Manne. Das Glied stand dem Manne groß und dick wie ein Stuhlbein. Der Schentali bekleidete sich. Der Schentali konnte die Hose nicht zubinden.

Der Schentali ging zu dem großen Pferde zurück. Der Schentali stieg auf den Rücken des Pferdes. Das Pferd begann zu laufen. Das große Pferd lief vom Marktplatze weg. Das große Pferd lief, wie kein Pferd laufen kann. Das große Pferd lief zurück. Das große

*) Es sind die Stühlchen der Nupe gemeint.

Pferd lief an Kano vorbei. Das große Pferd lief in das Gehöft des Schentali. Der Schentali lief in das Haus, in dem das erste Mädchen schlief, das ihm der Edsu geschenkt hatte. Das beschlief er. Der Schentali lief in das Haus, in dem das zweite Mädchen schlief, das ihm der Edsu geschenkt hatte. Der Schentali beschlief es. Der Schentali lief in das Haus, in dem das dritte Mädchen schlief, das ihm der Edsu geschenkt hatte. Der Schentali beschlief es. Der Schentali lief in das Haus, in dem das vierte Mädchen schlief, das ihm der Edsu geschenkt hatte. Er beschlief es. — Dann lief der Schentali zu dem großen, starken Pferde und sagte: „Ich werde dir in Zukunft nicht Sorghum zu fressen geben, sondern Honig und alles Gute, was du von mir haben willst. Bis du stirbst, sollst du keine Arbeit mehr verrichten.“ Dann ging der Schentali in sein Haus und schlief ein.

Am andern Tage kamen alle Männer an den Fluß, zogen die Kleider aus und gingen nackt in das Wasser. Der Schentali kam nicht. Der Schentali blieb daheim. Der Monafiki ging zu den Leuten im Wasser. Er sah, daß der Schentali nicht dabei war. Er ging in die Stadt. Er ging zu Edsu Issa und sagte: „Alle Leute sind in das Wasser gestiegen. Alle Leute sind nackt. Alle Leute haben ein Glied. Dein Schentali ist nicht gekommen. Dein Schentali ist daheim geblieben. Der Schentali hat kein Glied. Der Schentali hat mir sein Glied geschenkt. Ich habe es in der Tasche. Jetzt kann der Schentali nicht nackt vor den Leuten ins Wasser gehen! Der Schentali schämt sich!“ — Alle Leute versammelten sich bei Edsu Issa. Alle Leute hörten das.

Der Schentali erwachte. Der Schentali zog seine Hosen an. Der Schentali zog ein Kleid an. Der Schen-



tali bestieg ein Pferd. Der Schentali ritt zu Edsu Issa. Er stieg ab. Er ging in das Torhaus des Königs. Der König fragte den Schentali: „Warum warst du nicht draußen beim Fischen?" Der Schentali sagte: „Ich habe heute gegen Morgen meine vier Frauen beschlafen. Da war ich müde und habe es verschlafen." Der Monafiki sagte: „Du lügst! Du kannst keine Frau beschlafen! Du hast kein Glied. Du hast mir dein Glied geschenkt. Ich habe es dir abgeschnitten. Hier habe ich dein Glied." — Der Monafiki zog das Glied des Schentali aus der Tasche.

Der Schentali sagte nichts. Der Schentali zog die erste Hose aus. Alle Leute sahen hin. Der Schentali zog die zweite Hose aus. Alle Leute sahen hin. Der Schentali zog die dritte Hose aus. Alle Leute sahen hin. Der Schentali zog die nächste Hose aus. Alle Leute sahen hin. Der Schentali zog die fünfte Hose aus. Alle Leute sahen hin. Der Schentali zog die sechste Hose aus. Alle Leute sahen hin. Das Glied des Schentali war unter den Hosen aufgestiegen. Als nur noch eine Hose das Glied zurückhielt, zerriß es die Hose und stand groß und dick da wie ein Stuhlbein. Alle Leute sahen es. Der Schentali sagte: „Mit diesem Glied soll ich die Frauen nicht beschlafen können, die mir der König geschenkt hat?" — Als die Leute dieses Glied sahen, bekamen sie Angst.

Edsu Issa sagte: „Nehmet den Monafiki. Bringt ihn auf den Marktplatz. Tötet ihn." Die Leute nahmen den Monafiki. Sie banden ihn. Sie brachten ihn auf den Marktplatz. Sie töteten ihn.



Schamanenwettstreit*).

Brahima Schinajogo war ein über alle Maßen schöner und tapferer Bosso**), der über außerordentliches, magisches Können verfügte. Wollte er ein Nilpferd erlegen, so sprang er mit der Lanze ins Wasser, schwamm zu dem Rudel hin und tötete ein Nilpferd im Wasser durch einen Lanzenstich von unten her. Ebenso machte er es mit dem Krokodile. Er sprang in das Wasser, überwältigte es, band es und schleppte es an das Land.

Wenn die Bosso Fleisch brauchten, wandten sie sich an Brahima und sagten etwa: „Schaffe mir doch ein Nilpferd herbei.“ Dann entgegnete er: „Das ist sehr einfach, wartet nur ein wenig, ich werde ein Rudel herbeiführen. Wenn es kommt, laßt nur das erste Tier unbeschädigt vorbeischwimmen, denn das werde ich selbst sein.“ Damit sprang er dann in das Wasser, verwandelte sich in ein Nilpferd und suchte als solches ein Rudel auf. Das Rudel führte er dann den Jägern zu, damit sie soviel Tiere töteten, als sie Fleisch brauchten.

Wollten die Bosso Fische fangen, so wandten sie sich an Brahima und der sagte: „Nichts einfacher als dieses! Ich werde eine gute Kompagnie herführen.

*) Schamanen sind Leute, die mit besonderen magischen Kräften ausgerüstet sind. Vgl. L. Frobenius „Kulturtypen aus Westsudan“. Gotha 1910. S. 92 ff.

**) Volk im oberen Nigertale.

Schließt nur das Fischwehr nicht eher als bis der erste Fisch vorbei ist, denn das werde ich sein." Dann sprang er als Fisch in das Wasser und führte ganze Scharen herbei, die dann den Bosso eine leichte Beute wurden. So kamen sie gar häufig zu einer großen Beute von Fischen. Seine Kräfte bezogen sich aber nicht nur auf Wasser, sondern auch auf das Land, und er konnte sich auch in eine Antilope oder irgendein anderes Landtier verwandeln und seinen Genossen starke Rudel zuführen. Er selbst war dann immer das erste Tier, und die Genossen mußten diesen Leitbock unbehelligt lassen.

Brahima rasierte sich niemals. Er wusch niemals sich selbst und wusch auch niemals seine Kleider. Man sang ihm oftmals viele Loblieder, und wenn er dann damit nicht zufrieden war, so wuchsen ihm die Haupthaare bis ein Meter lang fort. Wenn er schrie, so hörte man ihn unendlich weit, dann schlugen leuchtende Flammen weit fort aus seinem Munde. Bei alledem war er aber nicht länger als eine Elle. — Zuweilen zeigte er seine magische Kraft, indem er aus dem Hause durch das Dach nach irgendeiner Seite einen Pfeil abschoß. Dann sagte er zu den Genossen: „Geht nur nach dieser Richtung hin, so werdet ihr das von mir erlegte Wild schießen, es wird sehr gut sein." Die Genossen gingen dann und fanden auch stets das erlegte Wild.

Eines Tages kam Issa Billa Korro, das war ein Marabut*), der hatte von den wunderbaren Eigenschaften Brahima Schinajogos gehört, und er machte sich auf den Weg nach dessen Dorfe, um diese magischen Kräfte selbst von Angesicht zu Angesicht kennen

*) Im Westsudan soviel wie „Heiliger".



zu lernen. Issa Billa Korro entsandte einen Boten, daß er zu Brahima gehe und ihm sage: „Es kommt der Marabut Issa Billa Korro; mache dich auf und gehe ihm durch das Dorf entgegen, um ihm so deine Hochachtung zu zeigen."

Es war Brauch, daß, wenn Brahima irgendwohin ging, die Begleiter ihm zur Rechten und zur Linken folgten. Sie gingen niemals vor oder hinter ihm. Denn, wenn Brahima ärgerlich war, schüttelte in schlechter Laune sein Gewand, so daß ein Wind entstand, und davon alle die vor ihm oder hinter ihm gingen, allsogleich starben.

Brahima ging Issa nicht entgegen. Er blieb gelassen in seinem Hause. Issa war erstaunt, daß ihm niemand vor dem Dorfe entgegen kam, um ihm die Ehre zu erweisen, und ging erzürnt in Brahimas Haus. Issa sagte: „Hat mein Bote dir nicht gesagt, daß ich kommen würde und daß du mich vor dem Dorfe empfangen sollst? Weshalb erweist du mir nicht die Ehre, die mir zukommt?" Darauf öffnete Brahima den Mund, und er spie dem Marabut Issa ins Gesicht. Der Speichel verwandelte sich sogleich in eine unendliche Zahl von kleinen Fischen, die das ganze Kleid des Marabut und den Fußboden ringsum bedeckten. Ein Speichelauswurf Brahimas bewirkte es, daß die ganze Hütte von den kleinen Fischen angefüllt war. Darob aber ward Marabut Issa über alle Maßen wütend. Er riß in hellem Zorn seine Mütze vom Kopfe und schleuderte sie auf den Boden. Allsogleich verwandelte sie sich in einen großen Fisch mit dickem Kopfe. Der große Fisch begann sofort alle die unendlich vielen Fischchen zu verschlingen, und bald war auch nicht mehr ein einziger zu sehen. Brahima sagte: „Du bist es, der mich ärgert."



Sie sprachen miteinander. Nachher sagte Brahima zu einem Knaben: „Bringe meine Büchse mit gestoßenem Tabak herbei." Der Knabe brachte die Tabaksbüchse. Brahima öffnete die Büchse, um dem Anscheine nach dem Marabut von dem Tabak anzubieten. Als er aber den Deckel abnahm, stürzten zwei mächtige Löwen heraus, von denen setzte sich einer auf die rechte, einer auf die linke Seite des Marabut Issa. Issa Billa Korro zog aber von seinem Finger einen Ring, der stellte eine gewundene Schlange dar. Diesen Fingerring warf er auf die Erde und sogleich entstand daraus eine mächtige Schlange. Die Schlange wand sich auf die beiden Löwen zu und verschlang sie. Darauf aber ward sie sogleich wieder zu einem kleinen Ringe, den Issa gelassen wieder auf den Finger schob. — Da dachte Brahima eine Weile lang nach.

Nach einer Weile ergriff Brahima Issa an der Hand und sagte: „Komm mit mir, wir wollen zusammen aus dem Hause gehen." Issa sagte: „Es ist mir ganz recht." So verließen sie gemeinsam das Haus. Sie gingen, bis sie an ein kleines Gewässer kamen, in dem waren sehr viele kleine Skorpione. Brahima und Issa gingen an dem Gewässer hin. Die Skorpione wuchsen derweilen zu einer riesigen Größe heran. Issa ward von einem starken Durstgefühle gepackt. Er sagte zu Brahima: „Ich habe Durst!" Brahima sagte: „Da ist Wasser genug, trinke hier und lösche deinen Durst." Issa sagte: „Nein, hier trinke ich nicht, denn ich traue dem Wasser und dir nicht." Brahima ging darauf selbst in das Wasser, schöpfte und brachte dann Issa das Getränk. Issa sagte eine Weile später: „Nun werde ich dir meine Macht zeigen." Issa trat ganz dicht an den Rand des Gewässers und schrie über das Wasser hin: „Welcher kleine Skorpion oder welches kleine Un-



getier auch in diesem Sumpfe lebt, jedem einzelnen befehle ich an, reichlich Speise an Reiß, gekochten Fischen und Hammel, wohlhergerichtet, herbeizubringen. Eilt euch!" Darauf kamen alle die kleinen Skorpione an und jeder brachte reich gefüllte Schüsseln mit guten Nahrungsmitteln herbei. Nicht ein einziges der kleinen Geschöpfe blieb aus, so daß bald lange Reihen von Schüsseln dastanden. Darauf aßen Brahima und Issa, bis sie gesättigt waren.

Sie gingen weiter und kamen an einen großen Baobab (Affenbrotbaum). Unter dem nahmen sie Platz, und zwar jeder auf einer Seite. Issa, der Marabut, sagte: „Ich habe gehört, daß du, Brahima, ein ausgezeichneter Schütze bist. Ist das wahr?" Brahima sagte: „Gewiß ist das wahr! Ich treffe alles, was nach meinem Willen mein Pfeil treffen soll, ob Allah es will oder ob Allah es nicht will." Der Marabut sagte: „Das ist nicht wahr. Deine Kugel kann gegen den Willen Allahs nicht treffen." Issa nahm einen Streifen Papier heraus, schrieb eine Zeile aus dem Koran darauf und hängte das einem Knaben um den Hals, der in der Nähe stand. Der Marabut sagte zu Brahima: „Nun zeige deine Kunst und schieße diesen Knaben, deine Kugel wird ihn nicht treffen, denn er steht jetzt in Allahs Schutz." Brahima nahm seinen Bogen. Er zielte auf den Knaben. Er schoß. Der Pfeil flog auf den Knaben zu. Er wirbelte um seinen Kopf. Er kreiste um den Leib des Knaben, bald oben, bald unten. Da ward der Brahima zornig, und er rief seinen Pfeil zurück. Er steckte ihn wieder in den Köcher.

Brahima war sehr zornig und rief: „Noch nie hat einer mir solche Macht gezeigt. Komm aber mit mir, daß ich dir noch etwas zeige." Brahima führte Issa zu dem Flusse herab. Brahima sagte: „Bleibe hier auf



dieser Stelle stehen. Ich werde dir einen Weg zeigen, den dein Allah auch dich nicht gehen lassen kann." Damit trat er auf das Wasser. Er schritt auf dem Wasser hin, und die Oberfläche des Wassers war wie harte Erde, auf die Brahimas Füße traten. Brahima ging über den Fluß zum anderen Ufer hinüber, dann kehrte er in gleicher Weise auf dem Flußspiegel schreitend, zu dem Marabut Issa zurück.

Issa hatte inzwischen am Flußufer unter einem Baume Platz genommen und sah dem Schauspiele zu. Brahima kehrte zurück. Als er wieder am Ufer angekommen war, spie er auf den Baum und allsogleich zerfloß der wie Butter unter den Strahlen der Sonne. Issa, der Marabut, zerfloß aber auch. Als das geschehen war, ging Brahima allein in sein Dorf zurück.

Brahima war damals 87 Jahre alt. Alle Leute sagten von ihm: „Das ist der Brahima, der den Marabut getötet hat. Brahima war stärker als der Marabut." Damals gab es einen ganz jungen Bosso, der hieß Bukari. Der lebte in Djimbali. Der hörte auch den Namen Brahimas und von dessen großen Taten. Er hielt sich für stärker als Brahima, trotzdem er erst vierzehn Jahre alt war. Aber der kleine Bukari verfügte über ganz gewaltige, magische Kräfte. Er hatte nie an der Mutterbrust gesogen, und nie hatte ihn irgendein Mensch je essen gesehen. Wenn er schlief, dann schlief er drei Tage lang, ohne aufzuwachen. Seine Mutter hieß Junschumu.

Bukari sagte eines Tages: „Ich will zu Brahima Schinajogo gehen, von dessen magischen Kräften die Leute so großes Aufheben machen. Brahima ist sehr alt, da möchte ich doch eine solche Kraft erleben." Junschumu sagte: „Mein Bukari, ich weiß wohl, daß ich



dich nicht davon abhalten kann, diesen Mann aufzusuchen. Aber befolge meine Warnung und beginne keinen Wettstreit euerer Kräfte. Es ist sicher, daß Brahima sehr viel vermag, und er ist als der alte Mann dir, dem Unerfahrenen, sehr überlegen. Suche ihn also, wenn es sein muß, auf, aber pflege einen freundschaftlichen Verkehr mit ihm."

Brahima war unter anderem auch der Herr eines kleinen Jine*), die auf der Erde umherflog und für ihn allerorts lauschte, was es an Wissenswertem zu hören gäbe. Man brauchte nur den Namen Brahimas auszusprechen, so war auch allsogleich der kleine Jine da und hörte das Gespräch mit an, um es in kürzester Zeit seinem Herrn mitzuteilen. Der kleine Jine hörte, was Junschumu mit Bukari besprochen hatte, und er flog allsogleich hin und berichtete Brahima von Bukaris Vorhaben. Er sagte: „Es wird ein kleiner Bosso mit Namen Bukari kommen, der will dich sehen. Bukari verfügt über magische Kräfte." Brahima sagte: „Wie alt ist denn Bukari?" Jine sagte: „Er hat ein Alter von vierzehn Jahren!" Brahima sagte: „Hat er Böses vor?" Jine sagte: „Ich glaube es nicht." Brahima sagte: „So laß ihn kommen."

Bukari sandte eine Botschaft voraus und ließ berichten: „Der Bossoknabe Bukari will den alten, verehrungswürdigen Brahima Schinajogo gern kennen lernen und bittet diesen, ihm einen Aufenthalt und Platz zu gewähren. Bukari bittet ihm keinen Kuskus oder sonstige Speisen zu bereiten. Er werde sehr dankbar sein, wenn Bukari in einem großen Feuer, wie er es

*) Jine sind Geister, die nach dem Glauben der Bosso zumeist im Wasser leben und deren Bündnishilfe den Schamanen die magischen Kräfte verleiht.

gewohnt sei, schlafen dürfe, und wenn es ihm erlaubt sein würde, nach seiner Gewohnheit ein wenig flüssiges Fett zu sich zu nehmen." Brahima sagte: „Er kann kommen."

Bukari kam in das Dorf Brahimas. Er sagte ihm „guten Tag" und sprach: „Ich wagte, du weiser Brahima, zu dir zu kommen und dich zu begrüßen, weil ich danach trachte, große, magische Kräfte kennen zu lernen und weil ich höre, daß man darin bei niemand Gewaltigeres sehen kann als bei dir. Man hat mir gesagt, daß, wenn du ein Nilpferd erlegen willst, du dich unter das Wasser begibst, um mit dem Tiere zu kämpfen. Ich mache es allerdings anders. Wenn ich Nilpferde erlegen will, setze ich mich in mein Haus und ziehe mit meinen magischen Kräften das Tier in den Bau, in dem ich mich befinde." Brahima sagte: „Was ich von dir höre, mein kleiner Bukari, interessiert mich recht. Du bist anscheinend ein freundlicher, kleiner Geselle, und so soll es mir angenehm sein, dich einige Zeit bei mir zu haben. Wenn es dir gefällt, zeige mir, was du mit deinen Kräften auszurichten imstande bist."

Bukari sagte: „Gestatte mir, daß ich zum Fluß gehe und mich einmal satt trinke." Bukari verließ das Haus und wanderte zum Flußufer herab. Er beugte sich über das Wasser und sagte: „Hört, ihr Nilpferde! Ich wohne hier bei meinem verehrungswürdigen Vater Brahima. Heute noch sollt ihr reichlich von euerem Fleische senden, damit er gut zu essen hat. Heute und solange, wie ich bei ihm wohne. Wenn ihr das nicht richtig ausführt, dann werde ich euch alle einzeln, einen nach dem anderen vornehmen, und ihr wißt, daß Bukari nicht mit sich scherzen läßt." Er beugte sich wieder über das Wasser und sagte: „Hört ihr Fische! Hört es alle und folgt pünktlich meinem Worte: ich wohne



bei dem verehrungswürdigen Vater Brahima. Sendet, solange ich bei ihm bin und solange euch an euerem Dasein ein wenig liegt, jeden Tag reichlich von euerem Fleische. Ihr werdet mich genugsam kennen, um zu wissen, daß mit mir nicht zu spaßen ist. Macht euch nicht selbst Schwierigkeiten."

Bukari ging nach Hause. Alsbald war das Haus Brahimas angefüllt von Nilpferdfleisch und Fischen. Er selbst kochte am Abend Fett, und als es glühend war, trank er es. Als es Abend ward, machte er sich auf dem Hofe ein großes Feuer an und legte sich da hinein. Darin schlief er die Nacht durch bis zum andern Tage.

Im Dorfe hörten die Leute von alledem, und sie sprachen unter sich: „Da ist ein kleiner Bosso namens Bukari bei Brahima angekommen, der verfügt über mächtige, magische Kräfte. Er ist stärker als Brahima." Der kleine Jine flog sogleich zu seinem Herrn und sagte zu Brahima: „Die Leute erzählen sich untereinander, Bukari vermöge mehr als du." Als Brahima das hörte, ward er über alle Maßen zornig und rief: „Daß mir dieses armselige Kind nur bald aus den Augen kommt!"

Er ging zu Bukari und sagte: „Bursche, geh mir schnell aus dem Hause!" Bukari sagte: „Wie kommt es, daß du mit einemmal zornig auf mich bist?" Brahima sagte: „Die Leute erzählen sich untereinander, daß du mehr vermögest als ich! Glaube aber nicht, daß ich als Mindergeachteter neben meinem Gaste leben will!" Bukari sagte: „Was gilt das Gerede der Menschen! Ich habe dich als meinen Vater angesehen und ich habe dich als Vater verehrt. Ist es nicht so? Habe ich dich je beleidigt? Habe ich je eine schlechte Sache gegen dich unternommen?" Brahima sagte: „Du gehst! Ich will nichts mehr von dir hören und sehen! Du

gehst!" Bukari sagte: „So erlaube mir wenigstens, daß ich in der Nähe deines Hauses in diesem Dorfe bleiben darf." Brahima sagte: „Wenn ich dich nicht in meinem Hause dulde, dann werden dir die anderen Leute den Aufenthalt in diesem Dorfe auch nicht gestatten."

Da ging Bukari von dannen aus dem Dorfe und in den Busch. Und Bukari schlief in dem Busche.

Als es Mitternacht war, erwachte Bukari. Er rief nun seinerseits seine Jine und sagte ihm: „Ich habe meinem verehrungswürdigen Vater Brahima Schinajogo nichts Schlimmes angetan, aber er hat mich mit Schande von seiner Seite verjagt. Diese Sache muß nunmehr geregelt werden. Kehre du allsogleich in die Stadt zurück, fange Brahima, binde ihn und bringe ihn hierher zu mir in den Busch, in den er mich verjagt hat."

Der Jine Bukaris machte sich auf den Weg. Noch zur gleichen Stunde packte er in dem Dorfe Brahima und band ihn. Dann brachte er ihn in den Busch zu Bukari.

Im Busch schlug Jine Brahima in das Handeisen. Bukari sagte: „Damit nun der verehrungswürdige Brahima einsieht, welches Unrecht er mir getan hat und wie freundlich ich früher gegen ihn war, kannst du ihn von jetzt ab jeden Morgen hier im Busch schlagen. Lege ihn auf den Boden und schlage ihn alle Tage, so daß er es von einem zum anderen Tage nicht vergißt." So ward Brahima alle Tage von dem Jine des Bukari gepeitscht.

Brahima hatte daheim ein Kind: das war auch, wie Bukari vierzehn Jahre alt. Es war ein Mädchen, über dessen Schönheit alle, die es sahen, sehr erstaunt waren. Brahima hielt sie aber sehr zurückgezogen, und



so hatte Bukari sie nie gesehen. Eines Tages, als nun Brahima von Jine schwer ausgepeitscht war, rief er Bukari und sagte zu ihm: „Höre, Bukari, ich habe dir schweres Unrecht getan, denn jetzt läßt du mich die Uebermacht deiner Kräfte sehr schwer fühlen. Nun will ich dir zeigen, daß ich bereit bin, das Geschehene vergessen zu machen. Ich habe daheim eine Tochter, von der sagen alle Leute, daß sie das schönste Mädchen im ganzen Lande ist. Dieses Mädchen will ich dir zur Frau geben, und du sollst es nicht nötig haben, mir irgendein Geschenk dafür zu machen. Ich gebe sie dir gerne so." Bukari sagte: „Mein Vater, ich freue mich, daß wir nun wieder in gutes Einvernehmen kommen." Bukari sagte zu Jine: „Löse meinen verehrungswürdigen Vater sogleich aus dem Eisen, in welches er durch ein Versehen geriet, das er beging."

Bukari sagte: „Mein Vater, ich denke mit diesem Uebereinkommen einverstanden zu sein, denn es ist ein Zeichen des Vertrauens, wenn du mir deine Tochter gibst. Du bist nun alt, und ich werde von deiner Erfahrung etwas hören können. Aber du kennst nun die Gewalt, über die ich verfüge, und da muß ich denn darauf bestehen, daß du mir gestattest, Bestimmungen zu treffen, wo und wie ich es für richtig halte." Brahima sagte darauf: „Hiermit bin ich sehr einverstanden, denn du bist ein ordentlicher Bursche."

Darauf begaben sich Brahima und Bukari wieder in das Dorf. Bukari erhielt die schöne Tochter Brahimas zur Frau und blieb eine Zeitlang bei Brahima mit seiner Frau.

Eines Tages sagte Bukari zu seinem Schwiegervater: „Jetzt will ich dir zeigen, was das Größte ist. Ich will dich einmal in mein Land sehen lassen. Nimm dieses Zaubermittel und wasche dir damit das Ant-



litz, die Augen und den Bart." Brahima tat so und wusch sein Gesicht mit dem Zaubermittel. Dann sagte Bukari: „Nun stelle dich auf meinen Fuß." Brahima stellte sich auf den Fuß Bukaris. Da sah Brahima mit einemmal in der Runde sechzig Dörfer der Jine, einige näher, einige ferner, und um die Dörfer und auf den Wegen wimmelte es von großen und kleinen Jine-Männern und Jine-Frauen. Das alles hatte Brahima bis dahin nie gesehen, und er war sehr erstaunt.

Bukari sagte: „Du siehst hier sechzig Dörfer der Jine, jedes sehr volkreich und über jedes einen großen Häuptling herrschend. Jeder dieser sechzig mächtigen Häuptlinge hat mir eine Tochter zur Frau gegeben, so daß ich über all dieses Volk bestimmen kann. Und diese sechzig Frauen sind sehr schön." Brahima stieg vom Fuße Bukaris herab. Da war für ihn alles verschwunden und von all den vielen Jine sah er nicht einen mehr.

Bukari sagte: „Ich will dir aber auch die sechzig Frauen zeigen." Er streifte seinen Zauberring vom Oberarm ab und gab ihm Brahima. Dazu sagte er: „Komme heute nacht zu mir. Diesen Ring nimm zwischen die Zähne; dann wirst du meine sechzig Jungfrauen, die Töchter der sechzig Jinefürsten, sehen."

Als es Nacht war, nahm Brahima den Zauberring Bukaris und ging in den Schlafraum Bukaris, wo dieser sein Feuerbett angezündet hatte. Er nahm den Ring zwischen die Zähne. Im gleichen Augenblick sah er an Stelle des Feuers eine mächtige Halle, in deren Mitte Bukari lag. Er war umgeben von sechzig wunderschönen Frauen, die alle Fürstentöchter der Jine waren. Brahima nahm den Ring wieder zwischen den Zähnen fort, da sah er nur noch das Feuer, in dem Bukari schlief.



Eines Tages sagte Bukari zu seinem Schwiegervater Brahima: „Zeige mir doch die Stelle, an der du den Marabut Issa Billa Korro mit dem Baume eingeschmolzen hast.“ Brahima führte Bukari zum Flusse und an jene Stelle und sagte: „Hier habe ich den Marabut Issa vor langer Zeit eingeschmolzen.“ Bukari erhob seine Stimme und schrie dreimal: „Issa Billa Korro!“ Als er den Namen des Marabuten zum dritten Male gerufen hatte, hob der vor langer Zeit mit dem Baume eingeschmolzene Issa sich aus der Erde und ging als lebender Mensch einher.

Eines Tages sagte Bukari zu Brahima: „Ich habe nun lange mit dir hier gelebt. Nun will ich mit deiner Tochter, meiner Frau, zu Junschumu, meiner Mutter, reisen.“ Brahima sagte: „Wenn du deine Mutter aufsuchen willst, so kann ich nichts hiergegen sagen. Ich erlaube dir aber nicht, meine Tochter von hier fortzunehmen. Meine Tochter bleibt hier.“ Bukari sagte: „Brahima, mein verehrungswürdiger Vater, ich bitte dich, mir keine Schwierigkeiten zu bereiten, damit ich nicht gezwungen werde, meine magischen Kräfte zu entfalten.“ Brahima sagte: „Nein, ich kann dir diese Erlaubnis nicht geben. Meine Tochter will bei mir bleiben. Ich will nicht, daß meine Tochter von hier fortgeht.“ Bukari sagte: „Ich bitte dich noch einmal, nicht zu veranlassen, daß ich dich meine Macht fühlen lasse.“ Brahima sagte: „Meine magische Macht wird genügen, um meinen Willen in dieser Sache durchzusetzen.“ Bukari sagte: „Mein verehrungswürdiger Vater, du hast deinen eigenen Willen.“

Nachher ging Bukari zum Fluß hinunter. Vom Ufer aus rief er den Krebs. Er sagte zum Krebs: „Höre, mein Schwiegervater Brahima will mir nicht erlauben, seine Tochter, die er mir freiwillig und aus



eigenem Antrieb zur Frau gegeben hat, mit in mein Land zu nehmen. Ich habe ihm vordem gesagt, daß mein Wille und nicht der seine vorherrschen wird. Er hat diesem Wunsche zugestimmt. Nun will ich ihn nicht töten, denn er ist mein verehrungswürdiger Vater und ein alter Mann von ausgezeichneten magischen Kräften. Darum gebe ich dir folgenden Befehl: Ich werde Brahima veranlassen, morgen an dieser Stelle, ans Flußufer zu kommen und mit dir, Krebs, dann mit den Fischen zu sprechen. Wenn er dann hier ankommt und irgendeinen ruft, so sollst du ihn sogleich verschlingen. Achte nun aber darauf, daß du ihn nicht verletzest beim Hinunterschlucken. Er darf auf keinen Fall sterben. Du darfst ihn nicht töten, und wenn er in deinem Innern weilt, dann mußt du gut für ihn sorgen, mußt ihn wirklich und mit guten Speisen, die er liebt, nähren. Hast du mich verstanden, Krebs?" Der Krebs entgegnete: „Ich habe es wohl verstanden, ich werde Brahima verschlingen, werde dafür sorgen, daß er nicht verletzt wird, werde ihn in meinem Innern bewahren und werde ihm gute, wohlschmeckende und reichliche Nahrung zuteil werden lassen." Bukari sagte: „So ist es richtig, und du weißt, daß ich schlimm genug mit dir verfahren werde, wenn du meine Befehle nicht ganz genau so ausführst, wie ich es dir gesagt habe." Danach begab sich Bukari zurück in das Dorf seines Schwiegervaters.

Bukari sagte zu seinem Schwiegervater: „Brahima, nun will ich Abschied von dir nehmen und will in das Land meiner Mutter, nach Djimbali, zurückkehren. Du willst mir deine Tochter nicht mitgeben, und du hast deinen eigenen Willen. Ich habe aber allen Krebsen und Fischen gesagt, daß sie dir immer nach deinem Willen alle Nahrung geben sollen, daß du



morgen früh an das Ufer unten am Baume kommen und mit ihnen das besprechen würdest. Nun gehe ich. Lebe wohl und bewahre mir meine Frau, bis ich wiederkomme." Bukari ging. Aber er ging nicht nach Djimbali, sondern zum Fluß herab und versteckte sich nahe dem Baume. Bukari wollte alles mit ansehen.

Am andern Tage kam Brahima Schinajogo herab an den Fluß. Er beugte sich über das Wasser und rief laut: „Krebs! Fische!" Kaum hatte er das ausgerufen, so tauchte der Krebs aus dem Wasser empor. Der Krebs war riesengroß. Er ergriff Brahima und führte ihn vorsichtig in seinen Mund hinein. Der Krebs verschluckte Brahima sehr vorsichtig und tauchte dann wieder in das Wasser unter. Als Bukari das gesehen hatte, kehrte er wieder in das Dorf zurück, nahm seine Frau und reiste mit ihr in das Land seiner Mutter, nach Djimbali.

Eines Tages sagte die Frau: „Laß doch meinen Vater Brahima Schinajogo frei." Bukari aber antwortete: „Nein, deinen Vater Brahima will ich nicht freilassen. Er ist im Leibe des Krebses ausgezeichnet aufgehoben. Er wird da vorzüglich ernährt."



Paama Koono, der Simson der Bosso.

Paama Koono gilt als Gründer des heute noch bestehenden Diarra-Geheimbundes, und von ihm spricht die Legende als von einer historischen Persönlichkeit folgendermaßen:

Seit Urzeiten gibt es keinen Bosso, der so tapfer gewesen ist, wie Paama Koono. Die Mutter Paama Koonos hieß Paama. Vom Vater Koono weiß niemand etwas. Schon als Paama mit ihrem Kinde schwanger ging, wußte man, daß es etwas mit diesem Kinde auf sich haben müßte. Es kamen die Alten, die sagten: „Wenn das Kind, das du gebären wirst, ein Knabe sein wird, so wollen wir mit ihm gut Freund sein, dann soll es zu uns gehören. Wenn das Kind ein Mädchen sein wird, so mag es unter den Frauen bleiben." Es kamen die Spielleute und sagten: „Wenn das Kind, das du gebären wirst, ein Knabe sein wird, so laß es mit uns gut Freund sein. Dann soll der Knabe zu uns gehören. Sollte das Kind aber ein Mädchen sein, so wollen wir es den Weibern lassen." Es kamen die Männer, die sagten: „Wenn es ein Knabe ist, so soll er zu uns gehören." Es kamen die Knaben und sagten: „Wenn es ein Knabe ist, so muß er bei uns sein!" Dann kamen die Weiber und sagten: „Wenn es ein Mädchen ist, dann soll es unter uns Weibern bleiben."

Das Kind ward geboren und erhielt den Namen: Koono, und da Paama seine Mutter war, so sprach man von ihm als von Paama Koono. Es war ein



Knabe! Es kamen die Alten, die wollten das Kind haben. Es kamen die jungen Burschen, die Knaben, die Frauen. Alle wollten das Kind haben. Sie stritten untereinander. Jeder nahm das Kind und freute sich daran, denn es war ein schönes Kind, das keinerlei Fehl und Makel aufwies, kein Geschwür und keine unreine Stelle am Körper hatte. Die Leute nahmen das Kind und trugen es jubelnd umher, denn alle wußten, daß es ein ganz besonderes Kind sein mußte. Die Mutter sagte: „Ich weiß wohl, daß das Kind nicht mir allein, sondern der ganzen Welt gehört. Ich muß das Kind aber nähren." Da brachten es die Leute zurück. Die Mutter reichte dem Kinde die Brust. — Es ist Sitte, daß einige Freunde der Wöchnerin Seife als Geschenk bringen. Paama erhielt aber ein ganz großes Boot gefüllt mit Seife als Geschenk. — Paama wuchs auf.

Bei den verschiedenen Stämmen hatte Paama seine eigenen Namen, wie Paama Koono, Paama di Safing, Paama di Jamankann, Paama di Nankama, Paama di Dubajebbi. Er gehörte allen und jeder gab ihm einen Namen, und er war selten lange an einem Orte. Er wanderte bald dorthin, bald dahin. Kam er in die Nähe eines Dorfes oder einer Stadt, so kamen die Leute ihm auf Stunden entgegen. Die Menge jubelte. Der eine sagte: „Paama Koono ist für mich." Andere antworteten. „Paama Koono ist für uns!" Wenn er einer Ortschaft nahe kam, verließ seinetwegen jeder Mann sein Weib, jedes Weib seinen Mann. Erst stritten sich Männer und Weiber um seinen Besitz.

Die sich um Paama Koono versammelten, das waren die „Diarra". Paama Koono ging mit einer eisernen Kette um den Hals umher und ließ sich an dieser Kette wie ein Schaf führen. Gleichzeitig tanzte



er in seiner Weise zur Trommel und alle Welt jubelte ihm zu. So wanderte er von einer Ortschaft zur andern und alle Leute waren entzückt.

Dann aber wurden die Familienältesten erbost, denn bei jedem Tanzen siegte Paama Koono mit dem Diarratanze ob, mochten die andern mit ihren Tanzweisen noch so sehr sich abmühen, sie waren im Lande minder geachtet als Paama Koono. So kam es, daß allmählich alle Männer danach trachteten, Paama Koono zu töten. Die Männer sagten rings im Lande: „Wer Paama Koono ertappen und überwältigen kann, der soll ihn töten!“ Aber es währte lange Zeit, keiner konnte ihn kriegen. —

Einmal ging Paama Koono mit seiner Mutter zum Markt Kokille in der Sansandinggegend. Sie wollten daselbst einkaufen. Sie waren noch weit entfernt, da kamen schon die Frauen entgegen, um ihn und seine Mutter zu begrüßen. Paama Koono ging an der Kette und tanzte. Die Männer waren sehr erregt und schlugen mit Schnüren und Koroto*) auf ihn. Sie vermochten ihm aber nichts anzuhaben. Paama Koono tanzte herrlich. Er tanzte so schön, daß alle Leute staunten, denn er schwebte tanzend zwischen Himmel und Erde. Seine Füße berührten den Boden nicht.

Eines Tages kamen alle alten Leute zusammen, die Fünfzig-, die Sechzig-, die Siebzig-, die Achtzig-, die Neunzig-, die Hundertjährigen. Die setzten sich alle um Paama Koono. Dann warfen sie ihre Koroto und ihr verstärktes Zaubermittel gegen Koono und auf ihn. Der aber stand nur auf, schob die Hände in flatternder Bewegung empor, und da fielen alle Koroto und

*) Heilige Hölzer in der Hand der Maskierten der Geheimbünde.

Zaubermittel von ihm ab. Paama Koono sagte nur: „Jeder mag das Seine nehmen!" und ging von dannen. Alle liefen zunächst auseinander, und auf dem Platze waren alsbald nur die Koroto und das Zaubermittel. — Am andern Tage schlich der eine und der andere hin, um seine Koroto oder sein Zaubermittel aufzusuchen und an sich zu nehmen. Aber jeder, der seinen Gegenstand holte, starb auf dem Rückweg zu seinem Hause.

Paama Koono verstand die Sprachen aller Geschöpfe, auch die der Tiere, von der der Nilpferde bis zu den Vögeln. Da hörte er, daß alle weiblichen Tiere um ihn weinten, während die männlichen Tiere auf ihn ebenso erbost waren, wie die Männer unter den Menschen.

Paama Koono kam nach dem Orte Kommora. Auch da kamen ihm die Weiber entgegen, und er ging an seine Kette und tanzte. Es waren da drei junge Männer, die waren ebenfalls sehr tüchtig und tanzten sehr schön. Aber sie konnten nicht so tanzen wie Koono. Einer war aus Kokilli, einer aus Kommorka, einer aus Meru. Diese drei waren auch erregt über ihn und kamen in Kommora zusammen. Paama Koono war aber weit stärker als sie. Er tanzte auf dem Platze. Paama Koono tötete alle drei.

Eines Tages fragte Paama ihren Sohn: „Wollen wir nicht zum Markte von Sirranikorro gehen?" Er sagte: „Nein, wir wollen nicht dorthin gehen. Laß ab von dem Gedanken!" Paama fragte ihren Sohn während acht Tagen täglich. Er aber schlug es ihr ab und sagte: „Ich werde nicht mehr auf Reisen gehen und werde nicht mehr tanzen."

Seitdem Paama Koono ein kleines Kind war, war ihm gesagt worden: „Achte darauf, daß nie ein



Mensch deinen Nabel zu sehen bekommt. Sobald ein Mensch deinen Nabel geschaut hat, wird es ihm leicht, dich zu töten, und du wirst dann sicher bald sterben! Verbirgst du aber deinen Nabel sorgfältig vor aller Menschen Augen, so kann dir kein Zaubermittel und keine Waffe etwas anhaben!“ In Sirranikorro war nun ein Mädchen, mit dem war Paama Koono gut Freund, und wenn er in der Stadt einkehrte, schlief er bei ihr. Dieses Mädchen wußte, daß Paama Koono seinen Leibgurt nie abnahm. Sie sprach darüber. Eines Tages kamen die Männer. Sie nahmen das Mädchen beiseite, sie gaben dem Mädchen viel Geld, damit es Paama Koono töte. Paama Koono wußte das aber sehr wohl, denn er wußte alles.

Die Mutter ließ nicht davon ab, Paama Koono zu bitten, mit ihr auf den Markt von Sirranikorro zu gehen. Paama Koono sagte: „Meine Mutter, du quälst mich, und es wird nicht gut werden.“ Die Mutter aber sagte: „Bislang ist es noch immer gut gegangen, du hast sicher unnötige Sorge.“ Der Sohn sagte: „Gut, wenn du es willst, können wir die Reise unternehmen, ich weiß aber mit Sicherheit, daß ich von der Reise nach Sirranikorro nicht wieder heimkommen werde!“ Sie machten sich auf den Weg und reisten ab. Ehe sie noch in jene Ortschaften kamen, stürzten ihnen die Weiber entgegen. Die einen ließen ihre Kalebassen liegen, die sie am Ufer waschen wollten, die andern sprangen von den Kochtöpfen fort, die dritten ließen die Wäsche liegen.

Zunächst ging Paama mit ihrem Sohne nach Kokiri Madugu, wo der Markt abgehalten wurde. Sie erledigten ihre Sachen und kehrten dann nach Sirranikorro zurück, wo Paama Koono bei seiner Freundin schlafen wollte. Alle Weiber baten Paama Koono:

„Paama Koono, tanze doch! Paama Koono tanze doch!“ Paama Koono aber antwortete: „Laßt mich heute. Seht, ich befinde mich nicht wohl. Laßt mich nur heute!“ Er ging von dannen, er suchte das Haus auf und wollte sich zurückziehen. Die Frauen aber kamen und baten und sangen: „O Paama Koono tanze doch! O Paama Koono tanze doch nur heute!“ Die Frauen sangen und klatschten in die Hände, um ihn anzuregen. Sie ließen nicht ab und hörten nicht auf, bis endlich Paama Koono in Begeisterung war.

Die Frauen riefen noch einmal: „O Paama Koono, tanze doch, tanze doch heute!“ Dann stand Paama Koono mit der Kette auf. Und so begeistert war Paama Koono noch nie gewesen. Er schnellte empor, er kam in starker Erregung, daß er beim plötzlichen Aufschweben das Dach des Hauses durchbohrte. Alle Frauen jubelten. Es entstand eine Erregung wie nie zuvor. Die Frauen klatschten in die Hände, und die Kraft in Paama Koono ward so stark, daß die Zunge aus dem Munde herausschlug und sich auf das Hinterhaupt legte. Dann wieder wuchs sein Arm gewaltig heraus und wogte weit gedehnt über die ganze Menge hin. So hatte Paama Koono noch nie zu tanzen vermocht. Alle Menschen schrien und jubelten: „O Paama Koono, kann tanzen! O Paama Koono kann tanzen!“ Paama Koono wollte aufhören. Aber die Weiber sprachen und riefen und schrien: „Nur heute noch, Paama Koono, nur heute noch! So hat Paama Koono noch nie getanzt! So hat noch nie jemand getanzt!“ Sie sangen und klatschten in die Hände. Da begann Paama Koono noch einmal an der Kette zu tanzen.

Dann aber hörte Paama Koono auf. Er war ermüdet. Er suchte das Haus seiner Freundin auf, um bei ihr zu schlafen. Sonst kam ihm seine Freundin ent-



gegen und bereitete ihm das Lager. Heute kam sie nicht. Sie lag auf dem Lager und hatte dem Kommenden den Rücken zugekehrt. Paama Koono fragte: „Was hast du? Was ist dir?“ Sie winkte ihn ärgerlich fort und sagte: „Ach, laß mich. Laß mich.“ Er sagte: „Was ist dir? Was fehlt dir?“ Sie sagte: „Laß mich!“ Er sagte: „Mein Mädchen hat sonst so freundliche Worte für mich gehabt. Ist meinem Mädchen ein Huhn entlaufen?“ Sie blieb liegen und sagte: „Laß mich, ich mag dich nicht mehr.“ Er sagte: „Gut, so kann ich gehen, aber du weißt selbst, an deiner Stelle werden mich dreitausend Frauen und Mädchen mit Lachen auf das Lager nehmen.“

Sie sagte: „Ach, laß mich, ich mag dich nicht mehr.“ Er sagte: „Was willst du? Ich will dir alle deine Wünsche erfüllen.“ Sie wandte sich um und sagte: „Den Wunsch, den ich habe, wirst du mir nicht erfüllen. Oft schon bist du zu mir gekommen, aber noch nie hast du deinen Leibgurt abgenommen. Willst du heute deinen Leibgurt abnehmen?“

Paama Koono sagte: „Ich soll meinen Leibgurt abnehmen?“ — Ich wußte es! Ich will es tun und weiß, daß ich dann sterben werde. Wenn du es willst, daß ich nun sterben soll, so will ich es tun.“ Paama Koono legte sein Gewand ab. Er legte seinen Leibgurt ab. Er legte sich zu dem Mädchen. Er schlief mit dem Mädchen. Sein Nabel war nun nicht mehr bedeckt. Das Mädchen hatte Zaubermittel. Das Mädchen nahm das Zaubermittel und legte es ihm auf den Nabel. Da wußte Paama Koono, daß er sterben würde. — Er blieb die Nacht über bei dem Mädchen und nahm dann am andern Morgen von ihr Abschied.

Paama Koono ging von ihr. Paama Koono wußte nun alles ganz genau voraus. Er ließ die alten Frauen



kommen; er ließ die jungen Frauen kommen. Er ließ die jungen Mädchen kommen. Als alle da waren, sagte er: „Seht, ich bin Paama Koono; ich bin Paama di Safing, ich bin Paama di Janankann; ich bin Paama di Nankama; ich bin Paama di Dubajebbi. Als ich geboren war, jubelte alle Welt und jedermann wollte mich besitzen. Als ich ward, was ich bin, wandten viele sich gegen mich. Jetzt werde ich deshalb sterben. Paama Koono geht nach Hause um zu sterben. Lebt wohl!“

Paama Koono ging. Alle Frauen weinten. Paama Koono ging heim. Paama Koono kam heim. Paama Koono starb.



Frau Bana Bainde.

Im Dorfe Korro lebte eine Frau, die war schon seit fünf Monaten schwanger, als ihr Mann starb. Das Kind war erst fünf Monate im Mutterleibe, da starb sein Vater. — Dann näherte sich die Zeit, in der die Frau gebären sollte. Wenige Tage vorher ging sie nochmals mit anderen Frauen in den Wald, um Holz aufzusuchen. Als sie im Walde waren, stürzte eine Räuberbande aus dem Busch, packte die Frauen und schleppten sie fort. Aber die schwangere Frau kam nicht weit mit. Die Räuber mußten sie liegen lassen, denn die Wehen setzten ein. Die Frau schleppte sich noch bis zu einem Baume. Dort fiel das Kind zum Boden nieder.

Das neugeborene Kind war ein Mädchen. Es regnete. Es regnete auf die Mutter und auf das Kind. Die Mutter starb. — Es regnete. Es regnete auf das Kind bis zum anderen Morgen. — Das Kind blieb unter dem Baume liegen. Drei Jahre lag das Kind unter dem Baume, ohne daß jemand es wahrgenommen hätte. Danach aber stand das Kind auf.

Das Kind reckte sich unter dem Baume. Es erhob sich. Es begann zu singen: „Ich bin eine Frau, die jedermann liebt. Ich bin eine Frau, die der Teufel liebt. Ich bin eine Frau, die Gott liebt. Ich bin eine Frau, die die Menschen lieben! Ich stamme aus Kolani. Mein Name ist Bana Bainde!"

Das Mädchen stand unter dem Baume auf und suchte den Weg. Der Geier zeigte dem kleinen Mädchen



den Weg. Er sagte zu Bana Bainde: „Gehe dorthin den Weg. Dort wirst du eine Stadt finden." Das Mädchen ging. Das Mädchen ging den Weg immer weiter und kam an eine Stadt. Als sie in der Stadt war, begann sie zu singen. Die Leute hörten es. Andere Leute kamen dazu. Die Leute sagten: „Ah, das ist herrlich!" Alle Leute der Stadt kamen zusammen, um Bana Bainde singen zu hören. Alle Leute sagten: „So etwas haben wir noch nicht gehört!" Alle Menschen waren entzückt. Frauen, deren Stunde noch gar nicht gekommen war, legten sich hin und gebaren.

Die Frauen versammelten sich um Bana Bainde. Dann baten einige Frauen: „Das war sehr schön gesungen, wir haben es aber noch nicht verstanden. Denn die Worte sind fremd für uns." Andere Frauen aber sagten: „Laßt das! Wenn es schön ist, gehen uns die Worte nichts an." In ihrer Begeisterung hoben dann die Frauen Bana Bainde auf eine Rinderhaut. Sie hoben die gespannte Rinderhaut hoch in die Luft. Das Mädchen stand auf der Haut. Dann ließen sie die Haut wieder auf die Erde fallen. Es geschah aber, daß das Mädchen frei in der Luft stehen blieb, trotzdem die Haut auf der Erde lag. Alle Leute sahen es.

Dann tanzte Bana Bainde auf der ausgespannten Ochsenhaut. Bana Bainde tanzte anders als andere Leute. Sie tanzte wunderbar schön. Alle Leute jubelten. Viele drängten sich heran, die ausgespannte Ochsenhaut hoch zu halten. Bana Bainde tanzte lange. Aber dann ward Bana Bainde müde. Sie winkte der Musik ab. Dann stieg Bana Bainde herab. Alle Leute brachten nun Bana Bainde Geschenke. Alle Frauen trugen Gaben herbei. Bana Bainde aber fragte nach den Armen und verteilte alles wieder unter die Armen.



Es kamen Leute aus anderen Teilen der Stadt. Die baten: „Tanze auch bei uns!" Bana Bainde ging in andere Teile der Stadt und tanzte auch dort. Als sie aber am Stadttore angekommen war, begann sie mit den Armen aneinander zu schlagen. Sie hob sich in die Luft und flog wie ein Vogel von dannen.

Bana Bainde flog so von einer Stadt zur anderen, und bald waren alle Bossostädte voll des Rühmens. Alle Leute liebten Bana Baindes Gesang mehr wie jeden anderen.

In einer Stadt lebte damals ein großer Sänger, ein Bosso, der hieß Tiamani. Tiamani war ein Sänger, verfügte aber auch über starke Zaubermittel. Als Tiamani immer mehr vom schönen Gesange der Bana Bainde hörte, ward er böse. Er sagte: „Wenn ich das Mädchen doch auch einmal hörte! Wenn doch das Mädchen auch einmal in unsere Stadt käme!" Die Leute sagten ihm: „Warte nur, das Mädchen wird schon kommen. Du wirst das Mädchen schon auch noch in dieser Stadt singen hören." Tiamani fragte immer: „Wo ist zurzeit Bana Bainde?" Mittlerweile stellte er ein starkes Zaubermittel her.

Eines Tages kam das Mädchen Bana Bainde an die Stadt, in der Stadt, in der Tiamani lebte. Das Mädchen sang vor dem Tore: „Bana Bainde ist mein Name; aus Kolani stamme ich!" Aber niemand achtete darauf. Die Leute gingen gleichgültig aus und ein. Niemand sah das Mädchen an oder hörte zu ihr hin. Endlich kam eine alte Frau an Bana Bainde vorüber. Das Mädchen sagte zu der Alten: „Das ist eine Sache Tiamanis; wenn Tiamani nicht ein Zaubermittel bereitet hätte, würden die Leute mich schon längst eingeholt und in die Stadt gebracht haben."



Die alte Frau ging in die Stadt und sagte das, was sie eben von dem Mädchen gehört hatte, der Frau Tiamanis. Die Frau Tiamanis sagte zu ihrem Manne: „Tue es nicht so! Wenn du Bana Bainde töten willst, so mache das in anderer Weise.“ Tiamani aber war eifersüchtig auf den Ruf, den Bana Bainde genoß. Er war selbst ein berühmter Sänger, aber sein Ruhm ward durch den des Mädchens verdunkelt. Als seine Frau ihm aber das sagte, zog er das Zaubermittel, mit dem er die Begeisterung der Menge gebannt hatte, aus der Erde.

Kaum aber hatte Tiamani sein Zaubermittel zurückgezogen, so jubelten alle Leute Bana Bainde entgegen. Bana Bainde tanzte. So schön hatte Bana Bainde noch nie getanzt. Die Leute umringten sie. Sie hoben das Mädchen hoch in die Luft. Sie überschütteten Bana Bainde mit Geschenken. Nie hatte Bana Bainde so schön gesungen! So schön getanzt! Es war so schön, daß die Bosso nicht vorher, nicht nachher so Schönes sahen.

Dreimal noch tanzte Bana Bainde in dieser Nacht. Dann schrie sie plötzlich auf und fiel tot zu Boden.



Anekdoten
und Gedankensplitter.





Schwarze Philosophen.

(Zur Einführung.)

Ein jeder, der sich einmal die Mühe gibt, den Gesprächen der Eingeborenen zu lauschen, zumal auf den Märkten oder in der Zeit nach dem Essen, oder wenn sie ihre Nahrungsmittel bereiten, ist im allgemeinen erstaunt über die Oberflächlichkeit ihrer Unterhaltungsstoffe. Sie sprechen vom Werte der Nahrungsmittel, von der Art, wie sie zubereitet werden und von ihren Erfahrungen in bezug auf Bekömmlichkeit, von ihren kleinen Besitzverhältnissen, von Diebstählen, von Schulden, von Rechtsstreitigkeiten usw. Jeder bessere Kenner des Landes und der Leute weiß, daß aus diesen Tagesunterhaltungen nichts Wesentliches zu schöpfen ist. Es ist der allerengste Interessenkreis der primitivsten Lebensfragen, in dem sich die Tagesunterhaltungen dieser Art abspielen. Ich habe es erlebt, daß die Europäer nach diesen Erfahrungen die Eingeborenen beurteilen, und zwar abschließend und endgültig. Die Eingeborenen sind danach als ein ganz oberflächliches, nur für materielle Dinge interessiertes Volk zu betrachten.

Nun stelle ich die einfache Frage, ob es bei uns sehr viel anders ist. Wer in ein Arbeiterviertel geht und den Arbeitern in ihrer Unterhaltung lauscht, wer auf den großen Straßen ihnen auf dem Wege zur Arbeit folgt und ihren Gesprächen zuhört, oder wer sich die Mühe gibt in einem Speisehause den Ge-



sprächen der guten Bürger zu folgen, oder wer den Unterhaltungen einer Trinkgenossenschaft zuhört, wer mitanhört, worüber die Frauen sich unterhalten, wenn sie sich auf den Märkten treffen usw., jeder derartig Studierende wird finden, daß wenn er unser Volk kulturell nach diesen Unterhaltungen beurteilen wollte, er auch zu keinem anderen Resultate kommen könnte.

Man vergißt dabei, daß bei uns eine strengere Teilung, ein wachsender Unterschied zwischen gebildeteren und weniger gebildeten Menschen besteht als dort unten. Wenn wir Deutschen z. B. als ein Volk der Dichter und Denker, oder die Franzosen als geistreiche Menschen bezeichnet werden, so ist diese Charakteristik sicherlich nicht geschöpft aus den Stoffen der täglichen Tagesgespräche. Ein „bon mot" am Teetische, oder ein mehr oder weniger schöner Witz vom Biertische sind noch das wertvollste, was man bei solchen Unterhaltungen einheimsen kann. Ob man gerade die Unterhaltungen, die auf Stelzen wandelnden Betrachtungen, die der Kreis einer Madame Stäel hervorgerufen hat, und die eine Zeitlang zur Mode wurden, als ein Beweis höherer, philosophischer Denkweise und als etwas besonders Wertvolles bezeichnet werden kann, scheint mir nicht ganz sicher. Und wenn man gar die Löwen der Unterhaltung, die Geisteshelden des Gesellschaftslebens bei ihren Plaudereien belauscht, dann kann man erschrecken über die Oberflächlichkeit und den Leichtsinn, mit dem nicht nur die Brillierenden sich geben, sondern auch über den Maßstab, mit dem solche Torheiten gemessen werden.

Die Tiefe der philosophischen Lebensbetrachtung äußert sich jedenfalls nicht im allgemeinen in diesen Tagesgesprächen, und sicherlich in Afrika noch weniger als in Europa. Aber jeder, der überhaupt beginnt, von



diesem Gesichtspunkte aus Urteile zu fällen, befindet sich auf einer falschen Fährte. In meiner Studentenzeit habe ich einmal einige Monate mit Bauern gute Freundschaft gehalten. Damals war es mein Bestreben, die europäischen Kulturformen und Kulturtiefe auch bei einfacherer Bevölkerung zu studieren. In den ersten Wochen dieser Unterhaltungen habe ich wenig Genuß gehabt. Als ich nach einigen Monaten Abschied nahm, war ich tief durchdrungen von der feinen Beobachtungsweise, der schlichten, aber tiefen Auffassung und der tiefgründigen Empfindungsart dieser Menschen, die mir damals wie heute als tiefer und in ihrer Weise auch bedeutender erschienen als die Löwen der ästhetischen Zirkel in den großen Städten.

Wer in die Feinheiten des afrikanischen Geistes eindringen will, darf nicht den Gesprächen am Kochtopfe und an den Hökerplätzen lauschen. Er muß sich klar machen, in welcher Schicht des Tageslebens die Goldkörner allein gefunden werden können. Die afrikanische Gesellschaft und das afrikanische Geistesniveau ergibt Schichtungen zweierlei Art: Einmal haben wir einen schroffen Unterschied zwischen Männergesellschaft und Frauengesellschaft, und Männergeist und Frauengeist, dann einen strengen Unterschied zwischen alten Leuten und jungen Leuten, einen weit ausgebildeteren, als er bei uns besteht.

Männer und Frauen sind gesellschaftlich viel strenger geschieden als bei uns. Ich habe nirgends die Frauen gleichzeitig mit den Männern aus demselben Topfe essen sehen. Die Männer herrschen absolut äußerlich, so daß man oft erstaunt ist, und ich will hier nur das eine noch sagen, daß der Fraueneinfluß auch da, wo die Frauen weniger hervortreten, stiller und bedeutungsvoller sein kann als in Europa. Die afri-



kanischen Frauen besitzen das Talent, stillzuschweigen und sich nichts merken zu lassen, noch viel ausgesprochener als die europäischen. Dann kommt noch ein großer Unterschied in der Stellung der Frauen hinzu. Die schroffsten Gegensätze sind etwa der Einfluß der Frauen der Tuareg in der Sahara und der der westafrikanischen Waldnegerin. Die Westafrikanerin darf kaum sprechen, sie muß alles arbeiten, wird aber niemals sozial hervortreten. Und dennoch kann ich mit Bestimmtheit versichern, daß auch hier die Frauen einen so energischen Einfluß ausüben, wie bei uns — nur ganz leise und unmerklich. Die Tuaregfrauen dagegen, die so hoch geachtet und so außerordentlich und auffallend galant behandelt werden, überraschen immer wieder durch die Sicherheit ihres Urteils, durch die Sicherheit, mit der sie Männer richtig einzuschätzen wissen (worin ja auch die Europäerinnen den Europäern überlegen sind!) und durch die auffallende Grazie ihrer Ausdrucksweise. Ein Beispiel solcher afrikanischer Frauenklugheit habe ich geboten im „Schwarzen Dekameron" in der Geschichte von der klugen Hatumata. — Die Frauen des Sudan nehmen eine Mittelstellung ein, eine Stellung, über die ich in der Einführung des nächsten Teiles eingehender zu sprechen haben werde.

Sehr wesentliche, geistige Kultur und wirklich wesentliche Erzeugnisse wird man bei den Negerfrauen aber im allgemeinen (einige Stämme sind dem Sinne des Vorhergehenden entsprechend ausgenommen) nicht finden.

Die geistige Herrschaft hat die Männergenossenschaft. Der Kultus und die ganze Regelung der politischen Verhältnisse liegt in ihren Händen. Die Männergenossenschaft wehrt sich streng dagegen, daß die Frauen auf diesem Gebiete einen Einfluß erlangen, und die



besten Erzeugnisse afrikanischer Geistesbildung wird man aus der Männergenossenschaft erlangen, die in auffallender Weise kommunal denkend und geschlossen wirkt, so daß man von einem einzelnen Individuum nie mehr erzielen kann als die Genossenschaft als Ganzes bieten will. Aber es ist ein grundlegender Unterschied zwischen der Geistestiefe der jungen und der alten Leute. Dies geht aus der ganzen Entwicklungsgeschichte, der Erziehung des männlichen Geistes der Afrikaner hervor. Die Afrikaner besitzen im allgemeinen keine Schulen, in denen ihnen hohe Wissenschaften und Geistesreichtümer beschert werden. Die Gruppe der Beschneidungsgenossenschaft der jungen Leute gewinnt auch in den Lehrjahren der Zurückgezogenheit wenig an innerlichem Werte. Sogar die islamischen Schulen bieten ihren Zöglingen wenig mehr als die Erlernung ganz äußerlicher Dinge, wie Schrift, Sprüche, Koranteile und Gesetzesparagraphen; an innerem Sinne gewinnen diese Zöglinge nichts.

Es ist das Leben, welches diese Menschen erzieht. Es ist die Unterschiedlichkeit der Männerklassen, welche das Heranreifen des Geistes gruppiert. Der junge Mensch hat sich nur zu kümmern um seine Ackerarbeit und um seinen Haushalt. Erst der alte, der sich von der Feldarbeit zurückgezogen hat, ist es, der in der Hütte ruhend und mit den Altersgenossen plaudernd, eine Uebersichtlichkeit in tieferen Dingen gewinnt, und dessen Interessenkreis über das allgemeine Tagesleben hinauswächst. Der klügste junge Bursche wird keine Ausnahme darstellen. Seine Klugheit erstreckt sich eben auf die Betätigung im Tagesleben und die Geschichte des Landes und der Völker. Die Beschäftigung mit Erzählungen, Traditionen und Glaubensfragen liegt ihm im allgemeinen noch absolut fern. Erst der alte



Mann, der nicht mehr auf die Felder geht, um mit der Hacke zu wirken, der seine Mußestunden daheim allein oder mit anderen Greisen zusammen verbringt, er, der die praktische Lebenserziehung vollkommen durchgemacht hat, er gewinnt erst im Verkehr mit den Altersgenossen Interesse an der Beschäftigung mit höheren Dingen. Nur von ihm wird man etwas Wesentliches über Glaubenssachen, über die Geschichte des Landes, über Erzählungen und Traditionen hören.

Die Unterhaltung mit diesen Greisen ist — angenommen, daß sie nicht schon stumpfsinnig sind und daß sie von der Natur genügend mit Intelligenz versehen wurden —, stets ein Genuß. Diese Alten sind die eigentlichen Philosophen. Sie grübeln im stillen eigentlich über alle Probleme des Lebens nach. Bei ihnen wird der wundervolle Humor, der den Neger auszeichnet und der in kleinen Scherzen des Tageslebens eigentlich in allen Teilen der Rasse zu beobachten ist, zur tieferen Schöpfungskraft. Von ihnen hören wir die Auffassungen, die nichts mehr zu tun haben mit den Oberflächlichkeiten der Tagesnot. Sie, die durch die Arbeit der jüngeren Generationen über alle Sorgen des praktischen Lebens sich hinweggesetzt haben, sie, die sich dem Ende des Lebens nähern, sie, die in ihrer Muße die Erfahrungen eines ganzen Menschenlebens zusammenfassen können, sie erzählen jene eigenartigen Stücke, von denen ich hier einige mir besonders beachtenswert erscheinende wiedergegeben habe. Von ihnen stammen Auffassungen, die in Humor (und zwar im tiefen Sinne des Wortes) wie in Kritik nicht weit entfernt sind von den analogen Schöpfungen europäischer Völker. Bei ihnen zeigt sich der afrikanische Geist in seiner höchsten Entwicklung.



Spinne und die Klugheit.

Die Leute saßen da. Unter den Leuten war kein Kluger. Spinne ging umher und fragte: „Wer von euch ist klug?“ Die Leute sagten: „Keiner von uns ist klug.“ Spinne fragte alle Leute: „Ist denn kein Kluger unter euch?“ Alle Leute sagten: „Es ist kein Kluger auf der Erde.“

Darauf machte sich Spinne auf den Weg und stieg zu Gott hinauf. Spinne ging zu Gott und sagte: Lieber Gott, es ist kein Kluger da; mache mich klug, damit wenigstens einer da ist, der klug ist.“ Gott sagte: „Ich will es tun.“ Gott machte Spinne klug. Gott füllte nämlich die Klugheit in einen Flaschenkürbis und gab Spinne diesen Flaschenkürbis. Spinne nahm den Kürbis mit der Klugheit und kehrte zurück.

Darauf ging Spinne mit dem Flaschenkürbis, der die Klugheit enthielt, umher und fragte alle Leute: „Wer ist klug?“ Alle Leute sagten: „Wir sind alle nicht klug.“ Spinne sagte: „Ich habe jetzt aber viel Klugheit.“ Und Spinne hing die Kalebasse, die die Klugheit enthielt, an einer Schnur um den Hals, sodaß der Kürbis auf der Brust hing.

So wollte Spinne nun auf einen Baum klettern. Sie wollte den Kürbis mit der Klugheit oben zwischen den Blättern verstecken, damit niemand sie ihr stehlen könne. Sie kam aber nicht so weit, weil die auf der Brust hängende Kalebasse sie hinderte. Es kam eine Taube vorbeigeflogen. Die Taube sagte: „Was machst du da?“ Spinne sagte: „Ich wollte mit der Kalebasse



auf den Baum klettern. Es geht aber nicht, denn sie hindert mich zu sehr.“ Die Taube sagte: „Das ist doch aber sehr einfach. Du mußt den Kürbis nicht auf die Brust, sondern einfach auf den Rücken hängen.“

Spinne sagte zu sich: „Ich bin bei Gott gewesen, um die Klugheit zu holen, und nun muß ich erleben, daß die Taube klüger ist als ich.“ Spinne sagte zu der Taube: „Wo hast du die Klugheit her?“ Die Taube sagte: „Die Klugheit habe ich von mir selbst.“ Darauf kam die Spinne wieder herunter. Sie zerwarf die Kalebasse. Alle Klugheit kam heraus und verteilte sich unter den Leuten, seitdem sind die Leute klug.



Die Wunderkinder.

Ein Mann, namens Tschiberri, hatte sieben Knaben. Der erste hieß: Mbejekaje (d. h. einer, der jeden Fisch im Wasser kennt.) Der zweite hieß: Mavugutsche (d. h. ein guter Steinwerfer). Der dritte hieß: Mokwakola (d. h. ein geschickter Operateur oder Bauchaufschneider). Der vierte hieß: Mannasacka (d. h. einer, der geschickt am Stahlsteinfeuerzeug Feuer schlagen kann). Der fünfte hieß: Fiduaduo (d. h. ein ein großer Trinker). Der sechste hieß: Tasumago (d. h. der fing beim Fangen nicht mit den Händen, sondern mit dem Rücken auf. Der siebente hieß: Lokung (d. h. ein Wasserträger).

Tschiberri ging einmal an das Wasser. Er trat an das Ufer. Ein Fisch verschluckte ihn. Tasumago sah es. Er rief sogleich seinen Bruder Fiduaduo. Er sagte zu ihm: „Soeben hat ein großer Fisch unseren Vater Tschiberri verschluckt.“ Fiduaduo trat sogleich an das Wasser; er begann zu trinken; er trank den ganzen Fluß aus. Alle Fische lagen nun trocken auf dem Boden des Flusses. Fiduaduo rief seinen Bruder Mbejekaje.

Mbejekaje kam herbei. Fiduaduo sagte zu ihm: „Ein großer Fisch, von denen, die hier jetzt trocken liegen am Boden, hat unseren Vater Tschiberri verschluckt. Welcher ist es?“ Mbejekaje sah die Fische an. Er sagte: „Dieser ist es. Er muß unseren Vater Tschiberri im Leibe haben.“ Er rief seinen Bruder Mokwakola.



Mokwakola kam. Mbejekaje sagte zu ihm: „Dieser Fisch hat unsern Vater Tschiberri verschluckt. Er muß ihn im Leibe haben.“ Mokwakola sah den Fisch an, nahm sein Messer heraus und sagte: „Man muß unseren Vater Tschiberri herausschneiden.“ Er schnitt dem Fisch den Leib auf und nahm den Vater heraus. Dann nahm er den Vater auf und trug ihn heim.

Mokwakola rief seinen Bruder Mannasacka. Mannasacka kam. Mokwakola sagte zu seinem Bruder Mannasacka: „Unser Vater Tschiberri war von einem Fische verschluckt. Ich habe ihn herausgeschnitten. Nun muß man ihn trocknen.“ Mannasacka sagte: „Es ist gut.“ Er nahm Stein und Eisen und schlug Feuer. Dann zündete er Holz an. Als es brannte, legte Mannasacka seinen Vater daneben. Da kam aber der große Vogel Djisilma, (ein sagenhafter Riesenvogel). Der Djisilma sah den Mann am Feuer liegen. Er stieß herab. Er packte Tschiberri und stieg mit ihm in die Luft hoch empor. Mannasacka rief seinen Bruder Mavugutsche.

Mavugutsche kam. Mannasacka sagte zu ihm: „Unser Vater Tschiberri war von einem Fisch verschlungen. Nachdem er herausgeschnitten war, habe ich ihn am Feuer getrocknet. Da ist der Vogel Djisilma herabgekommen und hat ihn hoch empor mit in die Luft genommen. Du kannst ihn noch ganz da oben sehen.“ Mavugutsche sah empor und sagte: „Man kann sie gerade noch sehen. Nun muß man Djisilma stark mit einem Steine treffen.“ Er nahm einen Stein und warf. Er traf Djisilma. Djisilma ließ Tschiberri sogleich fallen. Mavugutsche rief seinen Bruder Tasumago.

Tasumago kam herbei. Mavugutsche sagte: „Unser Vater Tschibirri war vom Vogel Djisilma mit empor



genommen. Ich habe Djifilma mit einem Steine geworfen. Nun hat er ihn fallen lassen. Man muß aufpassen, daß er nicht zu stark auf den Boden fällt." Tasumago wandte sich darauf um. Er fing den Vater Tschiberri auf. Er nahm ihn und legte ihn sanft auf die Erde. Er rief seinen Bruder Lokung.

Lokung kam. Tasumago sagte: „Unser Vater Tschiberri ist erst im Fisch und jetzt im Schnabel Djifilmas gewesen. Man muß ihn waschen." Lockung ging, trug Wasser herbei und wusch den Vater Tschiberri. — — —

Die Glieder.

Ein Mann hatte vier Töchter. Die Namen der vier Töchter waren: Nun (die Hand), Kudjo (der Kopf), Nuforre (der Fuß) und Lotu (der Bauch). Alle vier Töchter heirateten in andere Dörfer. Jede der vier Töchter wohnte in einem andern Dorfe. Eines Tages ward der Vater der vier Töchter krank. Er ward von der Lepra befallen. Der Vater hatte nun niemand, der ihn pflegen konnte. So machte er sich denn auf den Weg, um einen Unterschlupf bei einer seiner Töchter zu suchen.

Der kranke Vater kam zu der ersten Tochter und sagte: „Ich bin leprakrank, pflege mich.“ Die erste Tochter sagte: „Mach, daß du weiterkommst.“ Der kranke Vater kam zu der zweiten Tochter und sagte: „Ich bin leprakrank, pflege mich.“ Die zweite Tochter sagte: „Mach, daß du weiter kommst.“ Der kranke Vater kam zu der dritten Tochter und sagte: „Ich bin leprakrank, pflege mich!“ Die dritte Tochter sagte: „Mach, daß du weiterkommst.“ Der kranke Vater ging weiter.

Der kranke Vater kam zu der vierten Tochter und sagte: „Ich bin leprakrank. Pflege mich doch.“ Die vierte Tochter sagte: „Warte ein wenig!“ Dann ging sie hin und holte eine Matte. Der kranke Vater setzte sich auf die Matte. Die Tochter ging hin und bereitete Essen. Die Tochter machte ein Haus zurecht. Die Tochter sorgte für ihren Vater.



Der kranke Vater blieb bei der vierten Tochter. Eines Tages ließ er seine drei andern Töchter kommen und sagte zu ihnen: „Die Hand arbeitet, der Kopf denkt, der Fuß läuft und der Bauch ist dann gefüllt.“ — — —



Der mörderische Sack.

Eine Frau hatte acht Kinder. Es waren drei Knaben und fünf Mädchen. Jeder der Burschen hatte seine Speere, der eine acht, der andere zehn, der dritte zwölf. Wenn einer der Burschen auf die Farm ging, gab er seiner Mutter die Speere, daß sie sie aufbewahre. Die Mutter bewahrte die Speere der Burschen auf.

Die Burschen waren einmal in der Farm. Da kam ein Jba*) zu der Mutter. Der Jba sagte zu der Mutter: „Gib mir einen der Speere deiner Söhne." Die Mutter sagte: „Meine Söhne haben mir ihre Speere gegeben, daß ich sie aufbewahre. Jch kann sie nicht geben." Jba sagte: „Wenn du mir nicht einen der Speere deiner Söhne geben willst, dann mußt du mir deinen rechten Arm geben." Die Mutter hielt den rechten Arm hin. Der Jba schnitt den Arm der Mutter ab. Der Jba nahm den Arm und aß ihn. Dann ging der Jba.

Die Burschen kamen von der Farm heim. Die Jungen fragten die Mutter: „Was hast du mit deinem Arm gemacht?" Die Mutter sagte: „Es ist nichts."

Die Burschen gingen am andern Tage in die Farm. Da kam Jba wieder zu der Mutter. Der Jba sagte zu der Mutter: „Gib mir einen der Speere deiner

*) Jba sind die aus Bastfäden am Griffwebstuhl gewebten Beutel oder Säcke, in denen Korn und andere Feldfrucht getragen wird.



Söhne.“ Die Mutter sagte: „Meine Söhne haben mir ihre Speere gegeben, daß ich sie aufhebe. Ich kann sie nicht geben.“ Iba sagte: „Wenn du mir nicht einen der Speere deiner Söhne geben willst, dann mußt du mir dein rechtes Bein geben.“ Die Mutter hielt das rechte Bein hin. Der Iba schnitt das Bein der Mutter ab. Der Iba nahm das Bein und aß es. Dann ging der Iba.

Die Burschen kamen von der Farm heim. Die Jungen fragten die Mutter: „Was hast du mit deinem Bein gemacht?“ Die Mutter sagte: „Es ist nichts.“

Die Burschen gingen am andern Tage in die Farm. Da kam Iba wieder zu der Mutter. Der Iba sagte zu der Mutter: „Gib mir einen der Speere deiner Söhne!“ Die Mutter sagte: „Meine Söhne haben mir ihre Speere gegeben, daß ich sie aufbewahre. Ich kann sie nicht geben.“ Iba sagte: „Wenn du mir nicht einen der Speere deiner Söhne geben willst, dann mußt du mir deinen linken Arm geben!“ Die Mutter hielt den linken Arm hin. Der Iba schnitt den Arm ab. Der Iba nahm den Arm und aß ihn auf. Dann ging der Iba.

Die Mutter starb.

Die Burschen kamen von der Farm heim. Die Burschen sagten: „Erst fragten wir die Mutter, wer ihr den rechten Arm abgeschnitten habe, sie sagte: ‚Es ist nichts!‘ Dann fragten wir die Mutter, wer ihr das rechte Bein abgeschnitten habe. Sie sagte: ‚Es ist nichts.‘ Heute ist der Mutter der linke Arm abgeschnitten. Heute ist sie gestorben. Nun wollen wir sie erst begraben.“ Die Burschen begruben ihre Mutter.

Die Burschen sagten: „Wir haben die Mutter begraben. Wie können wir nun erfahren, wer unserer



Mutter die Arme und die Beine abgeschnitten hat!" Die Burschen sagten: „Wir wollen Bier machen und alle Tiere zusammenrufen, und sie fragen, was sie davon wissen." Die Burschen sagten: „Das wird das richtige sein." Darauf machten die Burschen Bier und riefen alle Tiere zusammen.

Alle Tiere kamen zusammen. Aber der Iba kam nicht. Die Brüder und alle Tiere warteten. Nach zwei Tagen sahen sie den Iba in die Farm kommen. Die Burschen sagten: „Warum kommst du, Iba, so spät?" Sie sprangen auf Iba zu. Sie fingen ihn. Sie sagten: „Iba hat uns unsere Mutter getötet!"

Sie töteten Iba, und seitdem wird der Iba als Sack für Kopflasten verwendet, um Sorghum und andere Früchte darin zu tragen. Seitdem ist Iba kein Tier mehr. Vorher aber war Iba ein Tier. Iba war ein sehr schlechtes Tier.



Eine Frage.

Ein Vater sagte zu seinem Sohne: „Wenn du je in deinem Leben ein Mädchen beschlafen willst, so wirst du sterben." Der Vater versteckte seinen Sohn im Busch. Er ließ ihn im Busche aufwachsen. — Ein Mädchen kam in den Busch. Der Bursche sah das Mädchen. Das Mädchen sagte: „Du wohnst so allein im Busch; ich komme morgen wieder, um dich zu besuchen." Der Bursche sagte: „Ja, komme morgen wieder. Ich möchte dich beschlafen; wenn mein Vater auch gesagt hat, ich würde sterben, wenn ich je ein Mädchen beschlafen würde." Das Mädchen sagte: „Wenn es so ist, komme ich nicht wieder, denn ich will nicht, daß du stirbst." Der Bursche sagte: „Nein, ich bitte dich, komme wieder! Ich bitte dich! Ich bitte dich!" Das Mädchen sagte: „Gut, ich gehe — ich komme wieder, und wenn du stirbst, werde ich dich wieder lebendig machen." — Am andern Tage kam das Mädchen wieder. Der Bursche beschlief das Mädchen. Der Bursche starb. Die Eltern klagten. Das Mädchen lief aber in den Wald zum Jäger und erzählte dem den Fall. Der Jäger sagte: „Das ist keine große Sache. Ich werde mir die Eidechse mitbringen."

Der Jäger kam mit der Eidechse. Er ließ einen großen Holzhaufen aufbauen. Er zündete ihn an, warf die Eidechse hinein und sagte: „Wenn die Eidechse mit dem Scheiterhaufen verbrennt, bleibt der Junge tot. Wenn jemand sie herausnimmt, wird er wieder lebendig." Der Vater versuchte, die Eidechse aus dem



Feuer zu holen. Das Feuer war zu heiß und zu groß. Die Mutter versuchte es. Auch die Mutter konnte es nicht. Das Mädchen sprang durchs Feuer. Das Mädchen brachte die Eidechse lebendig heraus. Der Bursche wurde wieder lebendig.

Der Jäger sagte: „Der Bursche ist wieder lebendig. Nun ist es so: Wenn der Bursche die Eidechse tötet, muß seine Mutter sterben. Läßt der Bursche die Eidechse leben, dann stirbt das Mädchen."

Die Frage ist: „Was wird ein echter Nupebursche tun?"

Die Antwort ist: „Er wird schnell die Eidechse töten."



Auf der Suche nach dem Klügeren.

Ein alter Mann nahm eine Kuh mit, ging auf die Wanderschaft und sagte: „Ich möchte doch wissen, wer schlauer ist als ich; dem will ich diese Kuh schenken." Er kam bald an ein Dorf und und sagte: „Gebt mir Wasser für meine Pfeife zum Rauchen und Feuer zum Trinken." Die Leute verstanden ihn nicht und sagten: „Das sind eigenartige Worte. Wo kommst du her?" Der alte Mann sagte: „Ich bin gestern mit einer Sonne (statt Kriegsschar) zusammengekommen, um die Zeit, als der Kriegszug (statt Sonne) auf der Mittagshöhe stand!" Darauf sagten die Leute: „Geh weiter! Es wird niemand mit deiner Art zu tun haben wollen. Wir verstehen dich nicht."

Der Alte ging weiter. Er kam in manches Dorf und sagte überall: „Knaben, Mädchen! Guten Tag!" Einmal kam er an einen Bananenbaum vor dem Dorfe, da spielten die Kinder Mpere (Spiel mit Eisenpflöcken). Unter den Knaben war Hamadi Uoloni, der so schlau war wie ein Rebhuhn. Zu dem kam der Alte und sagte: „Geh, hole mir Wasser zum Rauchen." Der Bursche sagte: „Gerne, du aber trage mir den Mperespielplatz aus der Sonne in den Schatten."

Der Knabe ging. Es währte lange, bis er wiederkam. Als er mit dem Wasser kam, sagte der Alte: „Du hast lange gebraucht." Der Bursche sagte: „Ja, das Wasser meiner Mutter, der Topf meiner Mutter hatten die Regel. Da mußte ich warten, bis das vorüber war." Der Alte sagte: „Hole mir Feuer zum Trinken."



Der Knabe ging. Er blieb lange fort. Als er wiederkam, schalt der Alte. Der Knabe sagte: „Was willst du, ich mußte das alte Feuer vom neuen scheiden.“ Der Alte fragte: „Ist deine Mutter daheim?“ Der Bursche sagte: „Nein, meine Mutter ist nicht da, die vertritt Gott.“ Der Alte fragte: „Wo ist deine ältere Schwester?“ Der Knabe sagte: „Meine ältere Schwester schlägt sich gerade mit zwei Männern.“ Der Alte sagte: „Wo ist dein älterer Bruder?“ Der Knabe sagte: „Mein älterer Bruder verrichtet einmal eine ordentliche Arbeit. — Aber, mein guter Alter, du fragst und forderst viel und doch hast du meinen Mperespielplatz nicht aus der Sonne in den Schatten gerückt.“ Da gab der Alte dem Knaben die junge Kuh, die noch nie geworfen hatte und sagte: „Nimm sie, du bist klüger als ich. Ich habe von dem, was du sagtest, nur Worte verstanden, sonst nichts. Nun erkläre mir die Worte.“

Der Knabe sagte: „Allerdings bist du nicht so klug wie ich, deshalb nehme ich die Kuh gern an. — Du brauchtest z. B. nicht den ganzen Mpereplatz aus der Sonne in den Schatten zu tragen, sondern es hätte genügt, ein neues Loch im Schatten für unser Mperespiel zu graben. — Ich sagte, das Wasser und der Topf meiner Mutter hätten die Regel. D. h. die Sklaven hatten gerade Wasser geschöpft und das Wasser war noch undurchsichtig. Ich mußte warten, bis der Schmutz sich setzte. — Ich sagte, ich hätte das alte Feuer von dem neuen scheiden müssen. D. h. als ich daheim ankam, war das Feuer fast ausgegangen. Ich mußte es anblasen, da flog die glühende Asche, das alte Feuer, davon und das neue hineingelegte Holz entzündete sich. — Ich sagte: meine Mutter verträte Gott. Meine Mutter ist die älteste Frau im Dorfe. Man hatte sie zu einer Entbindung gerufen. Gelinge die Entbindung,



so sagt man: Gott hat einen guten Ausgang der Sache vorgesehen. Mißlingt die Geburt, so sagt man, Gott habe es nicht anders gewollt. Wenn meine Mutter nun dafür sorgt, daß ein schwieriger Fall doch noch gut abläuft, so vertritt sie Gott. Ich sagte: meine Schwester schlägt sich mit zwei Männern. Das kommt so: Zwei große Häuptlinge wollen meine Schwester zur Frau haben. Nun kämpfen sie miteinander. — Mein älterer Bruder verrichtet ein Werk, das gut ist, d. h. er sucht die beiden Männer miteinander zu versöhnen, und das ist ein gutes Werk. — Du siehst, mein armer Alter, ich habe nicht gerade Dummheiten gesagt."

Der Alte sagte: „Nein, du hast die Kuh auch in Wirklichkeit verdient."

Hamadi Uoloni nahm die junge Kuh, die noch nie geboren hatte, und brachte sie zu seinem Onkel, der hatte nur einen einzigen Stier, aber keine Kuh. Er sagte zum Onkel: „Bewahre mir meine Kuh auf." Der Onkel sagte: „Sehr gerne." Der Knabe sagte nichts davon zu seinen Eltern. Er sprach an zehn Jahre nichts davon. Dann sagte er eines Tages zu seinem Vater: „Wir wollen eine Hürde bauen." Der Vater sagte: „Wozu das? Wir haben doch keine Herde. Wir haben weder Kuh noch Stier." Der Knabe sagte: „Bauen wir nur die Hürde. Nachher gehen wir dann zu meinem Onkel."

Inzwischen hatten sich die Kühe stark vermehrt. Es war eine Herde daraus geworden. Hamadi Uoloni ging mit seinem Vater zu seinem Onkel und sagte: „Mein Onkel, nun gib mir die Herde, die aus meiner Kuh geworden ist." Der Onkel sagte: „Aber Junge! Die Herde ist doch nicht von deiner Kuh, sondern von meinem Stier geboren worden. Sie gehört doch also



mir!" Der Knabe sagte: „Gut, wie du meinst. Dein Urteil soll das selbst entscheiden. Jetzt brauchen wir nicht weiter darüber zu reden."

Der Knabe machte sich mit seinem Vater auf den Heimweg. Sie kamen an einen Sumpf. Der Vater sagte: „Ich will dich hinübertragen." Er nahm den Jungen auf die Schultern und trug ihn über das Wasser hin. Plötzlich rief der Junge: „Laß mich absteigen, mein Vater; mein Fuß tritt auf einen Fisch." Der Vater setzte ihn ab und sagte: „Du dummer Junge! Erst machst du die Dummheit mit der Hürde und jetzt behauptest du auf einen Fisch zu treten, wo i ch im Wasser gehe und d i ch über das Wasser hintrage." Der Bursche sagte: „Komm mir nach, wir wollen schnell das Urteil des Onkels einholen!"

Der Bursche ging voraus. Der Vater folgte in einiger Entfernung. Der Bursche sagte: „Onkel, gib mir schnell eine Kalebasse mit Wasser!" Der Onkel sagte: „Wozu brauchst du das?" Der Bursche sagte: „Mein Vater hat unterwegs eine Tochter zur Welt gebracht." Der Onkel sagte: „Das ist ja Unsinn! Meine Schwester hat vielleicht noch ein Kind geboren. Aber dein Vater — das ist Unsinn! Männer können nicht Kinder gebären." Hamadi Uoloni sagte darauf zu dem Onkel: „Also können Männer keine Kinder bekommen?" Der Onkel sagte: „Nein, nur Frauen bekommen Kinder!" Der Knabe sagte: „Gut, jetzt hast du selbst geurteilt: wenn mein Vater nicht Kinder gebären kann, so kann das dein Stier auch nicht. Dann ist die Herde von meiner Kuh geboren. Also gib mir meine Herde." Darauf mußte der Onkel die Herde geben.

Hamadi trieb mit seinem Vater die Herde heim. Der Knabe sagte: „Wir wollen die Herde teilen, eine Hälfte soll dir gehören, die andere mir. Zeichne deine Tiere."



Der Vater sagte: „Es ist recht.“ Er nahm grüne Zweige und wand sie um die Hörner seiner Viehstücke. Darauf nahm der Bursche welke Zweige und wand sie um die Hörner seines Rindviehes. Als sie abends heimkamen, waren die Zweige an den Hörnern des väterlichen Viehes vertrocknet. Alle Tiere trugen vertrocknetes Laub. Der Knabe fragte: „Wo ist dein Vieh?“ Der Vater sagte: „Ich kann es selbst nicht herausfinden. Jetzt gehört wieder alles dir.“ Der Bursche sagte: „Siehst du, du mußt nicht wieder zu mir sagen, daß ich ein dummer Junge bin, denn ich bin Uoloni, d. h. klug, wie ein Rebhuhn.“ Der Vater sagte: „Das ist wahr.“ Darauf gab der Knabe wieder seinem Vater die Hälfte der Herde.



Das geschmückte Glied.

Muloffo Mussenge war ein großer Häuptling. Muloffo Mussenge fiel über ein anderes Dorf her und nahm alle Frauen und Männer und Kinder. Es blieb nur ein einziger Mann in dem Dorfe. Dieser Mann tötete einen Ziegenbock und schnitt diesem die Geschlechtsteile ab. Er benähte die Geschlechtsteile über und über mit Perlen. Dann klemmte er die eigenen Geschlechtsteile zwischen die Beine und band die mit Perlen benähten Geschlechtsteile des Bockes um. Er sah nun aus, als ob es seine eigenen Geschlechtsteile wären.

Der Mann warf einen großen Stoff um und begab sich in das Dorf Muloffo Mussenges. Dort lüftete er wie gelegentlich seinen Schutz und nun sah ein Mann den perlenbestickten Geschlechtsteil. Alle wollten das perlenbestickte Glied sehen. Es war allgemeines Erstaunen. Die Leute sagten: „Du mußt ein großer Häuptling sein." Der Häuptling Muloffo Mussengo hörte es und ließ den Mann kommen. Er besah das Glied. Muloffo Mussenge sagte: „Du bist ein ganz einfacher Mann und nicht einmal Häuptling, und du hast so schöne Geschlechtsteile. Ich bin aber ein großer Häuptling. Ich will auch so schöne Geschlechtsteile haben. Du mußt mir solche Geschlechtsteile machen." Der Mann sagte: „Nein, ich mache das nicht. Das können dir deine Leute machen. Sie müssen Nadel und Faden nehmen und die Perlen auf die Haut festnähen."



Der Mann ging. Muloffo Mussenge ließ seine Leute kommen und sagte: „Benäht mir die Geschlechtsteile ebenso mit Perlen, wie es jener Mann hat.“ Die Leute begannen. Muloffo Mussenge weinte und klagte vor Schmerzen. Nach viertägiger Arbeit war er sehr krank. Am fünften Tage starb er. Die in den andern Dörfern geraubten Leute gingen nun wieder heim.



Das gute Herz.

Uodi und sein Bruder, ein junger Bursche, sagte: „Ich will in ein anderes Dorf gehen, um zu heiraten. Begleite mich!" Beide machten sich auf und wanderten. Uodi hatte einen alten, der jüngere Bruder einen neuen Schurz. Auf dem Wege sagte Uodi zu seinem Bruder: „Ich will heiraten, habe aber einen alten Schurz. Leih mir deinen neuen." Der junge lieh dem älteren seinen neuen Schurz. Der jüngere band den alten Schurz um.

Die beiden Brüder kamen in dem Dorfe an. Die Mutter des Mädchens schlachtete Hühner. Die Burschen wollten sich zum Essen setzen. Der jüngere Bruder sagte: „Gib mir meinen guten Schurz, dann können wir gemeinsam essen." Uodi sagte: „Nein, ich will in dem guten Kleide bleiben." Darauf blieb der ältere im guten Schurz und der jüngere aß alles auf. Am andern Tage kochte die Frau Fisch. Als die Burschen sich zum Essen hinsetzten, sagte der jüngere Bruder: „Gib mir meinen guten Schurz, dann können wir gemeinsam essen." Uodi sagte: „Ich will lieber in dem guten Kleide bleiben." Darauf blieb der ältere im guten Schurzkleide und der andere aß alles auf. — Und so ging es alle Tage. — Ein kleiner Junge sah den Vorgang. Er lief zu der Mutter des Mädchens und sagte: „Uodi ißt von deinem Essen nichts. Sein Bruder ißt alles."

Die Frau bereitete am andern Tage besonders beliebte Speisen. Sie brachte die Speisen selbst herein

und blieb dann im Hintergrunde stehen. Der jüngere Bruder sagte zu Uodi: „Gib mir meinen guten Schurz, dann können wir uns zum Essen hinsetzen.“ Uodi sagte: „Nein, ich will in dem guten Kleide bleiben.“ Darauf begann der jüngere zu essen. Die Mutter kam aber hervor und sagte zu Uodi: „Ich gebe dir meine Tochter nicht, weil du einen guten Stoff, sondern ich gebe sie dir, weil du ein gutes Herz hast. Gib also den guten Schurz deinem Bruder und behalte den alten um.“



Die aus dem After geborenen Antilopen.

Ein Mann ging einmal in den Busch. Der Mann hatte große Geschwüre am Bein. Der Mann hatte den ganzen Körper bedeckt mit kleinen Geschwüren. Der Mann starb im Busch. Danach stand der Mensch aber wieder auf. Er war wieder lebendig. Er war nun ein Jäger. Der Jäger zog durch den Busch und tötete eine Pferdeantilope. Es war eine große Antilope. Der Jäger ging in den Ort und sagte zu den Leuten: „Kommt mit in den Busch." Ich habe eine große Antilope erlegt. Helft mir sie zerlegen, kochen und essen."

Die Leute kamen mit dem Jäger in den Busch. Sie halfen dem Jäger die Antilope zerlegen. Sie halfen ihm die Antilope kochen. Sie halfen dem Jäger die Antilope essen. Nachdem die Leute die Antilope gegessen hatten, verwandelte sich das Fleisch im Leibe eines jeden, der davon gegessen, in eine neue Antilope. Jeder, der mitgegessen hatte, hatte eine Antilope im Leibe. Dann aber kroch eine jede Antilope aus dem Leibe der Menschen durch das After heraus. Aus dem After eines jeden, der von der großen Antilope gegessen hatte, kam eine neue Antilope heraus. Es kamen so ganze Rudel von Pferdeantilopen zusammen.

Das Rudel Pferdeantilopen lief von dannen. Die Antilopen liefen auf das Land des Elefanten zu. Sie wollten in seinem Lande bleiben. Sie trafen den Elefanten. Der Elefant fragte die Antilopen:



„Was wollt ihr in meinem Lande? Wo kommt ihr her?“ Die Antilopen sagten: „Wir kommen aus dem After der Menschen. Wir wollen in diesem Lande bleiben.“ Der Elefant fragte nochmals: „Wo kommt ihr her?“ Die Antilopen sagten: „Wir kommen aus dem After der Menschen.“ Noro sagte: „Dann will ich nicht, daß ihr hier bleibt. Ich will nicht mit Leuten zusammen sein, die aus dem After der Menschen kommen.“

Die Antilopen traten zusammen zur Beratung. Die Antilopen sagten: „Müssen wir in ein anderes Land gehen, weil der Elefant nicht mit Leuten zusammen leben will, die aus dem After der Menschen stammen?“ Die Antilopen sagten: „Nein, wir wollen nicht in ein anderes Land gehen. Wir wollen im Lande des Elefanten bleiben.“ Sie kamen zum Elefanten und sagten: „Wir wollen nicht fortgehen. Wir wollen in diesem Lande bleiben.“

Als die Antilopen das sagten, stand der Elefant auf. Er schlug auf die Antilopen. Er trieb sie auseinander. Er jagte die einen hierhin, er trieb die andern dahin. Seitdem trifft man einige Antilopen hier und einige Antilopen da. Sie sind über das ganze Land zerstreut. Sie leben aber immer allein. Denn mit Leuten, die aus dem After der Menschen kommen, mag niemand verkehren.



Der Neugierige wird zur Frau.

Zwei Männer, Tschampacka und Tschamutschisch, gingen zusammen zum Markte. Auf dem Wege hören sie seitwärts: „Hae hae!" (Das Husten des Hanfrauchers ist gemeint.) Tschamutschisch sagte: „Ich muß hingehen und auch einmal rauchen." Tschampacka sagt: „Unterbrich die Arbeit nicht. Wir wollen erst unsere Sache auf dem Markte vollenden." Tschamutschisch sagt: „Ich muß erst schnell einmal Hanf rauchen." Tschamutschisch geht also feldein dem Raucherhusten nach. Das Husten entfernt sich. Tschamutschisch läuft immer weiter.

Tschamutschisch sieht plötzlich zwischen den Bäumen Fidi Mukullu (Gott) vor sich. Fidi Mukullu hatte eine Deichsel und schlug damit Holzsplitter von den Bäumen. Ein Splitter fiel zu Boden. Es war ein Mensch. Ein Splitter fiel zu Boden, es war ein Mensch. Ein Splitter fiel zu Boden, es war ein Mensch. Fidi Mukullu machte so viele Menschen. Tschamutschisch starrte und starrte.

Fidi Mukullu hängte die Deichsel über die Schulter und drehte sich um. Er sah Tschamutschisch und sagte: „Was machst du da?" Tschamutschisch sagte: „Es war auf dem Wege zum Markte. Ich hörte einen Mann am Wege rauchen. Ich wollte auch einmal ziehen. Ich kam so hierher." Fidi Mukullu sagte: „Ah — und da starrst du mich so neugierig wie eine alte Frau an, wenn ich Menschen mache? Kannst du nicht deiner Arbeit nachgehen? Schließe die Augen!" Tschamu-



tschisch schloß die Augen. Fidi Mukullu nahm ihm sein Glied und das Scrotum, setzte ihm statt dessen eine Scheide an und fügte Brüste zu. Dann sagte Fidi Mukullu: „Geh!"

Tschamutschisch kam an den Weg zurück. Er traf Tschampacka, der vom Markte kam. Tschampacka sagte: „Du, Frau, da, hast du nicht Tschamutschisch gesehen?" Tschamutschisch sagte: „Das bin ich doch selbst!" Der andere spottete: „Mein Freund war ein Mann." Tschamutschisch sagte: „So sieh mir doch recht ins Gesicht!" Sie kamen in das Dorf. Die Frauen Tschamutschischs wollten ihn nicht anerkennen. Darauf gingen alle zum Häuptling und trugen ihm die Sache vor. Der Häuptling sagte: „Tschamutschisch ist jetzt eine Frau. Er hat gehandelt wie eine Frau. Er ist vom Wege abgegangen; er hat neugierig Fidi Mukullu zugeschaut. Nehmt ihm darum seine Frauen und gebt Tschamutschisch einem Manne. Er hat gehandelt wie eine Frau und Fidi Mukullu hat ihn zur Frau gemacht."



Der gute Ehemann.

Ein Mann sagte: „Fidi Mukullu ist nicht im Himmel. Ich bin Fidi Mukullu." Der Mann nannte sich Fidi Mukullu. Die Leute nannten ihn Fidi Mukullu. Er hatte eine Tochter, die hieß Moengai nam Fidi Mukullu. Moengai ward groß.

Es kamen viele Leute. Sie wollten Moengai heiraten. Fidi Mukullu sagte: „Willst du den Mann nehmen?" Moengai sagte: „Nein!" Fidi Mukullu sagte: „Willst du den Mann nehmen?" Moengai sagte: „Nein!" Fidi Mukullu sagte: „Willst du den Mann nehmen?" Moengai sagte: „Nein!" Moengai nahm keinen Mann. Moengai nahm keinen großen Mann, Moengai nahm keinen reichen Mann, Moengai nahm keinen Häuptling.

Kandindi kam in Fidi Mukullus Dorf. Kandindi brachte 300 Ziegen. Kandindi gab die 300 Ziegen Fidi Mukullu und sagte: „Fidi Mukullu, gib mir deine Tochter!" Fidi Mukullu sagte zu Moengai: „Dies ist dein Mann." Moengai sagte: „Es ist gut!" Kandindi nahm Moengai in sein Dorf.

Moengai schnitt sich alle Haare ab und warf sie ins Feuer.*) Kandindi sagte: „Du kannst das noch einmal machen. Ich werde doch nur zusehen und dich nicht schlagen."

Kandindi war Schmied. Moengai nahm alles Schmiedewerkzeug Kandindis und warf es ins Wasser.

*) Trauerzeichen.

Kandindi kaufte sich neues Schmiedewerkzeug und sagte: „Du kannst das noch einmal machen. Ich werde dir doch nur zusehen und dich nicht schlagen."

Moengai nahm eine Hacke und schlug Kandindi auf den Kopf. Sie schlug Kandindi ein großes Loch. Die Freunde Kandindis wollten Moengai schlagen. Kandindi sagte: „Laßt das! Sie hat mich nicht heiraten wollen. Ich bin schuld." Kandindi sagte zu Moengai: „Du kannst das noch einmal machen, ich werde doch nur zusehen und dich nicht schlagen."

Nach einigen Monaten war Moengai schwanger. Kandindi nahm viele Hühner und Ziegen. Kandindi ging zu Fidi Mukullu und sagte: „Moengai hat ihre Haare abgeschnitten und verbrannt. Ich habe gesagt: Du kannst es noch einmal machen. Ich werde zusehen und dich nicht schlagen. Moengai hat mein Schmiedewerkzeug in das Wasser geworfen. Ich habe gesagt: Du kannst es noch einmal machen, ich werde dich nicht schlagen. Moengai hat die Hacke genommen und mir ein Loch in den Kopf geschlagen. Meine Freunde wollten sie schlagen. Ich habe gesagt: Laßt das! Sie hat mich nicht heiraten wollen. Ich bin schuld. Ich habe zu Moengai gesagt: Du kannst das noch einmal machen, ich werde zusehen und dich nicht schlagen. — Moengai ist schwanger und wird mir ein Kind geben. Hier hast du Geschenke."

Fidi Mukullu sagte: „Es wird alles gut werden!"



Die Schwiegermutter.

Ein Mann hatte keine Frau. Er traf eine Frau aus einem anderen Dorf, die wollte gern einen Mann haben. Der Mann hatte eine kleine Trommel und ging mit der Frau zu deren Eltern. Er sagte zu den Eltern der Frau: „Ich würde gerne eure Tochter heiraten." Die Eltern waren einverstanden. Die Tochter wollte nicht. Die Eltern sagten: „Sonst hast du immer nach einem Manne geschrien, und nun willst du ihn nicht?" Der Mann sagte: „Laß nur! Ich nehme meine kleine Trommel." Der Mann trommelte auf seiner kleinen Trommel. Die Frau war einverstanden. Der Vater gab dem Manne ein Huhn. Der Mann gab es der Schwiegermutter, daß sie es zubereite. Dann aßen sie es.

Nach einigen Tagen wollte der Mann mit seiner Frau von dannen gehen. Der Schwiegervater sagte: „Bleibe noch." Der Mann gab seiner Schwiegermutter ein Huhn, um es zuzubereiten. Die Schwiegermutter briet das Huhn in gutem Oel und aß es dann bis auf den Sterz auf. Sie brachte den Topf mit dem Fett zu dem Schwiegersohne und sagte: „Das Huhn ist im Fett vertrocknet." Der Schwiegersohn sah das Fett und sagte: „Es ist gut."

Am anderen Tage wollte er gehen. Die Schwiegermutter brachte ihm vier Stück Eisen und sagte zu ihm: „Mache mir daraus vier Messer." Der Schwiegersohn nahm sie mit. Er kam mit seiner Frau in sein Dorf.



Im Dorfe machte er aus den vier Stück Eisen Messer mit Holzgriffen. Er nahm die Eisenblätter heraus und sandte die Holzgriffe allein der Schwiegermutter. Dazu ließ er sagen: „Das Eisen ist verbrannt." Seine Schwiegermutter sandte ihren Sohn hin; sie ließ fragen: „Was soll das bedeuten?" Der Mann sagte zu seiner Frau: „Geh und laß deiner Mutter sagen, daß ihre Eisen in meinen Holzgriffen ebenso verbrannt sind, wie mein Huhn in ihrem Fett."



Der Antilope Maß.

Alle Tiere schlugen Holz. Das Wildschwein auch. Die andern sahen es und sagten: „Es hat nicht das richtige Maß." Der Elefant schlug Holz. Die andern sagten: „Es hat nicht das richtige Maß." Jedes Tier schlug Holz und die andern sagten: „Es hat nicht das rechte Maß." Die schlaue Antilope sollte auch Holz schlagen.

Die Antilope kam und maß die Größe jedes Tieres. Sie ging in den Wald. Ein Stück schlug sie so lang wie das Wildschwein, eines so lang wie der Elefant usw. Nach der Größe eines jeden schlug sie ein Holz. Sie brachte alles Holz heran. Jeder nahm das von seiner Größe und sagte: „Die Antilope hat das rechte geschlagen."



Einmal.

Ein Mann, mit dem Namen Einmal nahm eine Frau. Er bezahlte sie aber nicht. Er sagte: „Wenn die Mutter meiner Frau stirbt, will ich mich gern zuerst mit ihr in ein Grab legen. Aber meine Frau bezahle ich nicht." Die Leute sagten: „Es ist recht." — Einmal war ein eigener Mann. Wenn er sich wusch, steckte er die Hand nur einmal ins Wasser und sagte: „Einmal." Wenn er aß, griff er nur einmal in die Schüssel und sagte: „Einmal". Wenn er trank, nahm er einen Schluck und sagte: „Einmal".

Die Schwiegermutter des Einmal starb. Die Leute gruben ein Grab und sagten: „Einmal, du hast deine Frau nicht bezahlt, du sollst als erster dich ins Grab deiner Schwiegermutter legen." Einmal sagte: „Es ist gut, wo ist das Grab?" Die Leute führten ihn hin. Er legte sich in die Grube und sagte: „Einmal!" Sie legten die Schwiegermutter auf ihn. Aber die Grube war zu klein, die Schwiegermutter hatte keinen rechten Platz mehr. Die Leute nahmen die Schwiegermutter wieder heraus und sagten zu Einmal: „Komm, wir müssen die Grube größer machen. Ihr beide habt nicht Platz!" Einmal sagte: „Es ist recht." Er stieg heraus und sagte: „Einmal?"

Die Leute machten die Grube viel größer. Dann sagten sie zu Einmal: „Geh' wieder hinein!" Einmal sagte: „Was ihr wollt! Wißt ihr nicht, daß ich alles

nur einmal mache? Ich greife nur einmal in die Eßschüssel; ich nehme nur einmal einen Schluck beim Trinken; ich stecke die Hand beim Baden nur einmal ins Wasser und soll mich zweimal vor meiner Schwiegermutter ins Grab legen?" Die Leute sagten: „Da ist allerdings nichts dagegen zu machen!"



Die Schlauen.

Ein Mann ging zur rechten Zeit in den Wald, um Termiten zu fangen. Er kam an einen großen Baum, in dessen Krone es deren gab. Er stieg an einem kleinen, daneben stehenden Stamme hinauf zu dem großen Baume und sammelte die Termiten. Als er in der Krone des hohen Baumes angekommen war, stürzte aber der kleine, daneben stehende Stamm zur Erde, und nun wußte der Mann nicht, wie er wieder herunterkommen sollte. Der Mann rief:

„Die Schlauen sollen kommen! Die Schlauen sollen kommen! Die Schlauen sollen kommen!"

Darauf kamen denn viele, viele Menschen. Die einen sagten: „Er soll sich herunterfallen lassen zu Boden und wir wollen ihn auffangen." Andere sagten: „Nein, dann fällt er zu Boden und stirbt, weil wir ihn nicht aufhalten können." Andere sagten: „Wir wollen den Stamm umhacken, dann kann er heruntersteigen." Andere sagten: „Das dauert fünf Tage, und derweilen ist er verhungert." Die Leute ließen sich Essen bringen und aßen und tranken und gingen schlafen und sprachen viel und aßen und tranken und gingen schlafen und sprachen viel.

Es sagte endlich einer: „Wir wollen ein Tau flechten und ihm heraufwerfen." Alle sagten: „Das ist gut." Sie machten es. Sie warfen das Tau herauf. Der Mann war aber inzwischen gestorben.



Der Schatten und der Traum.

Der Schatten und der Traum betrogen alle Leute. Der Schatten und der Traum aßen miteinander Freundschaft. Der Traum gab dem Schatten Ziegen, Kanus, Stoffe als Geschenk. Der Schatten gab aber dem Traum nichts. Wenn der Traum von dem Schatten etwas liegen sah und zugriff, war nichts da. Immer, wenn der Traum zugriff, war nichts da. Immer, wenn der Traum zugriff, hatte der Schatten nichts gegeben. Der Traum gab und gab, aber der Schatten betrog und betrog.

Darum löste der Traum die Freundschaft und darum besteht heute keine Freundschaft mehr zwischen Schatten und Traum.



Der gefangene Weg.

Der Vater und der Sohn gingen in den Wald, um Fallen zu stellen. Sie kamen über einen Weg, den viele Menschen gegangen sein mußten. Der Sohn sagte: „Ich will hier meine Fallen stellen.“ Der Vater sagte: „Laß, das ist ein Weg der Menschen.“ Der Sohn sagte: „Ich tue es doch.“ Der Sohn setzte seine Falle doch an diesen Ort. Am andern Tage fand der Sohn den Bruder seiner Mutter in der Falle. Er rief: „Mein Vater! Ein Tier!“ Der Vater rief: „Was für ein Tier?“ Der Sohn sagte: „Der Bruder meiner Mutter!“ Der Vater sagte: „Ich habe es dir ja gesagt. Nun laß den Bruder deiner Mutter frei und stelle deine Falle nicht wieder dort auf!“

Der Sohn hörte nicht. Er stellte seine Falle wieder dort auf. Am andern Tage hatte er den Vater seines Vaters, am dritten Tage seine Mutter in der Falle.

Am fünften Tage hatte der Sohn den Weg selbst gefangen. Der Vater sagte: „Laß ihn laufen! Wenn du ihn nicht laufen läßt, finden wir nicht in das Dorf zurück.“ Der Sohn hörte nicht. Er nahm den Weg, rollte ihn zusammen und steckte ihn in den Sack. Den Sack nahm er auf den Rücken. Als er aber mit dem Vater nun weiter gehen wollte, konnten sie nichts sehen als Büsche. Sie fanden das Dorf nicht wieder. Endlich warf der Sohn die Last auf die Erde. Sofort sprang der Weg auf und lief in das Dorf.



Sohn und Vater liefen hinterher. Im Dorfe erwischte der Sohn den Weg. Die Leute sagten: „Jetzt gehört der Weg dem Sohne, denn er hat ihn gefangen." Der Sohn sagte: „Es ist gut. Das ist mein Weg und niemand darf ihn gehen!" — Darauf ging niemand den Weg und der Weg ward ganz traurig und starb endlich.



Die drei Freunde.

Der Regen und der Schmied und der Maisbauer waren Freunde. Sie hatten der Reihe nach als Töchter Tschibamba, Kassongo und Tolle. Auch die drei Töchter waren Freunde und bestellten den Acker gemeinsam. Eines Tages stritten sich die Mädchen bei der Teilung. Tolle sagte: „Mein Vater gab den Mais." Kassongo sagte: „Mein Vater gab die Hacken." Tschibamba sagte: „Mein Vater macht den Regen."

Die drei Väter hörten den Streit. Der Maisbauer sagte: „Meine Tochter hat recht." Er nahm den Mais zurück. Der Schmied sagte: „Meine Tochter hat recht." Er nahm die Hacken an sich. Der Regen sagte: „Meine Tochter hat recht." Er nahm allen Regen an sich.

Es war keine Feldbestellung und keine Ernte. Der Maisbauer hatte seinen Mais bald aufgegessen. Dann starb er. Der Regen starb. Der Schmied starb. — Regen, Ackergerät und Samen gehören zusammen.

Der Kriegszug der Blinden.

Ein Blinder machte sich mit vielen Blinden in Mokwa kriegsbereit. Als die Blinden sich gerüstet hatten, machten sie sich auf den Weg, um die Stadt Rabba zu bekriegen. Sie brachen auf. Als sie auf der Hälfte des Weges waren, stand da ein Baobab (Affenbrotbaum). Die Blinden setzten sich im Schatten des Baobab nieder, um auszuruhen.

Als sie aber eine Zeit gesessen hatten, löste sich eine große Frucht ab und fiel lauttönend einem der Blinden auf den Kopf. Der Blinde sprang auf und rief: „Die Rabbaleute sind da! Die Rabbaleute sind da! Sie schlagen auf mich los!“ Er zog sein Schwert und schlug um sich. Die anderen Blinden sprangen auf und schlugen um sich. Sie schlugen untereinander aufeinander los.

Inzwischen kam ein Sehender von Rabba her des Weges. Er sah, wie die Blinden untereinander aufeinander losschlugen. Er sah eine Weile zu. Dann sagte er: „Weshalb schlagt ihr euch eigentlich?“ Die Blinden schrien: „Wir schlagen uns mit den Rabbaleuten.“ Der Mann aus Rabba sagte: „Es ist ja aber niemand aus Rabba da!“ Da hörten die Blinden mit dem Umsichschlagen auf und gingen wieder nach Mokwa zurück.

Seitdem gehen die Blinden nicht mehr in den Krieg. Sie zerschlagen sich selbst sonst noch untereinander. Das kam früher im Nupelande häufig vor. Auch für Sehende ist es schon schwer genug, den wahren Feind zu bemerken.



Das Klatschgespenst.

Eine Frau suchte in der Ebene Heuschrecken. Sie war auf einem Auge blind und hatte keine Zähne. Es war eine alte Frau. Ein Mann kam über die Ebene. Er hatte ein Glied, aber kein Scrotum. Der Mann sagte zu der Frau: „Wo gehst du hin?“ Die Frau sagte: „Ich gehe in mein Dorf diesseits. Wo gehst du hin?“ Der Mann sagte: „Ich gehe in mein Dorf jenseits.“ Sie gingen ein Stück über die Ebene. Sie kamen an einen großen Baum. Der Mann sagte: „Ich möchte dich heiraten.“ Die Frau sagte: „Es ist mir recht.“ Der Mann sagte: „Dann wollen wir morgen mittag hier wieder zusammenkommen. Was bringst du mit?“ Die Frau sagte: „Es ist gut, wir wollen morgen mittag unter diesem Baume wieder zusammenkommen. Ich bringe Mehlbrei und Fleisch mit.“ Der Mann sagte: „Es ist gut, und ich bringe zwei Kalebassen mit Palmwein mit.“ Sie gingen auseinander.

Am anderen Morgen wollten der Mann und die Frau sich auf den Weg machen. Ein Klatschgespenst ging um. Das Klatschgespenst ging zu dem Manne und sagte: „Die Frau hat gesagt, sie wolle dich doch nicht heiraten, weil du kein Scrotum hast.“ Der Mann ging nicht zu dem Baume in der Ebene. Er blieb zu Hause. Das Klatschgespenst ging zu der Frau und sagte: „Der Mann hat gesagt, er wolle dich nicht heiraten, weil du keine Zähne hast und nur ein Auge.“ Die Frau ging nicht zu dem Baum in der Ebene.

Beide blieben zu Hause. Sie heirateten sich nicht, weil ein Klatschgespenst umging.



Wettstreit im Lügen.

Tschidimbadimba und Tschidimbadimba waren zwei Leute, die sich stets etwas vorlogen. Eines Tages trafen sie sich. Tschidimbadimba sagte: „Wo gehst du hin?“ Tschidimbadimba sagte: „Die Leute jenes Dorfes dort haben mich totgeschlagen. Nun will ich in jenes Dorf dort hinübergehen und mich begraben lassen. — Wo gehst du hin?“ Tschidimbadimba sagte: „Ich will den großen Acker meiner Frauen, der jenseits des Flusses liegt, hierher holen, damit die Frauen heute nachmittag hier essen können.“ Tschidimbadimba ging seines Weges. Tschidimbadimba ging seines Weges.

Am anderen Tage trafen sich Tschidimbadimba und Tschidimbadimba am gleichen Platze. Tschidimbadimba sagte: „Du hast ja gestern gelogen. Du sagtest, du wärest in jenem Dorfe dort totgeschlagen und wolltest dich in diesem Dorfe drüben begraben lassen. Nun gehst du hier umher!“ Tschidimbadimba sagte: „Ich war tot und habe mich begraben lassen. Dann bin ich wieder lebendig geworden und aus dem Grabe herausgekommen. — Du hast aber gelogen. Du sagtest, du wolltest den Acker deiner Frau von der anderen Seite des Flusses hierher tragen. Nun ist der Acker noch drüben!“ Tschidimbadimba sagte: „Ich habe nicht gelogen. Ich habe den Acker hierher getragen. Gestern abend habe ich ihn aber genommen und wieder hinüber getragen.“ Tschidimbadimba sagte: „Hä!“



Die unzufriedenen Tiere.

Tschilembi Luta hatte einen Hund bei sich. Der Hund fing jeden Tag ein Tier. Der Jäger gab ihm nur Exkremente zu fressen. Der Hund sagte: „Ich fange dir alle Tage gute Sachen. Du aber gibst mir immer nur Exkremente zu fressen. Warum ist das?" Der Tschilembi sagte: „Das ist nicht meine Sache. Frage Fidi Mukullu!" Der Hund ging.

Unterwegs traf der Hund den Elefanten. Der Elefant sagte: „Ich gehe mit. Ich will Fidi Mukullu fragen, warum ich immer nur ein Kind zur Welt bringe. Der Hund ist so klein und hat oft drei, oft fünf Junge. Ich bin so groß und habe immer nur eines. Ich gehe mit dir und will Fidi Mukullu fragen." Sie gingen beide und kamen in das Dorf Fidi Mukullus.

Der Hund sagte: „Ich fange alle Tage dem Tschilembi gute Tiere. Er gibt mir immer nur Exkremente zu fressen." Der Elefant sagte: „Der Hund ist so klein und hat oft drei, oft fünf Junge. Ich bin so groß und habe immer nur ein Junges." Fidi Mukullu sagte, „Der Hund gehe in das Haus dort und schlafe. Morgen werde ich sehen, was es gibt." Der Hund ging. Der Elefant ging.

Fidi Mukullu ließ eine Antilope schlachten und aufbrechen. Die Antilope ward in dem Hause, in dem der Hund schlief, über das Feuer aufgehängt. In der Nacht stand der Hund von seinem Lager auf und ging zu der Antilope und schnüffelte. Er legte sich wieder nieder. Der Hund stand zum zweiten Male auf und

ging zu der Antilope und schnüffelte. Er begann zu fressen. Er aß die ganze Antilope auf. Der Elefant stand im Bananenhain und fraß alle Bananen.

Am anderen Morgen sandte Fidi Mukullu Leute, die nachsehen sollten, was es gäbe. Die Leute gingen und sahen, daß der Elefant alle Bananen gegessen hatte. Sie sahen, daß der Hund die Antilope gegessen hatte. Sie gingen zu Fidi Mukullu und sagten es. Der Hund und der Elefant kamen zu Fidi Mukullu. Fidi Mukullu sagte zu dem Hunde: „Ich brachte die Antilope gestern her, um sie heute zu kochen und dir zu essen zu geben. Du hast nun das rohe Fleisch gegessen. Wenn du immer rohes Fleisch fressen würdest, würdest du dem Tschilembi kein Wild mehr bringen. Bleibe beim Essen der Exkremente.“ Fidi Mukullu sagte zum Elefanten: „Wenn du mehr als ein Kind zur Welt bringen würdest, wären bald alle Bananen aufgegessen und die Menschen hätten nichts mehr zu essen. — Es bleibt so!“ —



Der Ursprung des Todes.

Fidi Mukullu (Gott) hatte viele Leute. Er sah eine Palme, die Palmwein gibt. Er sagte zu der Sonne: „Mach mir Palmwein!" Die Sonne ging hin, machte Palmwein und brachte ihn. Sie trank nicht davon. Fidi Mukullu sagte: „Du hast nicht von dem Palmwein getrunken?" Die Sonne sagte: „Nein, ich trank nicht von dem Palmwein." Fidi Mukullu sagte: „Ich will ein Loch machen und dich hineinlegen. Wenn du nicht getrunken hast, wirst du morgen dort im Osten wieder aufgehen." — Die Sonne ging am anderen Tage im Osten auf. Sie blieb seitdem am Himmel und kam nicht wieder zur Erde.

Am anderen Tage sagte Fidi Mukullu zu dem Mond: „Mache mir Palmwein!" Der Mond ging hin und machte Palmwein. Er trank aber nicht davon. Er brachte ihn Fidi Mukullu. Fidi Mukullu sagte: „Hast du nicht von dem Palmwein getrunken?" Der Mond sagte: „Nein, ich habe nicht davon getrunken." Fidi Mukullu sagte: „Ich werde ein Loch machen. Da lege dich hinein. Hast du getrunken, so wirst du nicht wiederkommen; hast du aber nicht getrunken, so wirst du in dreißig Tagen wieder dort heraufkommen." Der Mond legte sich in ein Loch. Er kam am Himmel wieder. Er blieb am Himmel.

Am anderen Tage sagte Fidi Mukullu zu dem Menschen: „Geh hin und mache mir Palmwein!" Der Mensch ging hin und machte Palmwein. Der Mensch trank von dem Palmwein einen Becher. Er brachte



den Palmwein Fidi Mukullu. Fidi Mukullu sagte: „Hast du von dem Palmwein getrunken?“ Der Mensch sagte: „Nein, ich habe nicht von dem Palmwein getrunken.“ Fidi Mukullu sagte: „Wenn du getrunken hast, sage es, damit du gut bist.“ Der Mensch sagte: „Ich habe nicht getrunken!“ Fidi Mukullu sagte: „Ich werde eine Grube graben. Lege dich hinein. Hast du nicht getrunken, so stehe wieder auf. Hast du aber getrunken, so wirst du in der Grube bleiben und nicht wiederkehren.“

Der Mensch blieb in der Erde. Die Sonne kehrte wieder, der Mond kehrte wieder. Der Mensch kehrt nicht wieder. —

Die Menschen sterben.



Der Ursprung des Todes.

Gott sagte zu seinem Sohne: „Gehe hin und lasse dir von allen in der Welt eine Ziege schenken." Der Sohn wanderte hin. Die Sonne gab die Ziege. Der Mond gab die Ziege. Der Wald gab die Ziege. Die Sterne gaben die Ziege. Die Wiesen gaben eine Ziege. Der Sohn Gottes kam dann zum Menschen. Am Eingange zum Hofe wollte der Hund ihn beißen. Er traf den Menschen. Der Mensch gab ihm eine Ziege. „Aber was soll das sein? Der Sohn Gottes kommt. Er bringt nicht, sondern läßt sich von den Menschen geben? Warum gibt der Sohn Gottes nicht?" Der Mensch tötete den Sohn Gottes und warf ihn in die Wildnis.

Gott wartete ein Jahr auf seinen Sohn. Sein Sohn kam nicht wieder. Gott ging in das Dorf der Sonne. Er rief alle zusammen. Es kamen alle: Sonne, Mond, Sterne, Wiesen, Wald, Hund, Mensch. Gott sagte: „Wir wollen sehen, wer meinen Sohn getötet hat. Mache jeder ein Loch in die Erde und gehe hinein. Wer am Tode meines Sohnes unschuldig ist, wird wieder herauskommen. Wer schuldig ist, wird darinnen bleiben." Sie machten jeder ein Loch: Sonne Mond, Sterne, Wiesen, Wald, Hund und Mensch machten jeder ein Loch. Jeder ging in sein Loch. Alle kamen wieder heraus. Hund und Mensch wurden zusammen in ein Loch geworfen. Sie kamen nicht wieder heraus. Gott sagte: „Nun weiß ich, wer am Tode



meines Sohnes schuld ist. Alle sollen aus der Erde wieder emporstreben. Wenn Hund und Mensch aber in der Grube sind, sollen sie nicht wieder emporsteigen."

Sonne, Mond, Sterne, Wiesen, Wald kehren immer wieder.

Mensch und Hund sterben.



Das Sterben.

Fidi Mukullu (Gott) machte alle Menschen, Tiere, Hunde, Ziegen, Hühner — er machte alles, er machte alles, alles, alles. Wenn Frauen und Männer alt wurden, so starben sie. Ein Mann nahm eine Tschondo (Holzpauke) und ging in den Wald. Im Walde stand ein Baum, der war innen hohl und reichte bis zum Himmel empor. Der Mann trat in den hohlen Baum und schlug die Tschondo und sang: „Fidi Mukullu, du hast alles so recht gemacht! Weshalb hast du es so gemacht, daß die Menschen sterben?" Der Mann sang das alle Nächte. Er sang es in jeder Nacht.

Fidi Mukullu hörte es und sagte: „Da singt ein Mensch jede Nacht: ‚Fidi Mukullu, du hast alles so recht gemacht! Weshalb hast du es so gemacht, daß die Menschen sterben?' Ich weiß nicht, wo er ist. Es sollen Leute hingehen und ihn suchen." Die Leute gingen hin und suchten. Die Leute fanden ihn nicht. Der Mann sang. Endlich sandte Fidi Mukullu die rote, arg beißende Ameise, deren Heere sich überall Wege bahnen. Die Ameise lief hin und fraß. Die Ameise lief hin und fraß. Die Ameise lief hin und fraß. Die Ameise kam an den Baum. Die Ameise fand den Mann. Die Ameise nahm den Mann. Die Ameise brachte den Mann zu Fidi Mukullu.

Fidi Mukullu fragte den Mann: „Wie kannst du das alle Tage so singen?" Der Mann sagte: „Du hast doch die Menschen so gemacht, daß sie sterben.



Ich bin ein Mensch und muß sterben. Und nun darf ich nicht nachts wenigstens sagen, daß ich sterben muß?" Fidi Mukullu sagte: „Du hast recht. Du darfst so singen, denn ich lasse die Menschen sterben. Ich mache die Menschen. Die Menschen machen Zaubermittel, Krankheiten, Messer, Pfeile, Krieg. Ohne Zaubermittel, Krankheiten, Messer, Pfeile, Krieg, Sterben ist das Leben ein Essen, Trinken, Schlafen, Verdauen. Ohne Sterben ist es nicht gut!"



Die Frage nach den Toten.

Kabamba, ein Mann, hatte zehn Kinder. Alle zehn Kinder starben. Kabamba klagte alle Tage: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Kakaschi Kakullu hörte es. Kakaschi Kakullu fragte: „Was willst du?“ Kabamba sagte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Kakaschi Kakullu sagte: „Geh in die Mitte der Straße, dann kannst du es erfahren.“

Kabamba ging aus dem Dorfe in die Mitte der Straße. Er hörte einen Mann kommen. Es war der Abend. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der Abend sagte: „Ich bin der Abend.“ Er ging vorüber.

Kabamba sah einen Mann kommen. Es war die Plauderstunde. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Die Plauderstunde sagte: „Ich bin die Plauderstunde.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der feste Schlaf. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der feste Schlaf sagte: „Ich bin der feste Schlaf.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der unruhige Schlaf. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der unruhige Schlaf sagte: „Ich bin der unruhige Schlaf.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war die Morgendämmerung. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Die Morgendämmerung sagte: „Ich bin die Morgendämmerung.“ Er ging vorüber.



Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der Morgen. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der Morgen sagte: „Ich bin der Morgen.“ Er ging vorüber.

Kabamba ging in sein Dorf zurück. Er sagte zu Kakaschi Kakullu: „Ich habe sie alle gefragt: Wo sind meine zehn Kinder? — und keiner hat mir eine Antwort gegeben.“ Kakaschi Kakullu sagte: „Das ist deine Schuld. Denn wenn du Antwort auf deine Frage haben willst, so mußt du die Leute packen und festhalten. Sonst antwortet dir niemand, wenn du fragst: Ich gebar zehn Kinder. Meine zehn Kinder starben. Wo sind meine zehn Kinder? — Siehe es geht alles vorüber wie der Abend, die Plauderstunde, der feste Schlaf, der unruhige Schlaf, die Morgendämmerung, der Morgen. Deine Kinder sind auch vorübergegangen.“



Ein Seitenstück zu 1001 Nacht.



Die Kunst zu fabulieren.

(Zur Einführung.)

Wenn das menschliche Interesse nach dem Ursprunge unserer tiefergründigen Kultur ausschaut, so pflegt der Blick — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — in den Sagen und Ueberlieferungen unterzutauchen, die die Trümmerfelder des westlichen Asiens umranken. Ex oriente lux!

Wenn der homerische Dichter, der Sänger des Mittelalters oder auch der moderne Poet blühende Ueppigkeit, gewaltigen Reichtum, höchsten Prunk der Fürstenhöfe schildern wollte oder will, dann greift und griff er zurück in jene Literatur, die die Macht der Orientkulturblüte ausmalt.

Eine Pracht, eine Herrlichkeit, ein Phantasiereichtum, ein Sinn für alles sinnbestrickende Pomphafte muß einst den Orient belebt haben, eine so gewaltige Kraft muß hier zur Entwicklung gekommen sein, daß sie eminent genug war, der Phantasie für Jahrtausende hinaus Nahrung und wieder Nahrung zu bieten. In einer um viele Jahrhunderte zurückreichenden Zeit muß die Menschheit schon jenen genußfreudigen, hingebungsfähigen, prunkliebenden, dichterischen Geist hervorgerufen haben, der einer Unzahl köstlicher Erzählungen das Leben gab — Erzählungen, die dann nach Indien gedrängt, „ewige" Formen annahmen, und die von hier auch das Persertum in sein Geistesmilieu aufnahm,

die im neunten Jahrhundert in das Arabische übersetzt wurden, die dann vor allen Dingen in Aegypten an den Fürstenhöfen beliebt wurden, und die endlich unter dem Namen „Tausend und eine Nacht“ in die europäischen Büchereien als besonders geschätzte Dichtungsperlen einzogen und hier ein gewaltiges Echo hervorgerufen haben. Und bis heute hat der Glanz dieser Perlen nicht nachgelassen; noch immer entzückt er das Auge der modernsten Welt.

Ich sagte schon, daß unsere Uebersetzungen dieser Dichtwerke, die heute noch Jung und Alt erfreuen, von den Niederschriften abstammen, die in Aegypten, also auf afrikanischem Boden, zu Papier gebracht wurden. Also auf afrikanischem Boden! Es ist selbstverständlich, daß solches Gut, aufgespeichert in den islamischen Zentralen des Kontinentes, weithin verbreitet werden mußte über den Erdteil. Ich selbst habe einen Beleg davon erbracht, und die letzte Legende, die ich im „Schwarzen Dekameron“ wiedergegeben habe, ist nichts anderes als eine sicherlich nicht verschlechterte Wiedergabe eines Stückes aus „Tausend und eine Nacht“. Sicherlich nicht verschlechtert! Der afrikanische Geist kann sich nicht diesen Prunk und diese Pracht, diese unendliche Sinnenfreudigkeit vorstellen, die dem Orient eigen ist. Der afrikanische Geist ist ein harter Geist, der unter Mühsalen erzogen und im schweren Werke um das tägliche Brot im ewig gleichen Kampfe gegen die Grundgesetze der Sklaverei sich bewegt. Der afrikanische Geist ist versklavt, aber hervorgegangen aus einem ewigen Kampfe gegen immer neue Völkerwellen, gegen immer neue Beherrscher der Länder, gegen immer neue andrängende Massen, die immer nur Reichtum holen, und nichts in den Erdteil hineinbringen wollten — dieser Geist ist außerordentlich konstruktiv denkend. Er



baut auf, so sachlich, so schlicht, so einfach, so menschlich, so natürlich, daß ihm der äußere Schmuck, den die Schilderung von Prunk und Festlichkeiten bietet, verhältnismäßig fernbleibt, und daß die eminente Ueppigkeit, die das orientalische Leben, das ein konsumierendes Leben war, ein verbrauchendes Leben, ein Leben, das alle anderen Völker ausnutzte und aussog — nicht in der Weise beherrschte.

In diesem Abschnitt nun möchte ich den Unterschied afrikanischer und orientalischer Geistesrichtung besprechen. Sicherlich ist der Afrikaner in vieler Hinsicht Orientale. Er unterwirft sich ganz dem Schicksal, er trägt sein Schicksal ohne Seufzen. Deshalb gibt er sich den Ideen des Islam gern und willig hin. Aber auf der andern Seite ist der Afrikaner auch ein Mensch, dessen lebenerhaltende Tätigkeit nie erstickte unter der übermäßigen Ueppigkeit. Der Afrikaner hat eben stets geben müssen: Menschen, Arbeit, Kraft — selten hat ihm ein anderer willig etwas gegeben. Deshalb ist der Afrikaner praktisch, in vieler Hinsicht nüchtern; und die Phantasie, die hauptsächlich in den Stunden des Genusses ihre Nahrung findet, bleibt beschränkt — die Dichtung des Afrikaners bleibt sachlich. Besonders auf eines möchte ich hinweisen:

Man hat so oft geglaubt, die göttliche Phantasie, die in „Tausend und eine Nacht“ spielt, stamme aus dem arabischen Geiste. Das ist, wie ich oben darlegte, ein Irrtum. Insofern man unter „Arabern“ jene Leute versteht, die ihr hartes Lebenswerk in den Wüsten und den wüstenähnlichen Steppen ausführten. Die Araber sind wie alle Wüstenstämme scharfe Naturbeobachter. Wie die Tuareg, kennen sie jedes seltene Pflänzlein, das ihnen auf ihrem Wege begegnet; wie alle Menschen, die weite Flächen bewohnen und überschauen,

die sich auf jenen Flächen unter schwierigen Verhältnissen zurechtfinden müssen, kennen sie jeden Stern des Himmels, kennen sie die Regelmäßigkeit der Naturgesetze, denen zufolge die Zeiten der Hitze und Kälte, des Tages und der Nacht, des Sommers und Winters, der Trockenheit und der Feuchtigkeit gegliedert sind. Die Araber sind ein Volk von harter Lebensweise. Im nachfolgenden Teile habe ich ein Stück aus diesem echt arabischen Geiste gegeben. Es ist das die Erzählung von Mussas Dankbarkeit. Dieses Stück ist kein Kunstwerk. Es zeigt uns aber, wie zäh dieser Geist der Wüste an seinen hergebrachten Formen festhält, und wie der Mensch, der in solch schwerem Leben erzogen ist, nicht fähig ist, das Gefühl der Dankbarkeit in unserem Sinne zu ertragen.

Mit Absicht habe ich dieses Stück in den Teil aufgenommen. Man soll sehen, daß der eigentliche Wüstengeist andere Formen hat als der des üppigen Staatslebens.

Dann gebe ich die Erzählung Wudandahasch. Es ist ein Stück aus der Stadt Berber, das einzige von den alten hamitischen Bewohnern des oberen Nillandes. Es zeigt uns einen Uebergang zu den phantasiereichen Erzählungen des Orients. Die grundlegende Legende stammt aus kosmogonischem Vorstellungskreise. Sie behandelt die Entstehung des Jungfrauensohnes nach dem Untergange der Welt, seine eminente Kraft und das endliche Ueberwinden der allverzehrenden Nacht. Wenn hier der Kampf mit den Rul, mit den dunklen Geistern der arabischen Welt, eine bedeutende Rolle spielt, so zeigt uns das eben die Nähe und den Einfluß dieses Wüstenvolkes.

Dann aber haben wir in den ersten vier Stücken dieses Teiles eine Auswahl von Erzählungen, welche



vollkommen den Geist von „Tausend und eine Nacht“ atmen. Was der Faris, der Held, erlebt, was der Sohn der Beischläferin für wunderbare Schicksale durchgemacht hat, was der Sproß des Scheichs mit dem Girdamädchen erlebt und was von dem bekehrten Räuberhauptmann erzählt wird, das alles ist ganz im Sinne von „Tausend und eine Nacht“, das ist westasiatische, orientalische Erzählungskunst. Wie in den meisten Stücken des großen ägyptisch-persischen Werkes tritt die Männlichkeit gegenüber der Verschiedenartigkeit und Tüchtigkeit der Frauen auch da zurück, wo die Männer besonders behandelt und als sehr heldenhaft geschildert werden sollen. Auch in „Tausend und eine Nacht“ sind die Charaktere der Frauen klarer und besser, vor allen Dingen fester und energischer gezeichnet als die der Männer. In der Geschichte von dem bekehrten Räuberhauptmann ist der echt orientalische Geist in einem Punkte berührt, in dem er mit dem afrikanischen sich schneidet. Diese humorvolle Auffassung von Situationen versteht der Afrikaner noch am besten, weil sie seinem Naturgemüt auch eigentümlich ist.

Aus welchen Zeiten die Kulturbereiche dieser Art von Geschichten stammen, wird die vergleichende Literaturgeschichte erst nach längeren Zeiten des Studiums und erst dann entscheiden können, wenn eine große Menge von Material für den Vergleich vorliegt. Immerhin ist es sicher, daß wir hier orientalisches Erbgut vor uns haben. Für unsere Frage ist es entscheidend, daß wir solches Gut in so ausgezeichneter Erhaltung auf afrikanischem Boden nur dort finden, wo auch sonst orientalisches Gut überwiegend Einfluß gefunden hat. Jenseits dieser direkten Einflußsphäre erstirbt die prunkliebende phantastische Ausschmückung. Die Welt der

dunklen Völker hat diese Form des Kulturgutes nicht aufgenommen, und nur am Rande der älteren Verbreitung des Islam in der Region, wo noch ältere, noch nicht aufgeklärte orientalische Einflüsse stark produzierend gewirkt haben, nur da, nicht aber im eigentlichen Negerleben haben wir derartige Märchen, die wir nur vergleichen können mit den Kunstwerken des großen Opus: „Tausend und eine Nacht“.



Der Faris*).

Ein wohlhabender Mann hatte einen Sohn; das war ein Faris, der bekannt war wegen seiner großen Stärke. Der Vater sagte zu ihm, als er ihn für alt genug hielt: „Mein Sohn, es ist Zeit, daß du heiratest. Sieh dich nach einer Gattin um.“ Der Faris sah sich nun nach allen Mädchen in der Gegend um. Er konnte aber lange Zeit keines finden, das ihm zusagte. Eines Tages nun ritt er in die Wüste. Er kam in eine fremde Gegend und sah da Zelte aufgestellt. Die Leute hatten eine Trommel, trommelten und tanzten. Unter den Tanzenden war ein Mädchen, das schien ihm, dem Faris, schöner als irgendeines, das er je vorher gesehen hatte, und er liebte es sogleich sehr.

Der Faris sprach mit dem Mädchen und fragte sie, wo sie daheim sei. Das Mädchen sagte: „Mein Vater und wir alle ziehen immer umher. Bald sind wir hier, bald da. Wir sind nie lange an einem Orte und ziehen, wenn wir irgendwo angelangt sind, schon in Frage, wo wir am anderen Tage hinreisen wollen.“ Der Faris sprach lange mit dem Mädchen. Ehe er wegritt, sagte das Mädchen zu ihm: „Man kann, wenn einer von uns will, unsere Spur immer finden.“ Der Faris nahm Abschied und ritt nach Hause.

*) Als Faris bezeichnen die Kordofaner einen starken Reiter, der mit der körperlichen Kraft von 7 bis 9 Männern, eine große Entschlossenheit und Kühnheit und auch eine gewisse Ritterlichkeit verbindet.

Der Faris blieb einige Tage daheim. Dann sagte er zu sich: „Mein Vater hat mir gesagt, ich solle mir eine Frau suchen. Dieses Mädchen werde ich aufsuchen und heiraten; denn sie gefällt mir. Das Mädchen hat mir gesagt, wenn einer von ihnen es wolle, könne man ihre Spuren immer finden. Wenn das Mädchen mich nun ebenso liebt, dann werde ich sie finden.“ Am anderen Morgen sattelte der Faris sein Pferd, band noch einigen Mundvorrat und einen Beutel mit Wasser auf und ritt von dannen, der Stelle zu, an der er das Mädchen zuerst zwischen den Zelten beim Tanze gesehen hatte.

Als der Faris an die Stelle kam, wo noch vor wenigen Tagen die Zelte gestanden und die Leute getrommelt hatten, fand er nur noch einen kahlen Baumast, an dem hing aber ein Ledersack mit Wasser und ein geröstetes Brot. Er nahm den Ledersack und das Brot, genoß von der unerwarteten Speise und sah sich dann nach der Spur um. Es dauerte nicht lange, so hatte er den Weg gefunden, auf dem die Leute weggezogen waren, und als er diesen dann einen Tag lang gefolgt war, sah er an einem vertrockneten Ast, der aus der Erde aufragte, wiederum einen Ledersack mit Wasser und ein geröstetes Brot hängen. Er fand so wieder eine Speisung, und als er am dritten Tage die Spur der Weitergezogenen verfolgte, fand er am Abend auf einem alten Lagerplatze an einem dürren Aste wieder den Ledersack mit Wasser und ein geröstetes Brot. So ging er zwanzig Tage lang, und am Abend eines jeden Tages war er wieder am Lagerplatze der Wanderer angelangt und fand für seine Nahrung gesorgt.

Am Abend des zwanzigsten Tages nun mußte er ganz nahe der Karawane sein, denn das Brot, das



er am Baume fand, war noch warm. So beschloß er denn in der Nacht noch weiterzureisen. Er brach auf. In der Dunkelheit verlor er aber den Weg. Der Faris ritt nun irrend und suchend in der Wüste umher und kam zuletzt zu einem hohen Gasr (Schloß). Er ritt hinein, band sein Pferd an und ging in das Haus. In dem Hause fand er im ersten Raume sieben junge Männer, die lagen auf Angarebs (Ruhestätten) und schliefen. Der Faris ging an ihnen vorüber und kam in ein zweites Gemach. Da stand nur ein Angareb und auf dessen einer Seite lag ein junges, schönes Mädchen.

Der Faris sah, daß auf der anderen Seite des Angareb noch Platz war. Er streckte sich also neben dem Mädchen aus. Zwischen das Mädchen und sich aber legte er sein Schwert. Der Faris war so müde, daß er auch sogleich einschlief. Das Mädchen war jedoch erwacht, als der Faris sein Schwert zwischen sie und sich gelegt hatte. Als es merkte, daß der Mann schlief, stand es vorsichtig auf und ging zu den jungen Männern. Es weckte diese und sagte: „Hört, meine Brüder! Wacht auf! Ihr schlaft hier und nebenan ist ein fremder Mann angekommen, der hat sich zu mir auf das Angareb, zwischen sich und mich aber ein Schwert gelegt. Kommt und seht ihn! Er scheint ein schöner Mann zu sein.“ Die sieben Brüder erschraken hierüber und traten in das Gemach ihrer Schwester. Da sahen sie nun den fremden Faris liegen und sie sagten: „Schwester, lege dich nieder und schlafe weiter. Dieser Fremde hat, wie es scheint, nichts Böses im Sinne. Wir werden nebenan abwechselnd Wache halten, und wenn er dir etwas tun will, dann schreie nur und rufe uns dadurch.“ Das Mädchen legte sich darauf auf ihr Ruhebett und schlief nun bald ein. Die Brüder wachten aber immer abwechselnd.



Als der Faris am anderen Morgen erwachte, begrüßten ihn die Brüder. Sie boten ihm Kaffee und wünschten ihm einen angenehmen Tag. Der Faris sagte: „Ich danke euch dafür, daß ihr mich so freundlich begrüßt. Ich reise seit 20 Tagen hinter den Leuten her, die täglich das Lager wechseln, und unter denen sich ein schönes Mädchen befindet, das ich heiraten möchte. Letzte Nacht habe ich ihre Spur verloren und bin so in euer Gasr gekommen. Müde, wie ich war, habe ich mich dann auf die leere Seite eines Angareb gelegt und bin sogleich eingeschlafen."

Der älteste Bruder sagte: „Es ist uns eine Freude, daß wir dich beherbergen können. Und eine Freude ist uns in diesem Leben wohl zu gönnen, da wir sonst Leid genug haben. Wir bitten dich also, einige Tage lang unser Gast zu sein und sind gern bereit, dir später den Weg zu dem Lager der Wanderer, das nicht weit von hier ist, zu zeigen." Der Faris sagte: „Wenn ihr mich in dieser freundlichen Weise aufnehmt und mir auch noch weiter helfen wollt, dann darf ich euch wohl bitten, mir zu sagen, was euch bedrängt, und ob ich euch nicht in eurer Bedrängnis helfen kann." Der älteste Bruder sagte: „Ich will dir gerne erzählen, was uns so schwer beunruhigt. In der Gegend hier wohnt ein starker Mann mit seinen Freunden. Der Mann will unsere Schwester zur Frau haben. Da er aber ein sehr schlechter Mann ist, haben wir seine Ritter zurückgewiesen, und nun kommt er alle zwei Tage und kämpft mit uns. Er ist nun gestern wieder hier gewesen, was uns so ermüdet hat, daß wir dein Kommen nicht gemerkt haben. Er wird nun zwei Tage wegbleiben. Diese zwei Tage des Friedens bitten wir dich, bei uns zu bleiben. Nachher wollen wir dann noch einmal kämpfen. Da wir nun aber schon sehr



ermüdet sind, erwarten wir, daß wir das nächstemal im Kampfe unterliegen und somit sterben werden. Die letzten Tage des Lebens möchten wir nun noch in Freuden mit dir genießen."

Der Faris sagte: „Meine lieben Freunde! Ich habe die Nacht so herrlich geschlafen, daß ich heute morgen meiner Gewohnheit nach einen Ritt unternehmen möchte. Erlaubt mir also, daß ich ein wenig mein Pferd bewege und habet die Güte, mir zu zeigen, in welcher Richtung die feindlichen Männer wohnen, damit ich diese vermeide." Die sieben Brüder zeigten nun dem Faris, in welcher Richtung die feindlichen Mannen wohnten. Der Faris ritt nach der entgegengesetzten Seite von dannen, machte aber, als er aus der Sehweite des Faris war, einen Bogen und ritt gegen die feindlichen, fremden Leute.

Die Leute sahen kaum aus der Ferne den Faris kommen, da riefen sie: „Laßt uns schnell auf die Pferde steigen und herausreiten. Es kommt ein Fremder des Wegs, dem wollen wir Pferd und Waffen abnehmen." Die Leute nahmen also ihre Waffen zur Hand und ritten dem Faris entgegen. Sie umzingelten ihn und dachten nicht anders, da sie so sehr in der Ueberzahl waren, als würden sie den Fremden schnell und leicht überwinden. Der Faris wartete aber, bis sie nahe herankamen und sich ein wenig gehäuft hatten. Dann zog er sein Schwert und sprengte auf sie zu. Nun erkannten die feindlichen Männer ihren Irrtum, denn rechts und links fiel sogleich einer der Tapfersten tot zu Boden, und der Faris räumte so schnell unter ihnen auf, daß sie unter Verlust mehrerer ihrer Besten und gezeichnet mit klaffenden Wunden schneller noch als sie gekommen waren, zurückjagten. Der Faris verfolgte sie noch ein Stück weit und brachte dem einen und



andern noch manch wenig ehrenhaftes Zeichen auf dem Rücken bei. Dann wandte er sein Pferd und ritt im Bogen, wie er gekommen war, wieder auf das Gasr der Brüder zu.

Die sieben Brüder begrüßten ihn aufs herzlichste und fragten ihn, ob er irgendein Erlebnis gehabt habe, da seine Kleider hie und da mit Blut bespritzt waren. Er sagte aber, er habe allerdings einen Büffel verfolgt und angeschlagen, aber leider sei es ihm nicht gelungen, ihn zu töten. Den Rest des Tages verbrachte er mit den Brüdern in angenehmem Zwiegespräch, und als es Nacht wurde, fand er sein Lager auf der einen Seite des Ungerab der schönen Schwester bereitet. Als er sich nun niederlegte, nahm das schöne Mädchen ihm das Schwert aus der Hand und stellte es so an die Wand, daß er es sogleich ergreifen konnte, daß es aber nicht den Faris von ihr trennte. Also verbrachten sie die Nacht gemeinsam.

Am andern Morgen rüstete der Faris sein Pferd und prüfte eingehend ob auch der Sattel fest sitze. Dann bestieg er es, nahm von den Brüdern für einige Stunden Abschied und ritt genau wie am Tage vorher in weitem Bogen von dem Gasr weg zu dem Gasr der feindlichen Leute. — Als am Tage vorher die Wegfriedensstörer von dem Faris mit schlimmen Verlusten zurückgeschlagen waren und in ihrem Gasr erreicht hatten, hatte sie der Herr des Gasr mit schimpflichen Worten empfangen und hatte ihnen grobe Worte darüber gesagt, daß sie sich von einem einzelnen Reiter hatten in die Flucht schlagen lassen. Die geschlagenen Leute hatten dem Herrn des Gasr gesagt, daß der fremde Faris ein gewaltiger Mann, von fremder Art oder ein Alledjenu (Geist) sein müsse, und daß kein Mensch gegen ihn kämpfen könne; — ihr Herr hatte sie



aber ausgelacht. Dieser Herr war nun derselbe, der mit den sieben Brüdern immer wieder ihrer Schwester wegen kämpfte und der als außergewöhnlich starker Mann hoffte, das schöne Mädchen bald in seinen Besitz zu bekommen.

Er hatte gerade einen andern Angriff auf die sieben Brüder für den andern Tag vor, als ein Mann zu ihm gelaufen kam und ihm mitteilte, daß der fremde Faris wieder auf dem gleichen Wege wie gestern einhergeritten komme. Als der Herr des Gasr das hörte, rief er nach seinem eigenen Pferde; denn heute wollte er an der Spitze seiner Leute selbst zeigen, wie man auch stärkere Männer niederwürfe. Als der Faris also näher zu dem Gasr kam, sah er sich einer größeren Anzahl von Reitern und vor allem dem Herrn des Gasr gegenüber. Der Faris setzte sich fest in den Sattel und zog sein Schwert beizeiten. Nun war der Herr des Gasr daran, den gleichen Irrtum zu bekennen, dem seine Leute am Tage vorher zum Opfer gefallen waren. Mit dem ersten Schlage versetzte der Faris ihm eine tiefe Wunde, und trotzdem die andern auch auf den einzelnen Mann einstürmten, lagen doch der Herr des Gasr und mehrere seiner bewundernswürdigen Kämpfer tot am Boden. Der Faris begnügte sich aber heute nicht damit, den Rest der Angreifer vor sich herzutreiben, sondern er drang hinter ihnen in das Gasr und zwang sie so, sich ihm als Sklaven auszuliefern und ihm alle Türen des an Schätzen reichen Gasr zu öffnen.

Der Herr des Gasr war einer der größten Harami der Gegend gewesen, dem keine Karawane hatte widerstehen können, und dem auch alle näher liegenden Schlösser nach und nach zum Opfer gefallen waren. Es waren somit in dem Hause, das der Faris

jetzt untersuchte, vielerlei Schätze aufgespeichert, und der Faris mußte viele Esel, einen nach dem andern beladen, bis er all' das Gut ausgeräumt und zur Fortschaffung bereitgestellt hatte. Dann ließ er die Tiere von den neugewonnenen Sklaven antreiben und zog also auf das Gasr der Brüder zu.

Als die sieben Brüder aus der Richtung des feindlichen Schloßherrn Tiere und Menschen in einer Staubwolke auftauchen sahen, meinten sie zunächst nicht anders, als jener komme abermals, um sie mit aller Macht, diesesmal wahrscheinlich zum letzten Male, anzugreifen. So warfen sie sich denn auf ihre Pferde, ergriffen die Lanzen und nahmen von ihrer Schwester Abschied. Sie ritten den fremden Reitern entgegen. Wie erstaunten sie aber, als sie bei größerer Nähe den Zug beladener Esel und treibender Sklaven ganz am Ende aber den Faris herankommen sahen. Nun hatte der eine oder andere Bruder schon manchesmal mit einem oder dem andern Manne des feindlichen Schloßherrn gekämpft. Sie erkannten daher gar bald in den Eseltreibern ihre alten Gegner und wußten somit, daß der Faris den feindlichen Herrn getötet haben müßte. Die Beute ward nun in den Hof des Gasr getrieben, und der Faris übergab sie da den Brüdern. Die Brüder waren durch die Vernichtung des gefürchteten Gegners schon sehr beglückt. Als der Faris ihnen dann auch noch diese wertvolle Beute als Dank für die genossene Gastfreundschaft schenkte, und sie somit unerwartet statt eines schimpflichen Endes einen großen Besitz vor sich sahen, baten sie den Faris, er möchte doch noch lange bei ihnen bleiben. Der Faris dankte den Brüdern für ihre freundliche Gesinnung, und heute zog er sich früher als am Tage vorher auf das Angareb der schönen Schwester zurück. Zwar schlossen



die Brüder die Türe zu seinem Gemache und zogen sich, nunmehr der Pflicht aufmerksamer Wachsamkeit enthoben, in den Hof zurück, um noch einige Stunden über die glückliche Wendung ihres Schicksals zu plaudern, aber der Faris kam in dieser Nacht wenig zum Schlafe.

Als der Faris in das Gemach trat und die sieben Brüder hinter ihm die Tür geschlossen hatten, trat die schöne Schwester auf ihn zu. Sie nahm ihm das Schwert ab und sagte: „Diese Waffe, Herr, brauchst du nun nicht mehr, denn dieses ist ein Raum des Friedens, und gegen alle Störungen werden meine Brüder draußen Wache halten." Das Mädchen nahm das Schwert und legte es auf ein Tabouret, das am Fußende des Angareb stand. Danach schob sie dem Faris eine Schale mit Wasser hin und begann, ihm die Kleider abzunehmen und ihm den Staub vom Körper zu waschen. Endlich nahm sie duftendes Oel und rieb ihn ein, bat ihn, sich auf das Angareb, auf dem helle Stoffe ausgebreitet waren, auszustrecken, und kniete dann auf der Erde vor ihm nieder. Sie ergriff die Hand des Faris und küßte sie und sprach: „Ich danke dir, daß du mich und meine Brüder von diesem schrecklichen Manne errettet, und daß du mir statt des Lebens einer Sklavin die Freiheit und einen edlen Freund gegeben hast." Der Faris sagte: „Mein Mädchen, knie nicht vor mir, sondern komme zu mir hinauf und teile mein Lager, wie ich es in der ersten Nacht neben dir eingenommen habe." Das Mädchen sagte: „Ich komme. Aber das Schwert legst du nicht mehr zwischen uns."

Darauf legte sich auch das Mädchen neben den Faris. Sie schmiegte sich an ihn, und wenn sie auch nicht vor dem Faris kniete, so dankte sie ihm doch



in nicht minder inniger Weise, und der glückliche Faris gab sich der Freude über diese Dankbarkeit in dieser Nacht gern noch häufiger hin. So verbrachten die beiden in dankbarer Glückseligkeit, ohne zu schlafen, die Nacht.

Am anderen Morgen sattelte der Faris sein Pferd, nicht um einen Spaziergang zu unternehmen, sondern um den Weg wieder zu suchen, den die Leute genommen hatten, unter denen das von ihm zur Gattin erkorene Mädchen sich befand. Er nahm also von den Brüdern Abschied. Die sieben Brüder waren sehr betrübt über diese Entschlossenheit, denn sie hatten gehofft, daß der Faris doch noch einige Zeit bei ihnen bleiben würde. Der Faris sagte aber: „Meine Freunde, nur der erscheint mir mit Recht als ein Mann bezeichnet zu werden, der einen einmal gefaßten Entschluß zu Ende führt. Das Mädchen nun, von dem ich euch erzählt habe, hat mir überall, wo seine Leute lagerten, deutlich wahrnehmbare Zeichen zurückgelassen, woraus ich ersehe, daß ich durch unser Gespräch Hoffnungen in ihr erweckt habe, die ich nun erfüllen muß. Es darf mich fürs erste keine jüngere Begierde und Freundschaft davon abhalten, diese Hoffnungen zu erfüllen, wenn ich die Achtung vor meinen eigenen Handlungen bei mir selbst aufrecht erhalten will. Darum will ich erst dies Mädchen zu gewinnen suchen. Gelingt mir das, dann wird mich die Freundschaft, die ich zu euch und eurer Schwester gefaßt habe, dazu treiben, wenn es euch sonst recht ist, auf dem Rückwege in meine Heimat euch aufzusuchen." Der älteste Bruder sagte: „Wir sehen, daß dein Entschluß fest gefaßt ist und müssen es achten, daß du deinen Weg unentwegt gehst. Wir werden dir deshalb auch gerne sagen, wo du die Leute finden wirst, unter denen das Mädchen



weilt. Wenn du es aber gewonnen hast, bitten wir dich, wieder hier vorbeizukommen und eine Gabe mit in die Heimat zu nehmen, die dir hoffentlich ebenso wert ist wie uns, von der wir uns nur, um dir eine Freude zu machen, trennen können." Der Faris sagte: „Ich sehe zu meiner Freude, daß unsere Empfindungen und Hoffnungen die gleichen sind und daher bitte ich euch, mir meinen Weg zu zeigen, damit ich umso schneller in den mir lieb gewordenen Raum zurückkehren kann." Darauf zeigten die sieben Brüder dem Faris die Gegend und den Weg. Er nahm Abschied und ritt schnell von dannen, ohne eine Ermüdung zu verspüren, trotzdem er die Nacht schlaflos verbracht hatte.

Nach wenigen Tagen kam er dann auch in eine wohlgepflegte Gegend, und ehe es noch Nacht war, sah er durch die Büsche Zelte und hörte Menschen. Der Faris stieg also von seinem Pferde, band es an und blickte durch eine Lücke in den Zweigen. Da sah er denn die gleichen Leute, denen er solange gefolgt war, und in ihrer Mitte das Mädchen mit ihrem Vater stehen. Der Vater sagte aber zu den um ihn versammelten Männern: „Ihr alle, meine jungen Freunde, begehrt von mir diese meine junge Tochter zum Weibe. Nun kann ich sie aber nur einem zum Manne geben, und so mögt ihr denn durch euere Stärke und Gewandtheit zeigen, wer von euch der Würdigste ist, sie heimzuführen. Besteigt alle die Pferde und reitet einer nach dem anderen schnell an meiner Tochter vorüber. Im Vorüberreiten versuche ein jeder sie mit einer Hand zu ergreifen, hochzuheben und auf dem Pferde mitzunehmen. Nur dem, dem dies gelingt, will meine Tochter als Gattin folgen! Auf, meine jungen Freunde! Versuchet, wenn es euch gelingt."



Der Faris sah nun, wie die jungen Männer auf das Pferd stiegen und wie einer nach dem anderen an dem Mädchen vorüberritt und sie aufzuheben versuchte. Es gelang aber keinem. Und als der letzte erfolglos an der Tochter des Scheiches vorübergeritten war, sprang der Faris auf sein Pferd und trieb es mit starkem Schlage an, so daß es in gewaltigen Sätzen in den Kreis der erschreckten Menschen hineinsprengte. Der Faris aber lenkte es auf das Mädchen zu, und als er neben ihr war, hob er es mit dem linken Arm hoch und setzte es im Weiterreiten sanft vor sich auf dem Sattel nieder. Dann kehrte er zu dem Scheich zurück, welcher sich inzwischen gefaßt hatte, und sagte: „Du bist zwar ein mir fremder Mann, aber du bist ein Faris. Du hast das, was meine Tochter selbst als Bedingung gesetzt hat, ausgeführt und kannst demnach die Frau heimführen."

Das Mädchen selbst hatte sogleich den Mann erkannt, für den sie überall am Wege Wasser und Brot zurückgelassen hatte. Sie war also trotz der Mißstimmung und des Neides ihrer Stammesgenossen mit dieser Wendung des Schicksals sehr einverstanden und erklärte sich bereit, sobald es ihrem Gatten anstehe, in dessen Gefolge seine Heimat aufzusuchen. — Der Faris verbrachte also nur 14 Tage bei den Leuten unter den Zelten und brach dann mit seiner jungen Frau auf, um zunächst zu dem Gasr der sieben Brüder zu reiten.

Nach einem Marsche von wenigen Tagen sah dann der Faris das Gasr der Freunde aufsteigen. Die sieben Brüder ihrerseits hatten sorgfältig Ausschau gehalten und waren außerordentlich glücklich, als der, der gerade auf dem Turme die Wache hatte, herabrief, daß der Faris mit seiner Frau durch die Ebene



daherkäme. In aller Eile rüsteten sie nun einen Raum für ihren Retter, um ihn und seine junge Frau würdig aufzunehmen, und die schöne Schwester war emsig beflissen, die besten Stoffe über das Angareb auszubreiten, daß dem Faris und seiner Frau als Nachtlager dienen sollte und welches dem gleich war, auf dem sie den Ritter die erste Nacht gefunden, und auf dem sie ihrem Retter so herzlich gedankt hatte. Die sieben Brüder aber ritten dem Faris entgegen und begrüßten ihn als ihren besten Freund.

Als sie den Faris nun in das Gasr geleitet hatten, sagte der älteste von ihnen: „Mein Freund, der du unser aller Erretter bist, du hast unsere Schwester seinerzeit vor dem Drängen der schlechten und starken Freier errettet. Wir hätten nun unsere Schwester sonst nicht gerne aus unserer Mitte gelassen, du aber hast dich um sie und um uns so verdient gemacht und ihre und unsere Freundschaft in so hohem Grade zu gewinnen gewußt, daß wir dir unsere Schwester gerne zur Frau geben, wenn du etwa ebenso wie sie dieses wünschest.“ Der Faris hörte diese Worte mit großer Freude und sagte: „Ich selbst bin eurer Schwester für den Dank, den sie mir gespendet hat, ebenso verpflichtet, wie meiner anderen Frau für das Wasser und das geröstete Brot, mit dem sie in der Wüste für mich gesorgt hat. Daß ihr euch ungern von der schönen Schwester trennt, sehe ich; wenn ich demnach euer Anerbieten annehme, so geschieht es, weil ich euere Schwester ebenso liebe wie ihr selbst, und weil ich daheim meines Lebens nicht recht froh werden würde, wenn ich nicht diese schöne Frau auch in meinem Hause hätte. Wenn ich also meinem Vater früher dadurch ärgerlich wurde, daß ich kein Mädchen schön und würdig genug fand, es zu meiner Gemahlin zu erheben, so fürchte ich fast



seine Eifersucht, wenn er nun zwei so schöne Wesen mit mir heimkommen sieht."

Noch glücklicher aber als ihre sieben Brüder war die Schwester über die Rückkehr des Faris und die neuerliche Entscheidung ihres Schicksales, denn sie konnte sich in ihrer Erinnerung an die letzte Nacht, die der Faris in ihrer Kammer und auf ihrem Angareb verbracht hatte, nichts schöneres wünschen, als Gelegenheit zu finden, bis an ihr Lebensende immer wieder sich in Dankesbezeugungen gegen den Faris ergehen zu können. Es wurde also auch diese Hochzeit in allgemeiner Fröhlichkeit begangen und die sieben Brüder sahen ihren Stolz darin, in den nächsten Tagen in geschickter Abwechselung ihrem Gaste die ausgewähltesten Gerichte auf den Platten und von den Sklaven darbieten zu lassen, die er selbst dem feindlichen Gasrherrn abgenommen und ihnen dann zum Geschenk gemacht hatte.

Nachdem der Faris einen Monat lang im Kreise der sieben befreundeten Brüder verbracht hatte, bereitete er sich dann auf die Heimkehr vor und begann diese in Begleitung seiner beiden Gemahlinnen. Nachdem er von den sieben Brüdern herzlichen Abschied genommen hatte, wandte er sich der Heimat zu und ritt auf einem möglichst kurzen Wege von dannen. Dieser Weg nun führte an einem Gasr vorüber, den ein starker Mann mit Namen Said Abd aus den Köpfen der Menschen, die er an der Straße überfallen und getötet hatte, aufgerichtet hatte, indem er sie an Stelle von Backsteinen verwendete. Als der Faris dieses Gebäude aus Schädeln sah, wurde er zornig über die Gewalttätigkeit des Said, und da er gern mit jenem kämpfen wollte, stieß er mit seiner Lanze gegen einen der Schädel, aus denen die Mauern des Gasr auf-



geführt waren. Der Schädel rollte in das Innere des Schlosses, und da Said eben in diesem Raume saß, diesem gerade vor die Füße. Said geriet nun auch in Zorn. Er schrie: „Warte! Du fremder Mann! Ich hoffe bald deinen Kopf an die Stelle des herausgeschlagenen setzen zu können. Warte nur ein wenig, du Fremder! Ich will mich schnell rüsten!"

Said kam heraus und sprang auf sein Pferd. Said schwang sein Schwert. Said schrie: „Seit Jahren warte ich auf einen Mann, der stärker ist als ich, aber jeder, den ich anfiel, hat sich als Schwächling gezeigt. Keiner hat es gewagt, mein Schloß zu berühren. Wie kommst du nun dazu?" Der Faris sagte: „Vielleicht bin ich der Mann, der stärker ist als du. Wehre dich also!" Der Faris und Said trafen aufeinander. Der Faris zerschlug das Schwert des Said. Dann ergriff er ihn und hob ihn hoch aus dem Sattel. Er warf ihn zu Boden und sagte: „Siehst du nun, daß ich der bin, der stärker ist als du?" Said sagte: „Mein Faris! Ich war ein schlechter Mann, weil ich als Sklave geboren war, aber keinen fand, der stärker war als ich es bin. Wenn du mich überwunden hast, bitte ich dich um mein Leben und bitte ich dich, mich in deinem Dienste zu verwenden. Du kannst mir glauben, daß du keinen Mann finden kannst, der treuer an dir hängt als ich." Der Faris sagte: „Komm denn mit mir! Ich werde sehen, was deine Worte und was deine Handlungen gelten."

Der Faris ritt nun weiter der Heimat zu und brachte so statt einer Frau zwei Gattinnen und einen Sklaven mit. Der Vater begrüßte den Sohn und beglückwünschte ihn zu der Vermehrung seines Hausstandes. Anfangs war der Vater erfreut, seinen Sohn in solcher Gesellschaft heimkehren zu lassen. Nachdem



aber ergab es sich, daß der Vater die beiden jungen Frauen seines Sohnes sah. Da war er sehr erstaunt über deren Schönheit und sagte: „Was ist es, daß mein Sohn erst mit keiner Frau des Landes zufrieden ist und nachher nicht eine, sondern zwei aus anderen Ländern bringt, deren jede unzähligemal schöner ist als ein Mädchen dieses Landes. Was soll es, daß mein Sohn soviel mehr und Besseres hat als sein Vater! Ich hatte nichts Besseres als mein Vater, mein Vater nichts Besseres als mein Großvater! Also soll mein Sohn auch nicht mehr haben als ich. Ich werde ihn also totschlagen lassen als Lohn für seine Vermessenheit. Dann fallen mir seine Frauen ohne weiteres zu."

Der Vater sagte zu seinem Sohne: „Mein Sohn, deine Häuser sind nicht groß und schön genug für diese zwei ausgezeichneten Frauen und den Freund Said, den du mitgebracht hast. Ich will dir also morgen einige Leute geben, mit denen kannst du in den Busch reiten und kannst dort die Hölzer schlagen lassen, die zum Bau nötig sind." Der Vater ging. Als der Vater gegangen war, rief der Faris Said und sagte zu ihm: „Said, nun werde ich sehen, ob du mein Freund und treuer Diener bist. Mein Vater schickt mich morgen mit Leuten in den Busch. Ich habe gesehen, wie mein Vater meine Frauen angesehen hat, ich glaube also, daß er vor hat, mir etwas antun zu lassen, um sich meiner Frauen zu bemächtigen. Ich weiß nicht, was mir geschieht, und wann ich in das Lager werde zurückkehren können. Jedenfalls mache ich es dir zur Aufgabe, keinem Menschen, wer es auch sei, den Eintritt in mein Gasr zu gestatten und meine Frauen vor jedem Menschen zu schützen." Said sagte: „Ich bin betrübt, dich in so schlechter Hoffnung zu sehen.



Ich freue mich aber darüber, meine Treue in deinem Dienste beweisen zu können."

Der Vater rief indessen einige seiner Leute zu sich und sagte: „Meine Diener! Ihr werdet morgen mit meinem Sohn in den Busch gehen. Mein Sohn wird keine Waffen bei sich haben. Wenn ihr allein mit ihm im Busche seid, werft ihn nieder, stecht ihm die Augen aus und durchstecht ihm das Herz. Als Beweis dafür, daß ihr meinen Auftrag ausgeführt habt, verlange ich von euch, daß ihr mir die ausgestochenen Augen und eine Flasche seines Blutes mitbringt." Die Leute versprachen, dem Befehle des Vaters zu folgen. Am andern Morgen gingen sie zu dem Faris, sagten ihm, daß der Vater sie gesandt habe, für seinen Hausbau Holz zu schlagen, und daß er sie führen möge, das Werk zu beginnen. Der Faris nahm also von seinen Frauen und Said Abschied und ging mit den Männern in den Busch.

Als der Faris mit den Männern weit in den Busch vorgedrungen war, kam der Führer der Leute an ihn heran und sagte: „Höre, es tut mir leid, daß wir diesen Befehl ausführen müssen." Damit sprang er mit seinen Genossen auf den Faris und warf ihn im Kreis mit den andern rücklings zu Boden. Der Führer der Männer sagte zu dem Niedergeworfenen: „Unser Herr hat nun befohlen, dich zu töten und dein Blut und deine Augen ihm als Beweis der Ausführung mitzubringen. Das Blut kann ich nun anderwärts hernehmen. Die Augen mußt du mir aber geben." Damit drückte der Führer dem Faris die Augen aus und ging mit den andern von dannen. Er ließ den Faris lebend liegen und begnügte sich damit, seine Augen mitzunehmen. Auf dem Rückwege töteten die Leute dann eine Gazelle und füllten von dem Blute in ein Gefäß.



Dieses Gefäß voll Blut und die Augen brachten die Leute in die Ortschaft und sagten: „Herr, wir haben deinen Sohn getötet! Sieh! Hier sind seine Augen und hier ist von seinem Blute.“

Als der Vater hörte, daß sein Sohn getötet sei, begab er sich sogleich zu dem Hause seines Sohnes, um dessen Frauen zu nehmen. Vor dem Hause stand aber Said. Und als der Vater hineingehen wollte, sagte Said: „Herr, in dieses Haus darf niemand hineingehen, bis dein Sohn zurückgekehrt sein wird, oder bis ich gestorben bin.“ Der Vater sagte: „Wenn mein Sohn nun aber getötet ist, so werde ich, sein Vater, doch wohl hineingehen dürfen!“ Said sagte: „Mein Herr! Du kannst nicht hineingehen, es sei denn, daß du mich an dieser Stelle totschlügest und über meine Leiche trittst. Der Vater sagte: „Gut, ich werde Leute senden, die dich töten sollen.“ Said sagte: „Es ist gut, ich werde mich rüsten und kämpfen.“ Der Vater ging.

Am andern Morgen legte Said sein Panzerhemd an, ergriff Speer und Schwert und bestieg sein Pferd. Said ritt vor das Tor des Gasr und ritt vor dem Tore auf und nieder. Er sagte bei sich: „Ich freue mich auf den Kampf und bin nur traurig, daß ich nicht an der Seite meines Herrn kämpfen kann.“ Der Said war noch nicht lange hin- und hergeritten, da kamen auch schon die Leute des Vaters des Faris in Waffen und auf Pferden und drangen auf Said ein. Said rief: „Ich bin bereit zum Kampfe. Kommt nur ins Tor hinein!“ Er schlug mit dem Schwerte um sich, daß Panzerhemden, Schilde und Arme durchschnitten wurden. — Er tötete einige der Leute und jagte die andern von dannen. Der Vater kümmerte sich aber wenig darum, daß er einige seiner Leute verloren hatte. Er sandte



am andern Morgen mehr und besser gerüstete Leute. Said jagte sie aber wie am ersten Tage von dannen. Der Vater ließ sich nicht abschrecken. Er sandte jeden Tag seine Leute zum Kampfe und jeden Tag wurden sie von Said wieder geschlagen. Der Vater sagte: „Ich muß so ja längere Zeit auf den Besitz dieser schönen Frauen verzichten, aber einmal wird auch dieser Mann der Ueberzahl gegenüber lahm und müde werden.“ Zunächst hatte sich der Vater aber noch in Geduld zu fassen, denn Said tötete jeden Morgen zehn oder zwanzig oder dreißig seiner besten Männer.

Inzwischen tastete der blinde Faris sich im Busche weiter. Als er einmal traurig über sein Schicksal unter einem Busch saß, schlängelte sich eine Schlange zu einem Vogelneste und hätte den darin befindlichen Vogel sicher verschlungen, wenn er nicht ein wenig fliegen gekonnt hätte und dem Faris so zu Füßen geflattert wäre, daß die Schlange verscheucht wurde, worauf Faris den kleinen Vogel auf einen Ast setzte. Nach einiger Zeit kam ein größerer Vogel, das war die Mutter des kleinen. Und der kleine Vogel schrie: „Meine Mutter! Meine Mutter! Wenn der blinde Mann mich nicht aufgenommen und hierher gesetzt und die große Schlange, die mich verfolgte, weggescheucht hätte, dann wäre ich sicherlich von ihr verschlungen worden.“ Der große Vogel sagte: „So verdanke ich also die Erhaltung deines Lebens diesem Manne?“ Der kleine Vogel sagte: „Ja, meine Mutter, der Mann hat mich gerettet. Der Mann ist aber blind.“ Die Mutter sagte: „Ich weiß es, dieser Mann ist blind. Sein Vater hat ihm die Augen ausdrücken und sie zu sich in sein Haus bringen lassen, da liegen sie in einem Winkel.“ Der kleine Vogel sagte: „Meine Mutter! Du bist so stark, könntest du nicht hinfliegen



und die Augen des Mannes wiederbringen?" Die Mutter sagte: „Ja, mein Kind, der Mann hat dir das Leben gerettet — nun will ich ihm die Augen wiederbringen."

Der größere Vogel flog zu dem Gasr des Vaters. Der Vogel suchte im Hofe und fand die Augen des Faris im Staube eines Hofwinkels liegen. Darauf nahm der Vogel die Augen auf, flog zu einem Brunnen und wusch die Augen sorgfältig. Dann trug er sie in den Busch, wo der Faris gerade im Schlafe lag und setzte dem Faris die Augen wieder ein. Nun machte der Vogel aber eine Verwechslung, indem er das rechte Auge in die linke Höhle, das linke in die rechte Höhle fügte. Das hatte aber zur Folge, daß der Faris nun wohl noch schöner aussah als früher, daß man ihn aber deshalb so leicht nicht wiedererkennen konnte. Als der Faris erwachte, dachte er all sein Unglück geträumt zu haben, denn als er seine Augen aufschlug, konnte er sehen. Der Faris hörte zwar die Vögel über seinem Kopfe in den Büschen singen und zwitschern, er verstand sie aber nicht.

Der Faris, der nun wieder sehen konnte, begab sich sogleich auf den Heimweg. Er kam an seinem Gasr am Nachmittage an. Said lag am Ausgang auf einer Matte. Der Faris setzte sich zu ihm. Er merkte, daß der Said ihn nicht erkannte, weil er nun schöner und jünger aussah. Er sagte zum Said: „Ich bin ein fremder Mann. Sage mir doch, was es hier für Dinge gibt." Der Said sagte: „Es gibt nichts besonderes. Ich verteidige nur jeden Tag das Gasr meines Herrn gegen Leute, die der Vater meines Herrn ausschickt. Mein Herr ist nämlich ein wenig auf Reisen. Morgen nun wird der Vater meines Herrn einen Mann gegen diesen Gasr senden, der stark ist und früher



der Freund meines Herrn war. Da werde ich wieder kämpfen. Anderes neues weiß ich nicht." Der Fremde sagte: „Dann kann ich, dein Freund, dir mehr neues von hier sagen. Dein Herr, mein Said, ist nämlich wiedergekommen!" Said sprang auf. Said erkannte seinen Herrn.

Der Faris sagte: „Ich werde morgen selbst gegen meinen Freund reiten, um ihn gefangen zu nehmen. Du aber reite zum Gasr deines Vaters. Ich danke dir für deine Freundschaft. Wir wollen immer Freunde bleiben." Der Faris ging hinein zu den Frauen.

Wie der Faris es angeordnet hatte, so geschah es.



Der Sohn der Beischläferin.

Ein Scheich, mit Namen Imain Ali hatte ein Weib und eine Beischläferin. Von seiner Frau hatte er zwei Söhne, von der Beischläferin nur einen, und dies war sein jüngster. Der Scheich hatte große Reichtümer, und zumal er sah, daß die Söhne mancher anderen Familie das Besitztum und Erbe des Vaters leicht und schnell vergeudeten, sagte er sich: „Ich will meine Söhne beizeiten an den Besitz gewöhnen, so daß sie ihn früh handhaben lernen. Denn nur wer von Jugend auf mit Kamelen zu tun gehabt hat, lernt ein gutes Tier richtig zu behandeln.“ Der Scheich rief seine drei Söhne und sagte zu ihnen: „Meine Söhne, Ihr sollt etwas von anderen Leuten und anderen Ländern kennen lernen. Auch will ich sehen, wer von euch der würdigste ist, nach meinem Tode meine Besitztümer zu verwalten. Deshalb werde ich euch eine Summe Geldes geben. Jeder von euch erhält den gleichen Betrag. Zieht fort, jeder, wohin er will, und seht, was aus dem Gelde unter der Tätigkeit euerer Gedanken und Ueberlegungen wird. Wer dann später die reichsten Erträge von diesen Geldern heimbringt, dem werde ich die Leitung meines Besitztumes übertragen.“ Damit übergab der Scheich jedem einzelnen seiner Söhne eine gleiche Geldsumme und wünschte ihnen allen dreien ein gutes Gelingen.

Die drei Söhne verabschiedeten sich aber von ihrem Vater und rüsteten sich für die Reise. Sie nahmen von



ihren Müttern Abschied und hörten von ihnen die letzten Worte. Die Mutter der älteren Söhne sagte: Meine Söhne, einer von euch beiden wird nun der Erbe eueres Vaters werden. Streitet euch nicht darum, sondern lernt beizeiten euch vertragen. Kommt mit schönen Mädchen aus den anderen Ländern zurück, damit die Leute euch gleich als die Söhne angesehener Eltern erkennen." Die Beischläferin sagte: „Nach der Ansicht vieler Leute sind die Söhne der Beischläferin klüger als die der Ehefrauen. Sei du aber nicht nur klug, sondern handle vor allen Dingen ehrenhaft. Es ist besser, ehrenhaft zu unterliegen als aus Klugheit der Schande gegenüber blind zu sein. Geh, mein Sohn, und denke stets an die Liebe deiner Eltern!" Nachdem die Frauen ihren Kindern noch diese Worte gesagt hatten, brachen alle drei Söhne des Scheichs auf. Die ältesten beiden, die Söhne der Ehefrau, gingen gemeinsam; der jüngste aber, der Sohn der Beischläferin, ging seinen eigenen Weg.

Nachdem die älteren beiden Brüder viele Tage weit gereist waren, kamen sie in einer Stadt an, in der die Leute viel Wein tranken und jeden Abend tanzten und die Zeit mit Lachen und Singen verbrachten, ohne daran zu denken, ihr Besitztum durch Handwerk oder Handel zu vermehren. In dieser Stadt wohnte aber ein Mädchen mit Nama Fatma, das war über alle Maßen schön und klüger als alle Männer der Stadt. Alle Männer sagten: „Ich möchte dich heiraten, werde meine Frau." Das Mädchen aber antwortete stets: „Ich will den sehen, der klüger ist als ich es bin; komm, spiele mit mir Mangala. (Die Mangala ist ein Brettspiel, das Brett hat in diesen Ländern zwölf Löcher). Setze, was du hast. Ich setze, was ich habe. Wer gewinnt, der erhält das Besitztum



beider!" Die Männer, die nun mit dem schönen Mädchen spielten, verloren ihr Geld, und so gewann sie immer größere Reichtümer. Da aber auch viele durchziehende Kaufleute ihr Glück auf diese Weise versuchten, so wuchs der Reichtum Fatmas ununterbrochen, und es war niemand im Lande, der so wohlhabend war als Fatma. Fatma aber nannte ihr Besitztum „Die Dummheit der Männer."

Als die beiden Brüder in diese Stadt kamen, und als sie abends von dem Mädchen und seiner Gewohnheit hörten, sagte der älteste: „Ich muß die Schönheit und den Reichtum dieser Fatma sehen." Der zweite sagte: „Geh hin, aber spiele nicht mit ihr Mangala. Denn du hörst, wie es den anderen ergangen ist." Der ältere sagte: „Was ich zu tun habe, weiß ich ganz allein!" Dann ging der älteste.

Der älteste kam zu dem Hause Fatmas. Fatmas Haus lag in einem Garten, und vor dem Hause war ein weiter Platz mit Kies, auf dem Matten und Kissen ausgebreitet waren. Auf den Matten lagen und saßen viele Männer, in ihrer Mitte aber saß auf einer Stufe Fatma. Der älteste sah Fatma. Der älteste sagte bei sich: „Wer dieses Mädchen einmal zur Frau gewinnt, wird nicht nur die klügste, sondern auch die schönste Frau heiraten!" Der älteste Sohn des Scheichs setzte sich aber unter die Zahl der Männer. Nachdem er einige Zeit zu dem Mädchen aufgesehen hatte, sagte er: „Fatma, ich will mit dir Mangala spielen!" Das Mädchen sagte: „Ueberlege dir deine Sache!" Der älteste sagte aber: „Ich will mit dir spielen!" Das Mädchen sagte: „Willst du meinetwegen oder des Geldes wegen mit mir spielen?" Der älteste sagte: „Ich will deinetwegen mit dir spielen." Das Mädchen sagte: „Dies antworten mir alle. Ich will es aber



tun. Ich setze die Dummheit der Männer gegen all dein Geld.“ Der älteste sagte: „Es ist mir recht.“

Die Sklavinnen brachten nun ein Mangala, das war aus Elfenbein geschnitzt und mit Diamanten und Rubinen besetzt. Sie spielte aber mit goldenen Kugeln darin. Fatma sagte: „Wir wollen spielen. Ich gehe den Weg der weiblichen List, und du magst den der männlichen Klugheit beschreiten. Ich setze die Dummheit der Männer und du all dein Besitztum, das du jetzt ja wohl klug zu verwenden vermeinst und deshalb als deine Klugheit einsetzen kannst.“ Der älteste sagte: „Du hältst nicht viel von den Männern, aber ich will doch mit dir spielen.“ Darauf spielte Fatma mit dem ältesten Sohne. Der älteste Sohn des Scheich verlor. Fatma sagte: „Nun ist auch deine Klugheit in der Dummheit der Männer aufgegangen.“ Die anderen Männer lachten aber und sagten zum Sohne des Scheich: „So wie es dir ergangen ist, erging es uns auch. Fatma ist klüger als alle Männer.“

Der älteste Sohn des Scheich ging durch die Stadt zu seinem jüngeren Bruder. Der jüngere Bruder sah, daß der ältere traurig war und er sagte: „Erzähle mir, was mit dir ist! Sind wir nicht Söhne eines Vaters und einer Mutter? Sage mir also den Grund deiner Trauer!“ Der ältere sagte: „Ich war bei diesem Mädchen.“ Der jüngere sagte: „Ist sie wirklich so schön?“ Der ältere sagte: „Sie ist das schönste Mädchen, das ich je sah!“ Der jüngere sagte: „Hast du etwa mit ihr gespielt?“ Der ältere sagte: „Ja, ich habe gespielt. Denn dieses Mädchen ist so schön, daß man mit ihr spielen muß.“ Der jüngere Bruder sagte: „Hast du etwa alles verloren?“ Der ältere sagte: „Ja, ich habe alles verloren!“ Der jüngere sagte: „Ich habe dir vorher gesagt, du sollst nicht spielen. Nun hast

du nichts mehr und mußt als Diener dein Brot verdienen." Der ältere sagte: „Ich werde dir etwas sagen: Gehe du auch hin. Spiele du auch, dann wirst du mein und ihr ganzes Besitztum gewinnen; dann wirst du ein reicher Mann sein und kannst mich in deine Dienste nehmen. Denn ich will natürlich lieber in deinem als in einem fremden Dienste arbeiten." Der jüngere Bruder sagte bei sich: „Das ist eine gute Gelegenheit, der Nachfolger meines Vaters zu werden; denn da mein Bruder der ältere ist, wird er ja doch dessen Besitztümer erben, wenn er nicht selbst darauf verzichtet." Der jüngere sagte darauf zum älteren: „Willst du, wenn ich gewinne, mein Diener sein und freiwillig auf alles Besitztum unseres Vaters verzichten?" Der ältere Bruder sagte bei sich: „Wenn mein Bruder verliert, wird er ebenso arm sein wie ich und daher mit ebensowenig Ansprüchen zu unseren Vater zurückkommen wie ich. Wenn mein Bruder aber gewinnt, wird er auch Fatma zur Gattin erlangen, und dann werde ich ihn eines Tages töten, um Fatmas willen." Der ältere Bruder sagte: „Mein jüngerer, an dem Tage, an dem du gewinnst, will ich dein Diener sein und als dein Diener auf alle Rechte des älteren Bruders verzichten bis zu deinem Tode."

Da nahm der jüngere auch das Geld, das ihm der Vater mit auf die Wanderung gegeben hatte und ging hinaus zum Garten Fatmas. Der ältere Bruder begleitete ihn. Als die beiden in den Garten kamen, waren noch alle andern Männer auf den Matten versammelt, und in ihrer Mitte saß noch immer auf einer Stufe Fatma. Als die Männer die beiden Brüder kommen sahen, lachten sie und sagten: „Schaut, wie der eine den andern mit herangebracht hat! Sieh, Fatma, die Quelle deines Wohlstandes wird nicht ver-

siegen." Der jüngere Bruder hatte auf dem Wege zu Fatmas Garten nur daran gedacht, daß er die Rechte des Erstgeborenen erspielen wollte. Der jüngere hatte bisher an nichts anderes gedacht. Als er nun aber die schöne Fatma sah, hatte er das alles vergessen. Die schöne Fatma lachte mit den Männern und fragte den jüngeren: „Willst du auch mit mir Mangala spielen?" Der jüngere sagte: „Ja, ich will auch mit dir spielen?" Fatma sagte: „Willst du meinetwegen oder des Geldes wegen mit mir spielen?" Der jüngere Bruder hatte alles vergessen, was er vorher gedacht hatte und sagte: „Ich will deinetwegen mit dir spielen." Fatma sagte: „Gut denn! Ich fürchte! ihr seid alle gleich, und ich werde nie einen Gatten erringen. Setze also deine Klugheit, ich setze die Dummheit der Männer!" Der jüngere verlor. Fatma sagte: „Siehst du, nun ist auch deine Klugheit auf dem Wege der weiblichen List in der Dummheit der Männer aufgegangen." Fatma sagte: „Wann werde ich endlich einen Gatten gewinnen?" Und Fatma rief ihre kleinen Sklavinnen und sagte: „Weist mir nun alle Männer aus dem Garten. Ich bin ihrer überdrüssig."

Die beiden Brüder gingen traurig durch die Stadt. Der jüngere sagte: „Wir werden nun beide durch Arbeit unsern Unterhalt verdienen müssen." Der ältere sagte: „In dieser Stadt werden wir aber keine Stellung erhalten; denn hier sind alle Leute nur mit Tanzen und Singen und Trinken beschäftigt. Wir werden also in die nächste Stadt gehen müssen." Der jüngere stimmte dem bei, und somit schnürten sie sogleich ihr ärmliches, gehaltloses Bündel und machten sich auf den Weg. Sie wanderten noch ein gutes Stück, die ganze Nacht und einen Tag lang, und endlich langten sie in

einer sehr großen und betriebsamen Stadt an, in der viel Kaufleute und Handwerker wohnten.

Am andern Tage sahen sich beide sogleich nach einem erträglichen Unterkommen um; da sie aber nun nichts mehr hatten, mußten sie das erste ergreifen, was sich ihnen bot, und so ward der eine Diener in einer Kaffeeküche und der andere der Austräger eines Händlers im Basar. Sie erhielten zwar nur sehr geringen Lohn, aber aus der Stadt Fatmas strömten so viele verarmte Burschen herbei, daß ein Ueberfluß an Arbeitsangebot herrschte, und daß gar nicht daran zu denken war, eine bessere Unterkunftsgelegenheit zu finden. So waren die beiden ältesten Söhne des Scheichs und seiner rechtmäßigen Frau zu ganz armen Leuten geworden.

Inzwischen war der dritte Sohn des Scheichs, den dieser mit der Beischläferin gezeugt hatte, allein seines Weges gezogen. Ueberall in den Karawansereien hörte er aufmerksam zu, wo dieses und jenes, diese oder jene Ware gut aufgekauft und wieder abgesetzt wurde, und auf welche Weise dieser oder jener reiche Mann seinen Wohlstand gegründet habe. Forderte ihn ein Wandergenosse auf, in einem oder dem andern Gehöfte sein Geld mitanzulegen, so sagte er, er sei arm und besitze nichts. Forderte ihn einer auf, sich einmal an einem Spiele zu beteiligen, so sagte er, er sei taub und verstehe nicht recht. Lockten ihn schöne Mädchen, so sagte er, seine Augen seien zu schwach, um sehen zu können, was bedeckt sei, und lud ihn jemand ein, einen Trunk mit ihm zu teilen, so sagte er, sein schwacher Magen verbiete ihm diesen Genuß. Nachdem er sich aber weidlich umgetan hatte, begann er hie und da Seide und Elfenbein, kostbare Steine und kunstvolles Goldgeschmeide aufzukaufen, und da er vorher genau auf-



gemerkt, an welcher Sache ein jeder besonderen Gefallen hatte, so wußte er jede Sache auch wieder gut unterzubringen, so daß er nie einen Schaden hatte. Wie er aber vorher niemals am Trunke, an Frauengesellschaft und am Spiele teilgenommen hatte, so wußte er es auch jetzt immer zu vermeiden, daß er sich den schönen Sachen, die er kaufte, anhing. Wenn er einen schönen Stein erworben hatte, sagte er bei sich: „Später, wenn ich ein reicher Mann und der Erbe des Reichtums meines Vaters sein werde, will ich mir auch wohl schöne Sachen kaufen und als Eigentum hinlegen. — Jetzt aber dürfen sie nicht an meinen Fingern hängen, sondern müssen bald wieder in anderen Besitz kommen, damit ich an ihnen verdiene und nicht verliere."

Der dritte Sohn des Scheichs wurde so alle Tage wohlhabender und vermehrte den Besitz, den der Vater ihm mit auf Reisen gegeben hatte, um das vielfache. Dadurch, daß viele schöne Sachen durch seine Hände gingen, lernte er das Schöne schätzen und beachten. Und dadurch, daß er ständig beobachtete, wie die reichen Leute durch Ankauf, Besitz und Verlust solcher Sachen glücklich und unglücklich, reich und arm wurden, vermehrte er immer mehr die Klugheit, die ihm seine Mutter mit auf den Weg gegeben hatte. Indem er aber sorgfältig beobachtete, daß er durch sein Geschäft niemals einen Menschen in das Unglück stieß — daß er vielmehr manchesmal den Vorteil gehen ließ, um durch guten Rat andere vom drohenden Untergange abzuhalten, behielt er ein Verständnis für das Glück und das Unglück anderer und wurde so niemals zu einem Wucherer.

Als der jüngste Sohn des Scheichs einen bedeutenden Reichtum gewonnen hatte, sagte er: „Es

wird nun Zeit, daß ich heimkehre. Ob ich nun mit dem Geschenk meines Vaters mehr oder weniger verdient habe als meine Brüder, ist gleich. Ich will doch heimkehren, — denn meine Eltern sind nicht jung, und ich möchte noch einige Jahre in ihrer Nähe leben." So belud er denn eine Karawane und machte sich auf, mit seinen Schätzen heimzukehren. Da er es aber liebte, möglichst viel von der Welt zu sehen, so ließ er seine Karawane auf einem andern Wege als auf dem, der ihn hinausgeführt hatte, zurückkehren. So kam es denn, daß er in jene Stadt gelangte, in der seine Brüder dienten.

Der jüngste erreichte diese Stadt an einem Morgen. Er ließ seine Karawane vor der Stadt liegen und ritt selbst hinein, um die Basare zu besichtigen. Als er aber nun in den Basar kam, sah er bei einem Kaufmann einen Ausläufer stehen, der ihm bekannt war. Er hielt an, betrachtete die Waren, erkannte an dem Gespräch, daß der junge Mann der Ausläufer des Kaufmanns war und hörte auch an der Stimme, daß der Ausläufer sein älterer Bruder sein müsse. Der Kaufmann wollte den jungen Mann soeben mit einem Auftrage fortschicken, der jüngste Sohn des Scheichs sagte aber: „Sende den Burschen jetzt nicht fort; ich will bei dir einige Sachen kaufen, und diese kann er mir sogleich hinaus zu meiner Karawane bringen." Danach kaufte der jüngste, was ihm von den Waren günstig erschien, bezahlte und ordnete an, daß der Bursche das Gekaufte zur Karawane hinausbringen und draußen auf ihn warten solle, da er ihm dann für die Besorgung einen Bakschisch geben wollte.

Während der ältere Bruder nun mit den Waren und freudig erregt durch die Aussicht auf ein Geschenk



zu der Karawane herauslief, ritt der jüngste weiter durch die Stadt. Unterwegs ward er nun aufmerksam durch ein zorniges Streiten zweier Männer, das aus einer Kaffeeküche zu ihm herüberdrang. Da er die eine der streitenden Stimmen zu erkennen glaubte, stieg er ab und blickte hinein. In der Kaffeeküche stritt der Koch mit seinem Diener, und an den Worten, die der letztere gebrauchte, indem er nämlich sagte, er sei der ältere Sohn eines Scheichs, der andere aber nur der Sohn einer niederen Magd, erkannte er seinen eigenen Bruder, von dem er in der Kinderzeit oft genug gleiche Reden gehört hatte. Der jüngste stieg also ab und sagte: „Haltet einen Augenblick Frieden! Denn bei dir, Kaffeekoch, will ich meinen Vorrat an Kaffee und Zucker kaufen, und du, mein wackerer Bursche, kannst mir die Sachen dann für einen guten Bakschisch zum Lager hinaustragen.“ Die Aussicht auf Gewinn beruhigte dann schnell beide Streiter. Der jüngste kaufte seine Vorräte, bezahlte sie, gab sie dann dem Diener zum Hinaustragen und ritt schnell von dannen.

Als der jüngste bei seiner Karawane ankam, traf er seinen älteren Bruder schon an. Er ließ sich die gekauften Waren zeigen und fragte ihn dann: „Mein Bursche, du bist hier in dienender Stellung? Wieviel zahlt dir dein Herr denn für deine Arbeit?“ Der Bursche sagte: „Ich erhalte jeden Monat 30 Piaster.“ Der jüngste sagte: „Ich will dir monatlich hundert Piaster, Kleidung und Essen geben, wenn du als Diener in meine Dienste treten willst.“ Der andere war damit sehr einverstanden und der jüngste gab ihm den Auftrag, sogleich seinen Dienst zu beginnen, daß er unter Leitung seines alten Sklavenaufsehers die neugekauften Waren verpacke. — Inzwischen kam der ältere Bruder



mit dem Kaffee und Zucker. Der jüngste nahm ihn beiseite und sagte zu ihm: „Aus euerem Gespräche, das ich vorhin in der Stadt hörte, schien mir hervorzugehen, daß du mit dem Dienst und Lohn, den du bei deinem Herrn gefunden hast, nicht ganz zufrieden bist.“ Der älteste sagte: „Seht, Herr, ich bin der älteste Sohn eines Scheichs und einer Araberin. Wie sollte ich nun bei schlechtem Lohne mit dem Dienste bei einem Manne aus niedriger Herkunft zufrieden sein?“ Der jüngste fragte: „Wieviel zahlt dir denn dein Herr monatlich?“ Der ältere Bruder sagte: „30 Piaster und nichts mehr.“ Der jüngste sagte: „Das ist in der Tat, wenn man an deine edle Herkunft denkt, nicht sehr viel. Wärst du es denn zufrieden, als Kaffeekoch in meine Dienste zu treten, wenn ich dir monatlich hundert Piaster und Kleidung und Wohnung gäbe?“ Der älteste Sohn war damit zufrieden. Er sagte: „Hiermit bin ich einverstanden.“

Am Nachmittage ließ der jüngste die Karawane aufbrechen und bis in die Nacht hinein marschieren. Als es Abend war, machte er an einem schattigen Platze Halt und setzte sich, während die Diener mit dem Gepäck beschäftigt waren, unter einem Zelte nieder. Der jüngste Sohn des Scheichs sah zu, wie seine beiden älteren Brüder unter den anderen Dienern und Sklaven ihrer Arbeit nachgingen und sagte bei sich: „So also ist das Wiedersehen mit meinen Brüdern verlaufen!“ Nachdem es nun dunkel geworden war, ließ er die beiden neuen Diener hereinrufen und forderte sie auf, ihm etwas aus ihrem Leben zu erzählen. Der jüngste sagte: „Ich will nichts von euch, was ich nicht selbst tun will. Ich hörte von euch, daß ihr von edlem Blute seid, und somit ist irgendein Unglück oder eine Schuld die Ursache dafür, daß ihr in solche Stellung gekommen

seid, in der ich nicht einmal bin, obgleich ich nur der Sohn einer Beischläferin bin, wenn auch von einem Scheich gezeugt." Die beiden älteren Brüder sagten nichts, denn sie schämten sich, ihren wahren Ursprung anzugeben. Als der jüngste das sah, sagte er: „Ihr seht, ihr mögt einem Fremden gegenüber euer Schicksal nicht enthüllen. Würdet ihr es denn tun, wenn ihr euere Brüder vor Euch hättet?" Die beiden älteren Brüder sahen auf. Sie sagten aber nichts. Nachdem der jüngste eine Zeitlang gewartet hatte, sagte er: „Erkennt ihr mich denn nicht? Seht ihr denn nicht, daß ich euer Bruder bin!" Die älteren Brüder sahen den jüngsten an. Sie schlugen die Hände vor das Gesicht und fielen weinend zur Erde nieder.

Nach einiger Zeit sagte der jüngste: „Nun erzählt, wie es abgelaufen ist." Die beiden Brüder erzählten, wie sie in die Stadt Fatmas gekommen seien und im Spiel mit ihr das ganze Besitztum, das der Vater ihnen mitgegeben habe, verloren hätten Der jüngste Bruder hörte das alles. Er ließ sich die Erfahrungen, die sie im Spiele gemacht, die Worte Fatmas und alle Einzelheiten mehrmals berichten und sagte dann: „Meine Brüder, ich will selbst zu dieser Fatma gehen und sehen, ob ich euch euer Vermögen zurückgewinnen kann. Morgen in aller Frühe wollen wir zu der Stadt Fatmas aufbrechen und wollen dann sehen, welcher Ausgang uns beschieden ist. Was sich aber auch ereignen mag, so wollen wir doch unser Besitztum an Geld und Gut gleichmäßig teilen, da wir die Söhne eines Vaters sind." Damit entließ der jüngste seine Brüder. Er selbst aber rief seinen Sklavenaufseher und befahl ihm, noch in der Nacht ein einfaches, hölzernes Mangalabrett mit einfachen Spielkernen zu besorgen.



Am anderen Tage zog die Karawane zu Fatmas Stadt. Der jüngste ließ außerhalb derselben lagern und allen Leuten verbieten, die Stadt zu besuchen. Am folgenden Tage morgens hüllte er sich in einfache, ärmliche Kleider, schlug das Mangalabrett in einen Lappen und machte sich auf den Weg zu Fatmas Garten.

Als der jüngste in alte Kleider gehüllt in den Garten Fatmas trat, lagen auf den Matten und Kissen schon viele Männer umher, und Fatma saß auf einer Stufe. Der jüngste ging bescheiden um die Matten herum und setzte sich, der ärmlichen Tracht entsprechend, außerhalb des Kreises auf den Kies nieder. Fatma bemerkte den Fremden sogleich und winkte einer Sklavin, daß sie ihm eine Schale mit Kaffee reiche. Ohne daß es jemand bemerkte, ließ sie aber in den Kaffee ein Geldstück gleiten, denn sie meinte, daß, wenn jener ein Bettler wäre, wie es schien, so müsse er es als Gabe dankbar hinnehmen. Wenn er dagegen ein ungewöhnlich vorsichtiger Mann sei, würde sie an seinem Gebaren gleich etwas Beachtenswertes sehen.

Keiner von allen Männern auf den Matten hatte dieses bemerkt. Als die Sklavin aber den Kaffee dem ärmlichen Gaste auf den Kies setzte, sagte dieser: „Gib deiner Herrin den Kaffee zurück, danke ihr und sage, ein Glas mit Wasser, in dem ich jeden Inhalt und jede Zutat erkennen kann, sei mir lieber.“ Die Sklavin brachte den Kaffee der Herrin zurück. Als Fatma die Botschaft hörte, richtete sie sich auf und sagte: „Ist denn heute niemand hier, der mit mir Mangala spielen will?“ Die Männer auf den Matten lachten und sagten: „Von uns allen weißt du, daß wir nichts mehr zu verlieren haben. Nun käme es auf den Gast an, der sich den Kies zum Teppich gemacht hat.“ Fatma sah zu dem ärmlichen Manne hinüber, der sein Antlitz



und seine Augen mit den abgetragenen Tüchern halb verhüllt hatte. Als die anderen Männer ausgelacht hatten, fragte sie ihn: „Willst du mit mir spielen? Es ist gleich, ob du nur einen Piaster besitzt oder tausende. Ich setze die Dummheit der Männer dagegen. Wenn du gewinnst, sollst du all mein Besitztum haben.“ Der ärmliche Mann sagte: „Weshalb soll ich nicht mit dir spielen? Wieviel jeder von euch hat, soll ausgerechnet werden, wenn der Gewinner bekannt ist.“ Die Männer auf den Matten schrien: „Fatma, hüte dich! Dieser Bettler spielt einen Piaster gegen dein ganzes Vermögen!“ Fatma aber ward zornig und sagte zu den Männern: „Schämt euch! Hier ist niemals nach Piastern gezählt worden. Schämt euch! Bis heute ist nie ein Gast gekränkt worden! Komm, fremder Mann, setze dich zu mir auf die erste Stufe.“ Der jüngste ging zwischen den anderen Männern hindurch zu der Stufe, auf der Fatma saß. Fatma sprach: „Willst du meinetwegen oder des Geldes wegen mit mir spielen?“ Der jüngste sagte: „Du selbst hast dein Geld und dein Besitztum gegen mein Geld und mein Besitztum gesetzt. Ich habe darauf eingesetzt. Wir spielen also um Geld.“ Fatma sah den ärmlichen Mann an. Die Männer auf der Matte aber schrien wieder: „Siehst du, Fatma, dies ist nur ein Geldgieriger! Wir alle haben deinetwegen unser Besitztum verloren. Dieser hier ist aber ein Bettler, der dich für nichts und deinen Reichtum für alles achtet.“ Fatma sagte: „Schweigt, ihr Männer. Dieser ärmliche Mann hat mir in zwei Worten mehr Kluges gesagt, wie ihr alle zusammen im Laufe von Jahren.“

Fatma winkte den Sklavinnen, daß sie das Mangalabrett und die Kugeln bringen sollten und diese brachten das kostbare Elfenbein, besetzt mit Diamanten



und Rubinen und die goldenen Kugeln. Sie setzten das auf die Stufe. Der ärmliche Mann aber sagte: „Diese Herren hier unten mögen es gewohnt sein, mit Elfenbein und Gold und Diamanten und Rubinen zu spielen. Ich aber bin ein armer Mann, der durch solchen Glanz geblendet wird. Ich bitte dich, mit mir auf meinem Gerät zu spielen.“ Mit diesen Worten zog er das hölzerne Mangalabrett und die Fruchtkerne hervor und setzte sie auf die Bank.

Die Männer auf den Matten aber schrien: „Siehst du, Fatma, der Mann will dich betrügen! Sicherlich sind sein Brett und seine Steine von dem Aldjenu verzaubert!“ Fatma aber rief den Männern zu: „Schweigt, ihr Gedankenlosen! Keiner von euch hat je gefragt, ob nicht mein Brett und meine Kugeln von dem Aldjenu verzaubert waren!“ Dann aber wandte Fatma sich zu dem ärmlichen Manne und sagte: „Wie du es wünschest, so soll es geschehen. Wir wollen auf deinem Brett mit deinen Kugeln spielen. Ich nenne alles, was ich besitze, die ‚Dummheit der Männer‘. Sage mir, wie du das deine nennst?“ Der ärmliche Mann sagte: „Muß ich ihm einen Namen geben?“ Fatma sagte: „Es ist bei unserm Spiel Sitte.“ Der ärmliche Mann sagte: „Dann setze ich der ‚Dummheit der Männer‘ gegenüber die ‚Eitelkeit der Welt‘!“ Fatma sagte: „Wir spielen!“

Der jüngste spielte gegen Fatma. Jahrelang hatte Fatma gewonnen. Fatma hatte gleichgültig die Kugeln aus den Schalen genommen und in die Schalen geworfen. Die Männer hatten gleichgültig dem Spiele zugesehen. Ein Spiel hatte geendet wie das andere. Die lachenden Männer hatten einen Spieler nach dem andern lachend als ihren Kameraden begrüßt. Heute standen die Männer auf und blickten zu. Immer

hatten die Goldkugeln sich klirrend bei Fatma versammelt. Der ärmliche Mann spielte gegen Fatma. Die Fruchtsteine kamen nicht zu Fatma. Der ärmliche Mann gewann.

Fatma blickte den ärmlichen Mann an. Fatma sagte: „Die Dummheit der Männer ist in der Eitelkeit der Welt aufgegangen." Die Männer drängten aber drohend gegen die Stufe an, auf der Fatma und der ärmliche Mensch saßen. Die Männer schrien: „Der Bettler hat uns bestohlen und betrogen!" Die Männer wollten gegen den ärmlichen Menschen herandrängen, um ihn herunterzureißen. Da riß der eine Lappen, seine Lumpen fielen herab, und er stand nun in seinem schönen Kleide mit Waffen da und zog das Schwert und sagte: „Fort mit euch!" Da duckten sich die Männer zur Seite und versteckten und verkrochen sich unter den Büschen und im Schatten der Bäume.

Fatma war aufgestanden und blickte auf den jüngsten. Fatma fragte: „Wer bist du?" Der jüngste sagte: „Ich heiße Hassan und bin der Sohn eines Scheichs." Fatma sagte: „Das ist nicht alles. Du bist mehr. Du bist ein Mann! Hassan, ich bitte dich! Spiele noch einmal mit mir Mangala. Ich will mich selbst zum Pfande setzen!" Hassan blickte das Mädchen an. Hassan sah, daß das Mädchen sehr schön war. Hassan sagte: „Erst habe ich um Geld gespielt. Wollen wir nun um uns selbst spielen?" Da nahm Fatma das Brett aus Elfenbein mit Rubinen und Diamanten. Sie warf es weit fort und sagte: „Nein, wir wollen nicht um uns spielen. Nimm mich mit und mache mich zu deiner Gattin." Der jüngste schloß Fatma in seine Arme und sagte: „Behalte all das deine, werde aber du meine Gattin."



Als die Männer, die sich im Garten versteckt hatten, das sahen und hörten, kamen sie noch einmal aus ihren Schlupfwinkeln hervor und schrien und brüllten. Hassan aber sprang mit seinem Schwerte unter sie und jagte sie zum Garten Fatmas hinaus. Als er zurückkam, sagte er zu Fatma: „Ehe ich nun mit dir komme, mein Hassan, will ich dir eines geben. Viele Leute werden dich beneiden und verfolgen. Damit wir uns nun immer wiederfinden können, nimm einen meiner Fußringe. Es gibt nur zwei von dieser Art. Kein Silberschmied kann sie nachbilden. Bewahre den deinen sorgfältig. Wenn einer von uns beiden den andern verliert und sieht den zweiten Ring, dann weiß er, daß der andere in der Nähe ist." Der jüngste sagte: „Du bist ein kluges und vorsichtiges Mädchen."

Fatma ließ ihre Reichtümer auf Esel laden. Sie übergab die Aufsicht über das Haus und den Garten einem treuen Sklaven und folgte dann mit ihrem Zuge Hassan, der sie seiner Karawane zuführte. Noch am gleichen Abende rief Hassan seine Brüder und sagte zu ihnen: „Meine Brüder, wir wollen nun umkehren zu unserem Vater. Ich möchte nun nicht, daß ihr in dieser jämmerlichen Lage ihm vor die Augen tretet, und da ich selbst viel gewonnen habe, so wollen wir alles das, was ich mit dem Gelde unseres Vaters erworben habe, in drei gleiche Teile teilen und dann ein jeder einen Teil davon nehmen. Auf diese Weise bringt ihr weit mehr heim als euer Vater euch mitgegeben hat." Die beiden Brüder dankten dem dritten Bruder, und als der nun mit Hilfe der Sklaven die Teilung vornahm, sahen sie erst, wie bedeutende Schätze Hassan in der Zeit, in der sie gedient hatten, gewonnen hatte."



Als die beiden Brüder nun ihre Kamele und Sklaven aus dem Lager Hassans herausführten, sahen sie die reich bepackten Esel Fatmas. Darauf sagte der älteste zum zweiten: „Siehst du, daß unser Bruder uns um einen Teil betrogen hat? Er sagte, er wollte alles, was er erworben hatte, mit uns teilen. Sieh nun, wieviele reich geschirrte Esel hier lagern, die sicherlich viele wertvolle Schätze enthalten." Der jüngere Bruder sagte: „Du hast recht, wir wollen zu unserem Bruder zurückkehren und wollen von ihm verlangen, daß er dieses hier auch zerlegen müsse." Während die Brüder dies sagten, wurde ein Zelt geöffnet, das dort aufgeschlagen war, und heraus trat Fatma. Fatma sagte zu den Brüdern: „Ich habe euer Gespräch soeben mitangehört und will die Angelegenheit in Kürze besprechen. Anstatt daß ihr eurem Bruder für seine Güte dankt, werft ihr ihm unehrliche Teilung vor. Ihr seid also ebenso niedrig denkend, wie die meisten Menschen. Aber nicht nur, daß ihr eine schlechte Gesinnung an den Tag legt, vielmehr befindet ihr euch auch noch in einem Irrtum. Das, was ihr hier seht, hat euer Bruder nicht mit dem Gelde seines Vaters, sondern durch die Klugheit und die Güte seiner Mutter gewonnen. Hättet ihr euch auch mit der Klugheit und Güte eurer Mutter versehen, dann hättet ihr all das auch gewinnen können. Ihr habt davon nichts gezeigt. Als ihr mit Geld hättet spielen sollen, habt ihr mich in euren Gedanken gehabt und habt daher verlieren müssen. Eurem Bruder aber hat mein Anblick nicht die Klugheit gestört, und als ich mich nachher selbst als Gewinn einsetzte, hat er um mich nicht spielen wollen. Das alles hättet ihr auch haben können. Söhnt euch also lieber mit dem Schicksal aus. Ihr seid nicht klug. Verfallt nun nicht



in den schlimmen Fehler der Dummen, daß sie die Klugen hassen und unterdrücken wollen. Stellt den Klugen an die Spitze und folgt ihm. Das ist der Rat, den ich euch gebe und zeigt, daß ihr wenigstens klug genug seid, den Rat einer Frau in Erwägung zu ziehen. Wenn ihr wirklich edle Abkömmlinge einer edlen Familie seid, dann muß euch das nicht schwer fallen."

Fatma ging. Der ältere Bruder sagte zu dem andern: „Komm mit mir in die Wüste, wo nur die Hyänen und Schakale hören, was wir sprechen und höre mir zu." Die beiden Brüder gingen weit fort. Als sie draußen allein waren, sagte der zweite: „Wir müssen uns unseres Bruders schämen. Wir haben alles Unsere verloren und kommen mit dem heim, was er erwarb und uns schenkte." Der andere Bruder sagte: „Mein jüngster Bruder wird alles unserem Vater erzählen und unser Vater wird uns verspotten. Unser jüngster Bruder ist der Sohn einer Beischläferin, aber er wird die Besitztümer unseres Vaters erhalten!" Der jüngere Bruder sagte zu dem andern: „Er hat noch das ganze Besitztum der Fatma gewonnen." Der älteste Bruder sagte: „Er will dies Mädchen heiraten. Aber er soll dieses Mädchen nicht heiraten!" Der jüngere sagte: „Wir wollen ihm sein Besitztum fortnehmen." Der ältere Bruder sagte: „Wir wollen ihm die Fatma wegnehmen." Der jüngere sagte: „Wir wollen ihn in der Wüste lassen." Der ältere Bruder sagte: „Ich werde es besorgen!" — Danach gingen die beiden Brüder zu dem Lager des jüngsten zurück.

Am andern Tage brachen die Karawanen der Brüder und Fatmas auf. Sie zogen der Stadt ihres Vaters zu. Als sie aber nur noch wenige Tage vom Ziele entfernt und mitten in der

Wüste waren, kamen die älteren Brüder nachts zu dem jüngsten in das Zelt, baten ihn, mit ihnen in die Wüste einen Ritt zu unternehmen und rissen ihn dann draußen vom Pferde. Der ältere Bruder aber stach dem jüngsten die Augen aus und sagte: „Nun kann dich der Anblick deines Reichtums und der schönen Fatma nicht mehr blenden." Danach ritten die Brüder in das Lager der Karawanen zurück und führten diese dann der Stadt des Vaters zu. —

Am andern Morgen saß der jüngste allein und einsam in der Wüste unter einigen dornigen Bäumen, auf denen die Vögel sangen. Der jüngste dachte über sein Schicksal nach und griff dann in die Busentasche, um zu sehen, ob er den Ring Fatmas noch habe. Als er aber den Silberring mit den Händen berührte, verstand er die Sprache der Vögel auf den Dornenbüschen. Der eine Vogel sang: „Die Brüder haben diesen Mann geblendet." Ein anderer Vogel sang: „Der Ring Fatmas wird ihn wieder zur Fatma führen." Ein dritter Vogel sang: „Wenn er die Blüten dieses Baumes auf die Augen legt, kann er wieder sehen." Der Blinde stand auf und pflückte von den Blüten. Er legte sie auf die Augenhöhlen. Da konnte er wieder sehen. Und er machte sich auf den Weg und wanderte der Stadt seines Vaters zu. Wenn die Hitze der Sonnenhöhe ihn erwartete, griff er mit der Hand zum Silberringe Fatmas, und die Berührung erfrischte ihn. Wenn der Durst und der Hunger ihn quälten, tastete er nach Fatmas Ring, und sobald er ihn ergriffen hatte, war er gesättigt und erfrischt. Die wilden Tiere der Wüste konnten ihn nicht erschrecken, und die Finsternis der Nacht konnte ihn nicht ängstigen. Er war frei von Müdigkeit und unbekümmert um die Länge des Weges. Seine Hand ruhte auf dem Ringe



Fatmas, und dieser Ring wies ihm den Weg, den das Mädchen vor ihm her zurückgelegt hatte.

Also kam auch der jüngste in die Stadt seines Vaters. Er kam aber bei Nacht an und ging an der Mauer des Hauses entlang. Er lehnte an der Mauer und hörte seine Mutter singen. Seine Mutter aber sang: „Mein Sohn wird kommen. Ich weiß es. Mein Sohn ist nicht gestorben, ich weiß es. Es wird viel gesprochen zwischen Himmel und Erde, aber eine Mutter hört die Stimme ihres Kindes über die Wüste und durch die Nacht." Der jüngste hörte das. Der jüngste ging weiter. Am anderen Tage ging er zum ersten Silberschmied der Stadt und bat ihn, ihn doch als Blasebalgstoßer in seinen Dienst zu nehmen. Dann blieb er bei dem Silberschmied.

Inzwischen waren die beiden älteren Brüder in der Stadt angekommen. Sie zeigten dem Vater ihre Schätze und erzählten, daß ihr jüngster in der Wüste von den wilden Tieren getötet sei. Und der älteste Sohn führte Fatma vor seinen Vater und sagte: „Dieses Mädchen will ich heiraten." Der jüngere stand daneben, und sah Fatma, und er dachte an den Reichtum Fatmas und sagte: „Nein, ich will diese Fatma heiraten!" Der Scheich aber fragte Fatma: „Meine beiden Söhne wollen dich zum Weibe nehmen. Welchen willst du nun wählen?" Fatma nahm ihren Ring vom Fuße und sagte: „Ich nehme nur den zum Gatten, der einen zweiten gleichen Ring besitzt!" Der Vater sagte: „Meine Söhne, ihr habt es gehört!" Der ältere Sohn sagte: „Gib mir den Ring. Ich will sehen, ob ich nicht einen gleichen Ring in meinen Besitz bringen kann."

Der ältere Sohn nahm den Ring an sich. Der ältere Sohn ließ die Silberschmiede zu sich kommen. Der ältere Sohn zeigte den Silberschmieden den Fuß-

ring Fatmas und sagte: „Wie schnell könnt ihr mir einem zweiten, ganz gleichen Ring herstellen?“ Der älteste Bruder reichte dem Schmiede den Ring. Einer der Schmiede nach dem anderen nahm den Ring in die Hand und betrachtete ihn. Der Ring ward dreimal in der Runde von Hand zu Hand gereicht. Die Silberschmiede sagten zu ihrem ältesten: „Sage du für uns alle die Wahrheit!“ Der älteste Sohn des Scheichs wurde ärgerlich. Der älteste Sohn des Scheichs sagte: „Was habt ihr? Welche Zeit braucht ihr, um einen solchen Ring zu schmieden? Hier habt ihr Silber und Geld!“ Der älteste Sohn des Scheichs warf einen Beutel mit Gold und Silber hin. Der älteste der Silberschmiede schüttelte aber den Kopf. Er schob den Beutel zurück und sagte: „Herr, in diesem Lande kann kein Mensch einen solchen Ring schmieden.“ Darauf wurde der älteste des Scheichs sehr zornig. Er stand auf und sagte: „Ihr seid nicht Silberschmiede, sondern Wortverdreher und habt sicherlich Gold von meinem Bruder genommen, um ihn mir zuvorkommen zu lassen. Ich bin aber der älteste Sohn meines Vaters, und ich sage euch, daß, wenn ihr mir den Ring nicht in drei Tagen bringt, ich euch alle töten lasse! Nehmt den Beutel da!“ Dann ging der älteste Sohn fort.

Die Silberschmiede aber begaben sich nach Hause. Sie gaben dem ältesten Silberschmiede den Ring und den Beutel mit Silber und Gold und sagten: „Sieh du zu, was du vermagst, du kannst noch am meisten von uns.“ Dann verließen sie ihn. Der alte Silberschmied legte den Ring und Beutel beiseite, setzte sich traurig auf eine Matte und seufzte.

Hassan, der jüngste Sohn des Scheichs, der als Diener bei dem Silberschmiede wohnte, sah, daß sein Herr traurig war. Hassan kam heran und sagte: „Du



bist traurig, Herr?! Sage mir doch, was dich bedrückt." Der alte Silberschmied sagte: „Was willst du! Törichter, junger Mann!" Hassan sagte: „Nenne mich nicht jung und nicht töricht; denn ich habe mancherlei Arbeit gelernt, die selten ist. Z. B. kann ich einen Fußring, wie den, den du eben dort in die Ecke legtest, wohl anfertigen, was hier wohl niemand kann." Der alte Schmied sagte: „Was sagtest du? — Du sagtest, du könntest einen solchen Ring machen?" Hassan sagte: „Wenn ich mich heute abend an die Arbeit mache, kann ich dir morgen früh den zweiten geben." Der alte Silberschmied sagte: „Warum willst du aber bei Nacht damit anfangen? Fange doch jetzt an." Hassan sagte: „Jeder hat seine Art. Solche Sachen macht man dort nur zur Nachtzeit. Wenn du aber deine kleine Tochter mit mir einschließt, daß sie bei mir den Blasebalg stößt, dann soll bis morgen alles besorgt sein."

Abends brachte der Silberschmied Hassan und seine kleine Tochter in die Werkstatt. Hassan sagte: „Ich brauche zwei Matten und viele Datteln." Man brachte Matten und viele Datteln. Danach schloß Hassan die Tür, gab dem Mädchen viele Datteln und sagte: Lege dich drüben auf eine der Matten, ich werde mich auf dieser Seite auf eine Matte legen. Wenn wir genug geschlafen haben, gehen wir an die Arbeit." Danach legten sich beide nieder und schliefen. Als aber am anderen Tage der Morgen graute, weckte Hassan das Mädchen und sagte: „Nun komm und stoße ein wenig den Blasebalg, sonst glauben die Leute womöglich, daß wir gar nichts getan hätten." Das Mädchen stieß darauf den Blasebalg und Hassan nahm sowohl den Ring, den der Silberschmied ihm gegeben hatte, als den, den er in der Tasche trug, und reinigte sie beide gründlich, so daß beide ganz neu und genau gleich aussahen.



Kurze Zeit danach kam der Silberschmied, klopfte draußen an der Tür und fragte: Hassan! Mein Hassan! Ist der Ring schon zu sehen?“ Hassan sagte: „Komm nur herein, Herr!“ Der Silberschmied kam herein. Der Silberschmied nahm die beiden Ringe. Der Silberschmied sagte: „Ganz gleich! — Ganz gleich!“ Dann umarmte der Silberschmied Hassan und rief: „Hassan! Ich danke dir! Hassan! Ich danke dir! Willst du meine Tochter zur Frau haben, dann nimm sie!“ Hassan sagte: „Herr, ich habe eine Sache mit einer Frau, die macht mir genug zu schaffen.“

Der Silberschmied nahm die beiden Ringe und ging zu dem ältesten Sohne des Scheichs. Er zeigte dem ältesten Sohne des Scheichs die Ringe. Der älteste sagte: „Siehst du, du verlogener Mensch, daß du es zuletzt doch gekonnt hast? Ihr seid doch alle miteinander Betrüger!“ Dann ging der älteste und brachte die Ringe zu seinem Vater, dem Scheich. Der Scheich betrachtete die beiden Ringe und sagte: „Wir wollen sie Fatma zeigen.“ Der Scheich ging mit seinem Sohne zu Fatma. Er sagte: „Fatma, du hast dem unter meinen Söhnen die Ehe versprochen, der einen Rieg wie diesen Ring besitzt. Mein ältester Sohn hat einen Ring gebracht, der von dem Deinen nicht zu unterscheiden ist.“ Fatma sagte: „Wo ist er?“ Der Scheich zeigte Fatma den Ring. Fatma sah die beiden Ringe. Fatma schrie auf. Fatma sagte: „Wo ist der zweite Ring her? Schnell, bringt den Mann!“ Der älteste Bruder sagte: „Ich habe ihn von einem Silberschmiede machen lassen! Ich will ihn rufen lassen.“

Der älteste Silberschmied wurde in das Serail zurückgerufen. Der Silberschmied trat zum Scheich, dessen Sohn und Fatma. Fatma sagte: „Dieser Mann lügt. Er hat den Ring nicht gemacht. Wenn er nicht



sogleich sagte, woher er den Ring hat, bitte ich dich, mein Scheich, ihn zu töten." Der Silberschmied begann zu zittern. Der Silberschmied sagte: „Ich habe den Ring nicht selbst gemacht. Kein Mensch in dieser Stadt kann eine solche Arbeit machen. Aber da der älteste Sohn des Scheichs mir mit dem Tode gedroht hat, wenn ich nicht in wenigen Tagen einen solchen Ring bringe, hat ihn ein junger Mann gemacht, der in meinem Hause dient." Der Scheich sagte: „So schickt den jungen Mann hierher."

Nach einiger Zeit kam Hassan. Fatma sah ihn. Fatma erkannte ihn. Hassan war aber in schmutzige Kleider gehüllt und mit Ruß und Kohle bedeckt. Fatma sagte zu Hassan: „Ja, von dir ist der Ring." Fatma fragte den Scheich: „Kennst du diesen Mann?" Der Scheich sagte: „Nein, ich kenne ihn nicht." Fatma fragte den ältesten Sohn des Scheichs: „Kennst du denn vielleicht diesen Mann?" Der älteste Sohn sagte: „Wie soll ich dazu kommen, die Sklaven des Silberschmiedes zu kennen?" Fatma sagte zum Scheich: „Du hast Söhne von zwei Frauen, von einer Araberin und von einer Beischläferin. Laß doch einmal die Beischläferin kommen und laß sie sehen, ob sie diesen Mann kennt." Der Scheich sandte zum Hause seines Kebsweibes hinüber. Das Kebsweib kam. Das Kebsweib sah Hassan. Das Kebsweib fiel vor ihm nieder, erfaßte seine Hände, küßte sie und sagte: „Mit den schwarzen Händen eines Dieners kehrst du wieder zurück, mein Hassan! Hat dich denn alle Klugheit und alle Güte nicht schützen und dir zum Glück nicht helfen können?" Fatma aber sagte: „Du irrst, meine Mutter. Die Hände dieses meinen zukünftigen Gemahls sind weiß, wie seine Augen klug und gut sind. Die Hände seiner Brüder aber sind schwarz von



dem Diebstahl, den sie an ihm begingen um seines Geldes und meines Besitzes willen. Klugheit und Güte haben ihm zu einem Glücke verholfen, das seine Brüder von Anfang an verspielten und auch durch Uebermacht und Raubgewalt nicht zurückzugewinnen vermochten."

Hassan ward Scheich. Sein Serail war geschmückt mit allem Schönen, was alle Länder boten und das, was ihm sein erstes Vermögen eintrug, kehrte jetzt zu ihm zurück und schmückte sein Haus. Die größte Zierde seines Hauses und des ganzen Landes war aber Fatma.



Das Girdamädchen*).

Ein Emir hatte drei Söhne, die wuchsen langsam heran. Als diese Söhne große Burschen geworden waren, sagte der Vater eines Tages zu ihnen: „Nehmt eure Lanzen und reitet mit mir hinaus aus dem Dorfe." Die Söhne gingen und holten ihre Waffen, bestiegen ihre Pferde und ritten mit dem Vater hinaus in die Steppe. Der Vater sagte: „Nun, meine Söhne, möchte ich sehen, ob ihr geschickt genug in der Handhabung der Waffen seid, um eine Frau damit verteidigen zu können. Seht dort draußen die Gazellen. Jagt sie mit Lanzen. Ich werde sehen, wie ihr eure Sache handhabt."

Darauf ritten die drei Söhne schnell von dannen, und der Vater folgte ihnen langsam in einiger Entfernung. Die drei Söhne warfen ihre Speere nach den Böcken und trieben die Rudel bald von der einen, bald von der andern Seite. Der Vater sah aus der Entfernung, wie geschickt sie ihre Lanzen den Tieren entgegensetzten, und als sie nach einigen Stunden zurückkamen, hatte jeder drei Antilopen erlegt. Der Vater sagte: „Kommt nun wieder mit mir zurück in unsern Ort; wir wollen heimkehren. Wenn wir nun durch das Dorf reiten, könnt ihr, ein jeder vor dem Hause, in dem das Mädchen wohnt, das er heiraten möchte, die Lanzen in die Erde stoßen und ich werde dann

*) Girda ist eine Affenart.

nachher die Eltern des Mädchens aufsuchen und die Sache mit ihnen in Ordnung bringen."

Der Vater ritt mit den Söhnen durch den Wald. Als sie an dem Hause eines sehr angesehenen Mannes vorbeikamen, der eine schöne Tochter hatte, die alle jungen Leute des Dorfes begehrten, stieß der älteste Sohn seinen Speer in die Erde. Der Emir sagte: „Es ist recht. Ich werde es nachher ausmachen." Als sie dann nachher an dem Gehöft eines andern angesehenen Mannes vorbeikamen, der auch eine viel begehrte Tochter hatte, stieß der zweite Sohn seine Lanze in die Erde, und der Emir nickte wieder und sagte: „Es ist mir recht; auch das soll nachher in Ordnung gebracht werden."

Dann ritten sie weiter und durch das ganze Dorf. Der jüngste Sohn sprang, mit seinem Pferde spielend, hierhin und dorthin, er wirbelte seine Lanze in der Luft herum zwischen den Fingern, aber er machte keine Anstalten, vor irgendeinem Gehöft seine Waffe in die Erde zu stoßen. So kamen sie bis an das Ende des Ortes. Der Vater sagte: „Was willst du nun, mein Sohn? Willst du denn keine Frau heiraten?" Der jüngste Sohn lachte aber und sagte: „Sicherlich will ich eine Frau heiraten! Die Mädchen dieses Ortes sind mir aber alle nicht schön genug. Die Wüste soll mir ihr schönstes Mädchen geben." Der jüngste lachte und stieß seinem Pferde in die Weichen, so daß es hoch aufstieg, und er warf seine Lanze, so daß sie mit dem Winde weit hinaus in die Wüste flog.

Der Emir schüttelte aber seinen Kopf und sagte: „Mein Sohn, du bist jung, sonst würdest du nicht so mit deinen Waffen und mit uns spielen. Wie soll ich nun da hinausreiten und die Sache mit einer Frau, deren Namen und Familie ich nicht kenne, in Ordnung



bringen? Reite also selbst, mein Sohn, deinem Speere nach und bringe selbst die Sache mit deiner Frau in Ordnung. Ich kann hierin nichts weiter tun." Der Emir wandte sein Pferd um und ritt mit seinen beiden ältesten Söhnen wieder durch den Ort seinem Gehöft zu.

Der jüngste Sohn blieb auf der Stelle und sah in die Wüste. Er schämte sich sehr, denn er sah, daß sein Vater gekränkt war, und daß er die Schuld daran hatte. Der junge Mann war sehr schön und alle Frauen und Mädchen liebten ihn. Er selbst aber hatte noch keine Neigung gefaßt, und so hatte er nicht gewußt, was er sonst mit seiner Lanze hätte machen sollen, als sie hinaus in die Wüste werfen. Nun trieb er sein Pferd an und ritt in der Richtung, in der er die Lanze geworfen hatte, in die Wüste hinaus.

Der jüngste ritt durch die Wüste und blickte aufmerksam nach allen Seiten, um seine Lanze wiederzufinden. Er ritt eine Stunde weit und sah seine Lanze nicht. Der jüngste sagte: „Meine Lanze war mein bester Freund, seit ich ein Bube war — sie kann nicht fortgelaufen sein wie ein widerspenstiger Sklave."

Der jüngste ritt weiter und weiter und immer in der Richtung, in der er seine Lanze geworfen hatte, und folgte der Richtung und blickte emsig rechts und links und sagte: „Meine Lanze ist nicht dumm wie eine Hüttenstange. Sie weiß, daß ich sie suchen muß, wie die Mutter ihre Kinder. Was hat meine Lanze getan?"

Der jüngste ritt weiter und weiter und suchte auf der Richtung, in der er geworfen hatte, und er blickte zur rechten und er blickte zur linken Seite, und er sah nirgends, was er suchte. Der jüngste Sohn sagte: „Mein Vater hat recht gehabt. Ich habe



leichtsinnig gespielt. Ich sehe, daß meine Lanze allein nicht so weit geflogen sein kann. Ich werde eine Angelegenheit finden und werde sie zu bestehen haben. Aber da ich einmal auf dem Wege bin, will ich mich keinem Ereignis entziehen, das auf mich wartet."

Der jüngste ritt noch ein wenig weiter. Dann sah er einen einsamen Baum aus der Wüste aufragen und in seinem Stamme seine Lanze stark eingerammt. Der jüngste sagte: „Auf diesem Baume wohnt also meine von mir selbstgewählte Frau." Der jüngste ritt heran und blickte zu den Bäumen hinauf. In der Mitte der Bäume saß zusammengekauert ein junges Girdaweibchen. Der jüngste sah das Girdaweibchen. Der jüngste sagte: „Du bist also meine selbstgewählte Gattin?" Das Girdamädchen sagte: „So ist es." Der jüngste sagte: „Nun, du kannst wenigstens sprechen. Wenn du mir also auch keine wertvollen Teppiche und kein weiches Angareb (Lager) und Oel und schmackhafte Speise mit ins Haus bringen wirst, so kannst du doch wenigstens sprechen." Das Girdamädchen sagte: „Das kann ich. Vergiß aber nicht, daß du mich durch den Lanzenwurf selbst zur Gattin erwählt hast." Der jüngste sagte: „Nein, das werde ich nicht vergessen können. Aber mein Vater wird nicht hier herauskommen wollen, um mit deinen Eltern die Sache in Ordnung zu bringen. Komm also gleich mit auf mein Pferd, damit ich dich mit in mein Haus nehme." Der jüngste riß den Speer aus dem Stamme des Baumes. Er hielt dem Girdaweibchen den Arm hin. Das Girdaweibchen erfaßte ihn und ließ sich auf das Pferd hinab. Dann ritt der jüngste mit seinem Girdaweibchen nach Hause.

In seinem Hause zeigte er dem Girdaweibchen das Angareb. Das Girdaweibchen legte sich hin und



schlief ein. Der jüngste ging zu seinem Vater und sagte: „Mein Vater, du hast Recht gehabt. Ich habe den Speer in die Wüste geworfen, und als ich ihm nachritt, fand ich ihn vor dem Hause eines Girdaweibchens im Sande." Der Vater sagte: „Was hast du getan?" Der jüngste sagte: „Ich habe das Girdaweibchen mitgebracht." Der Emir sagte: „Du hast das selbst zu ordnen." Der jüngste sagte: „Ich muß mein Haus nun bewohnen, wie es meine Frau herrichtet. Ich habe dem Girdaweibchen ein Angareb gegeben, es wird Essen und Trank erhalten. Das ist alles, was ich tun kann."

Die beiden ältesten Söhne des Emirs heirateten. Ihre Frauen richteten ihnen die Häuser ein. Es waren Teppiche und Polster und allerhand Gerät da. Der Emir sagte eines Tages zu seinem ältesten Sohne: „Mein Sohn, ich werde dich morgen einmal besuchen und werde bei dir essen. Denn ich möchte sehen, wie du nun lebst, nachdem du verheiratet bist." Der älteste Sohn eilte zu seiner Frau und sagte: „Morgen wird mein Vater zu uns kommen und bei uns essen. Sorge, daß es ihm gefällt." Am andern Tage kam der Vater und wurde von seinem Sohne empfangen. Der Sohn führte den Vater hinein und lud ihn ein, auf den Kissen und Teppichen Platz zu nehmen. Es kamen wohlgekleidete Sklaven und reichten duftenden Sorbet, und nachher brachten sie auf einer schönen Schüssel viele verschiedene Gerichte. Der Vater sah um sich und erhob sich erst spät. — Er sagte zu seinem Sohne: „Ich sehe, mein ältester, daß du gut verheiratet bist und daß deine Frau für dich und alle deine häuslichen Angelegenheiten vorzüglich sorgt."

Am Tage darauf besuchte der Vater in der gleichen Weise seinen zweiten Sohn, nachdem er ihm vorher



sein Kommen angekündigt hatte. Der Emir fand hier ebenso reiche Herrichtung und gute, geordnete Bewirtung und wünschte auch ihm zu seinem glücklichen Leben viel Glück. Der jüngste Sohn des Emir hatte am Nachmittage auf dem Pferde sein Haus verlassen und war in die Umgebung geritten, denn seit das Girdaweibchen in seinem Hause weilte, fühlte er sich in den Lehmmauern nicht mehr wohl, und wenn er sie vorher so häßlich gefunden hatte, so schienen sie ihm jetzt, wo das Girdaweibchen bei ihm war und wo er seine Wohnung mit der schönen Zurichtung seiner beiden verheirateten Brüder verglich, unerträglich. Der jüngste Sohn kam nun nach Hause und traf auf dem Wege seinen Vater, der bei seinem zweiten Sohne gegessen hatte. Der jüngste begrüßte den Emir. Der Emir sagte: „Wie geht es dir, mein jüngster? Ich habe gestern bei meinem ältesten Sohne gegessen und heute bei meinem zweiten. Ich habe es bei beiden ausgezeichnet gefunden. Sie führen beide ein glückliches Leben, seit sie verheiratet sind." Der jüngste Sohn sagte zu seinem Vater: „Mein Vater! Ich kann dich nicht bitten, morgen bei uns zu essen."

Der jüngste kam spät in der Nacht heim. Er setzte sich auf sein Angareb und seufzte. Er seufzte und war betrübt. Im Raume nebenan lag das Girdaweibchen auf seinem Angareb. Das Girdaweibchen hörte seinen Mann seufzen und stöhnen und kam hinüber zu ihm. Das Girdaweibchen setzte sich neben den jungen Mann auf das Angareb und sagte: „Sage mir, was dich bedrückt. Vielleicht ist die Sache auszugleichen." Der jüngste sagte: „Du bist ein gutes Girdaweibchen, daß du dich um meinen Kummer bemühst. Es ist aber nicht mehr möglich, mir zu helfen, denn ebenso wie dir das Girdamännchen lieber wäre als ein Mensch,



und wenn er auch der Sohn des Emirs ist, so würde jedes Mädchen und jede Frau mir meine Angelegenheiten besser ordnen können als du, wenn sie auch nicht so freundliches Mitgefühl hat." Das Girdaweibchen sagte: „Höre! Du bist der Sohn eines Emirs, aber du bist nur ein Mensch und kannst nicht wissen, was ein Girdamädchen ist, was sie empfindet und was sie kann. Sage mir also deinen Kummer." Der jüngste sagte: „Gutes Girdaweibchen, ich habe am gleichen Tage dich gewonnen, an dem meine älteren Brüder ihre Frauen erwählten. Die Frauen haben nun ihren Männern die Häuser eingerichtet und wohnlich gemacht. Vorgestern hat mein Vater bei meinem ältesten Bruder, gestern bei meinem zweiten Bruder gegessen, und er hat alles sehr schön und reichlich und wohnlich gefunden, weil die Frauen alles gut und reich hergerichtet haben. Morgen müßte mein Vater nun bei uns essen. Wie soll ich ihm auf diesem Erdboden zwischen diesen Lehmwänden das Essen vorsetzen?" Das Girdamädchen sagte: „Ist das denn alles?" Der jüngste sagte: „Es ist genug, um mich traurig zu machen." Das Girdamädchen sagte: „Das ist sehr einfach. Sattle schnell dein Pferd und bringe mich heute nacht noch zurück in die Wüste. Dann stört dich das häßliche Girdaweibchen nicht mehr. In der Wüste ist aber eine Stadt, in der schöne, reiche Frauen sind. Ich weise dir den Weg. Du gewinnst eine von den schönen Frauen. Sie kommt mit allem ihrem Besitz, und bis morgen abend kann sie dir dein Haus hergerichtet haben. Glaube mir, das ist keine schwierige Sache." Der jüngste sagte: „Du bist ein gutes Girdaweibchen. Sage mir aber doch, was aus dir werden würde!" Das Girdaweibchen sagte: „Ich würde sterben." Der junge Mann sagte: „Du bist ein gutes



Girdaweibchen. Du sollst nicht sterben. Ich habe dich durch meinen Lanzenwurf gewonnen. Nun sollst du nicht sterben durch mich. Geh nur auf dein Angareb und schlafe. Ich kann auch so leben und brauche den Besuch meines Vaters nicht. Ich danke dir aber dafür, daß du hierher gekommen bist, um mich um meinen Kummer zu befragen. Mein Kummer ist nun zerflossen."

Das Girdaweibchen sagte: „Du willst mich also nicht in die Wüste zurücktragen um eine schöne, junge Frau zu gewinnen?" Der junge Mann lachte und sagte: „Nein, das will ich nicht. Du bleibst als mein gutes Girdamädchen in meinem Hause." Das Girdamädchen sagte: „Dann will ich dir eine andere Angelegenheit sagen. Hast du schon einen Girda gesehen, der sprechen kann?" Der junge Mann sagte: „Nein, ich habe das noch nicht gesehen." Das Girdamädchen sagte: „Wenn du dieses Ungewöhnliche selber siehst, dann wirst du mir also auch andere Ungewöhnlichkeiten glauben?" Der junge Mann sagte: „Gewiß glaube ich dir." Das Girdamädchen sagte: „Dann gehe morgen mittag zu deinem Vater, dem Emir, und bitte ihn zu dir zu kommen, um mit dir zu speisen. Dein Vater wird alles ebenso gut finden wie bei deinen Brüdern." Der junge Mann sagte: „Ich werde es tun." Das Girdamädchen erhob sich und ging in ihr Zimmer, um auf ihrem Angareb zu schlafen."

Der junge Mann blieb auf seinem Lager sitzen. Er sagte: „Diese Sache mit meinem Girdamädchen ist anders als irgend etwas, was ich vorher gehört habe." Nach einiger Zeit ging der junge Mann leise in den anderen Raum, um das merkwürdige Girdamädchen noch einmal zu sehen. Er trat an ihr Angareb. Ein wenig vom Lichte des Mondes schlüpfte durch die alten Mauern hinein und beleuchtete das Girdamädchen,



das, vom Lichte abgewendet, auf dem Angareb schlief. Der junge Mann betrachtete das Girdamädchen und sah, daß aus einem Riß des Affenfelles lange Haare herausgefallen waren, die waren weich wie Seide und goldene Fäden waren hineingeflochten. Der junge Mann betrachtete das Haar. Er befühlte es vorsichtig mit der Hand. Da seufzte das Girdamädchen im Schlafe auf und er schlich sich schnell und leise wieder in seinen Raum. In seinem Raume stand der Speer, mit dem er geworfen hatte. Er ließ die Hand über den Speer gleiten und sagte: „Mein guter Freund, du kannst gut fliegen und weithin eilen, aber sprechen kannst du nicht. Was würdest du mir sonst wohl hierüber sagen können."

Am anderen Mittag ging der jüngste zu seinem Vater und sagte: „Mein Vater, du hast vorgestern bei deinem ältesten Sohne gegessen. Du hast gestern bei deinem zweiten Sohne gegessen. Komme heute mit mir und speise mit deinem dritten Sohne." Der Vater sagte: „Mein bedauernswerter Sohn, du bist nicht verheiratet, und hast dein Glück und deine Bequemlichkeit für ein Girdamädchen fortgeworfen. Du wirst das noch schlimmer fühlen, wenn ich mit dir in deinem einsamen Hause dein Essen teile." Der jüngste sagte: „Mein Vater! Ich bitte dich! Komm doch nur heute einmal zu mir!" Der Emir sagte: „Ich will dir deinen Wunsch nicht abschlagen. Ich werde kommen."

Der Vater bestieg sein Pferd. Er ritt mit seinem Sohne zu dessem Hause hinüber. Als die beiden Reiter vor dem Hause angekommen waren, traten zwei prächtig gekleidete Sklaven aus der Tür und hielten die Pferde. Zwei andere Diener aber rollten eine lange, seidene Decke aus der Tür und bis zum Tore. Sie halfen dem Emir und seinem Sohne aus dem Sattel und folgten

ihnen, als beide über den seidenen Stoff zum Hause hinein gingen.

Als der Emir und sein Sohn an die Tür kamen, traten ihnen schöne Knaben entgegen, die hielten Schale und Wasserkanne und Trockentuch, so daß sie den Staub abspülen konnten. Andere nahmen ihnen die Straßenschuhe ab, so daß sie nicht die schönen Teppiche zu beschmutzen brauchten, die den Boden bedeckten. Der Emir stand als erster in dem Raume und fragte seinen Sohn sogleich: „Nun erkläre mir dieses." Der jüngste sagte: „Mein Vater, ich kann dir von alledem nichts erklären, denn ich weiß nicht einmal, ob dieses überhaupt mein Haus ist oder nicht. Ich bitte dich aber, auf diesen Kissen Platz zu nehmen, und meine Bewirtung entgegenzunehmen, soweit ich das Recht habe, die Bewirtung die meine zu nennen." Der Emir setzte sich. Der jüngste Sohn setzte sich. Sie betrachteten beide die Teppiche, die an den Wänden und auf dem Boden ausgebreitet waren, sie sahen das Tabouret, auf das eine goldene Schale mit 30 verschiedenen Gerichten gestellt war.

Der Emir aß und fand das Essen besser als irgend eines, was er vorher zu sich genommen hatte. Er schwieg aber und dachte bei sich: „Ich werde meinen Sohn nach nichts fragen, denn diese ganze Geschichte mit dem Girdamädchen ist eine Lüge, und er wird, wenn ich ihn frage, mir nur noch mehr vorlügen. Ich will aber sehen, wie ich diese Lügen aufdecken und meinen Sohn dafür bestrafen kann."

Der jüngste Sohn aß und fand, daß er in seinem Leben nicht so gut gegessen hatte. Er sagte aber nichts, denn er dachte bei sich: „Seit ich die seidenen, golddurchwirkten Haare unter dem Affenfell meines Girdamädchens gesehen habe, weiß ich überhaupt nur noch,



daß ich von allem, was mit diesem Mädchen zusammenhängt, nichts weiß. Wenn ich meinem Vater etwas sage, wird er es mir nicht glauben, sondern wird mich für einen Lügner halten. Ich werde aber zusehen, daß ich herauskomme, was sonst noch unter dem Affenfell meines Girdamädchens verborgen ist."

Nachdem der Emir und sein Sohn gegessen hatten, erhob sich der Vater und sagte: „Mein jüngster Sohn, ich sehe zu meiner Freude, daß du in ebenso glücklichen Umständen lebst wie deine älteren Brüder. Ich verlasse dich nun. Begleite mich heim und vergiß nicht, daß ich euch eine Mahlzeit schuldig bin, für die, die euere Frauen bereitet haben. Darum will ich euch drei mit samt eueren drei ausgezeichneten Frauen morgen abend zum Essen bei mir sehen." Der Sohn sagte: „Es ist gut! Ich werde kommen." Der Emir lachte und sagte: „Du wirst aber nicht allein kommen, sondern deine Frau mitbringen, die heute so vortrefflich für mich gesorgt hat, so daß ich sie kennen lernen will, damit ich ihr danken kann." — Der Sohn begleitete seinen Vater heim.

Als der Sohn in sein Haus zurückkam, war es schmutzig und kahl wie früher. Er schlich sich in den anderen Raum, — da lag das Girdamädchen auf dem Angareb. Er konnte aber keine Haare sehen. Der Mond schien auch nicht durch die Mauerritze. Der Wind blies nun Sand herein, so daß er ihm in die Augen fiel und er in seinen eigenen Raum zurückkehrte.

Am anderen Morgen ging der junge Mann zu seinem Girdamädchen hinüber. Er setzte sich auf den Rand des Angareb und sagte zu dem Girdamädchen: „Mein Vater ging gestern sehr zufrieden fort." Das Girdamädchen sagte: „Das weiß ich." Der junge Mann sagte: „Mein Vater hat gesagt, daß heute seine drei Söhne mit ihren Frauen zu ihm kommen und bei ihm



essen sollten." Das Girdamädchen sagte: „Das weiß ich." Der junge Mann sagte: „Was soll ich nun tun?" Das Girdamädchen sagte: „Du mußt hingehen." Der junge Mann sagte: „Und welche Frau soll ich mitnehmen?" Das Girdamädchen sagte: „Bringe mich so schnell du kannst in die Wüste und hole dir eine andere Frau, dir ich dir zeigen werde." Der junge Mann sagte: „Und was wird aus dir werden?"

Das Girdamädchen sagte: „Du weißt es doch schon! Ich werde sterben." Der junge Mann sagte: „Ich habe dir auch schon gesagt, daß ich das nicht will." Das Girdamädchen sagte: „Dann ist mir nur eines möglich, daß ich nämlich als deine Frau zu deinem Vater mitgehe."

Der junge Mann erschrak. Er wußte, daß die Frauen seiner Brüder sehr schöne Frauen waren. Er wollte nicht das zottige Affenweibchen als seine Frau mitbringen. Der junge Mann sagte nichts. Das Girdamädchen sagte: „Dein Vater hat mich als deine Frau heute abend eingeladen. Mach, was du willst. Bringe mich in die Wüste zurück und hole dir eine andere Frau, oder laß mich allein gehen. Ich verlange nicht, daß du mit mir gehst. Ich aber gehe hin." Der junge Mann ging hinaus.

Der junge Mann legte sich auf dem Hof nieder und war sehr traurig. Als es Mittag war, kam das Girdamädchen zu ihm und sagte: „Ich schlage es dir noch einmal vor: „Bringe mich zurück in die Wüste und laß mich für eine schöne Frau für dich sorgen." Der junge Mann sagte: „Ich habe dir schon gesagt, daß ich das nicht will." Das Giramädchen sagte: „Gut, ich werde aber zu dem Feste deines Vaters gehen!" Der junge Mann sagte: „Gut! Gehe hin! Gehe aber allein! Ich gehe auch allein." Dann erhob sich der

junge Mann und sattelte sein Pferd. Er ritt ein Stück weit, stellte sein Pferd bei einem Freunde unter und stieg dann über die Dächer bis dahin, von wo aus der Mond durch die Ritze in der Mauer auf das Angareb des Girdamädchens sein Licht geworfen hatte.

Als es dunkel wurde, sah er, daß das Girdamädchen sich von seinem Angareb erhob. Das Girdamädchen griff mit der Hand in den Schlitz des Affenfelles und zog einen Almas (Diamanten) hervor, der leuchtete, wie keine Lampe heller leuchten konnte. Danach zog das Girdamädchen das Affenfell nach hinten über den Kopf. Da sah der Jüngste, daß die seidenen Haare lang und länger herausquollen, daß zwischen die schwarzen Seidenhaare lange Goldfäden gesponnen waren. Das Mädchen strich mit der Hand über eine rauhe Stelle der Leinewand. Da war da ein Spiegel und nun konnte der junge Mann durch die Mauerritze sehen, daß das Girdamädchen über alle Maßen schön war, so schön, daß er vor Schreck zu zittern begann und fast über die Dachkante herab auf die Erde gefallen wäre.

Dann streifte das Girdamädchen die Affenhaut auch vom Leibe und von den Gliedern, und nun konnte er sehen, das unter dem feinen Linnen, in das sie gehüllt war, ein junger, schöner Körper, weiße Glieder und gewölbte Brüste lebten. Als das Girdamädchen so schön unter dem Lehmhause vor dem Spiegel stand, da war der jüngste Sohn des Emirs so glücklich, daß er hätte schreien mögen. Um das zu unterdrücken, preßte er die Zähne in die Hand, und er konnte sich nicht anders helfen, als daß er tief hineinbiß.

Das Girdamädchen betrachtete sich inzwischen im Spiegel. Sie ordnete die Haare. Es nahm aus dem Affenfell allerhand Schmuck heraus. Es legte goldenen



Schmuck um den Hals. Es legte goldene Ringe um Handgelenk und Füße. Es warf das Affenfell auf das Angareb und hüllte sich in ein langes Umschlagetuch des jungen Mannes und verließ das Haus, um zu seinem Schwiegervater zu gehen. Kaum hatte aber der jüngste Sohn gehört, daß das Girdamädchen sein Haus verlassen hatte, so stieg er von seinem Dache herab und lief zu seinem Hause. Er blickte in den Raum des Girdamädchens. Er sah da das Affenfell, er nahm das Affenfell und warf es ins Feuer. Dann setzte er sich auf das Angareb und wartete die Rückkehr des Mädchens ab.

Das junge Mädchen ging inzwischen hinüber zur Sobriba des Emirs. Sie trat zunächst in das Haus ein, in dem die Frau des Emirs die Herstellung der Speisen beaufsichtigte. Als die alte Frau das verhüllte Mädchen hereinkommen sah, fragte sie: „Wer bist du?" Das Mädchen sagte: „Ich bin die, die dein jüngster Sohn sich zur Gattin erwählt hat." Die alte Frau sagte: „Zeige dein Gesicht." Das junge Mädchen schlug das Tuch zurück. Die Mutter betrachtete sie lange und sagte dann: „Hüte dich vor dem Vater deines Gatten, meinem Manne, dem Emir. Meine Tochter!" Das Mädchen sagte: „Meine Mutter, ich bitte dich, gib mir ein Brot." Die alte Frau gab dem Mädchen ein Brot. Das Mädchen nahm das Brot unter den Arm und ging nun zu dem Hause des Emirs hinüber.

Die beiden ältesten Söhne mit ihren Frauen waren schon bei Emir angekommen. Die Frauen waren schön, sie waren reich gekleidet und hatten wertvollen Schmuck. Der Emir sprach mit den Frauen seiner Söhne. Der Emir sagte: „Die Frau, die mein jüngster Sohn sich erwählt hat, wird auch kommen." Der Türhüter kam und sagte: „Es kommt eine verhüllte Frau

über den Hof." Die Brüder sagten: „Das wird die Klugheit unseres jüngsten Bruders sein, die da kommt." Die Frauen der Brüder sagten: „Das wird das Affenweib sein, das kommt. Müssen wir mit der aus einer Schüssel essen?" Der Emir sagte zu dem Türhüter: „Laß die Frau hereinkommen."

Die Tür wurde aufgemacht. Die verhüllte Frau schritt herein und blieb stehen. Der Emir sagte: „Wer bist du?" Die verhüllte Frau sagte: „Ich bin das Mädchen, das dein jüngster Sohn sich zur Frau erkoren hat." Der Emir sagte: „Die Frauen meiner anderen Söhne sind auch hier und nicht verhüllt. Zeige dich! Wir werden dich nicht kränken." Die verhüllte Frau sagte: „Wie sollte mich der Vater dessen, der mich zur Frau begehrt hat, kränken wollen?" Dann ließ sie das lange Umschlagetuch fallen. Es wurde aber im Zimmer sogleich ganz hell und war nun ein Unterschied, als ob vorher Nacht gewesen und nun gerade die Sonne aufgegangen sei.

Das Mädchen sagte: „Weshalb wollt ihr mich kränken?"

Die ersten zwei Söhne des Emir blickten auf das Mädchen. Die Frauen der beiden Söhne blickten auf das Mädchen. Der Emir blickte auf das Mädchen und sagte bei sich: „Dieses Mädchen soll meine eigene Frau werden. Ich werde meinen Sohn töten." Das Mädchen nahm das Brot unter dem Arm hervor, das die Frau des Emirs ihr gegeben hatte — es war ein Almar (Diamant) geworden. Das Mädchen reichte den Diamanten dem Emir und sagte: „Nimm dieses als Begrüßungsgabe. Ich bin nicht das, was Ihr glaubt. Ich habe die Haut des Affen umgenommen, um zu erproben, ob dein jüngster Sohn so gut wie schön ist. Ich habe ihm schweren Kummer mit der Affenhaut

bereitet und will nun nach Hause gehen, um seinen Kummer zu stillen. Denn auch im größten Kummer hat er nicht gewollt, daß das elende Affenmädchen sterbe und deshalb will ich ihm eine gute Frau werden und will ihm alles geben, was ich als Tochter des Melik (König) Alldjann ihm geben kann." Als das Mädchen das gesagt hatte, nahm sie das Umschlagetuch wieder auf und ging. Es hatte eben keiner Zeit, etwas zu sagen.

Der Jüngste saß auf seinem Angareb und wartete. Als er so einige Zeit gewartet hatte, sah er, daß es in der Dunkelheit draußen heller wurde. Dann hörte er Schritte und sah, daß seine Wohnung von einer Reihe von Lampen und Lichtern beleuchtet wurde. Wo er hinsah, traten Teppiche und Kissen hervor. Je näher die Schritte kamen, desto höher und weiter wurden die Räume. Er fühlte, daß seine Kleidung sich änderte, er hörte, daß draußen Vögel sangen, trotzdem es Nacht war. Dann tat sich die Tür auf und die Tochter des Alldjannkönigs trat herein und ließ den Umschlag fallen. Die Tochter des Alldjannkönigs kam auf ihn zugeschritten, kniete nieder und küßte die Wunde, die er sich vorher in die Hand gebissen hatte, um seinen freudigen Schrecken zu überwinden. Und sogleich war die Wunde geschlossen. Der Sohn des Emirs hob die Tochter des Alldjannkönigs auf. Beide gingen dann durch die hell erleuchteten Säle des Serails, in dem von nun an der jüngste Sohn des Emirs mit seiner schönen Frau wohnte. —

Der Emir dachte die ganze Nacht darüber nach, wie er seinen Sohn töten könnte, um seine schöne Schwiegertochter heiraten zu können. Am andern Tage ließ er seinen jüngsten Sohn rufen und sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich höre, du legst dir einen Garten

an. Wenn du das für dich tun kannst, dann kannst du auch für deinen Vater etwas tun. Sorge also dafür, daß bis morgen nachmittag in meinem Garten ein neuer Weinstock wächst. Ich habe mir für morgen abend Gäste eingeladen und sie sollen von den reifen Trauben dieses Weinstockes essen. Wenn dir dies nicht gelingt, werde ich dich morgen abend töten lassen." — Der Sohn ging betrübt von dannen. Er trat in sein Serail und warf sich auf die Kissen. Nach einiger Zeit kam seine junge, schöne Frau. Sie strich ihm über die Haare und sagte: „Sage mir deinen Kummer!" Darauf erzählte der Sohn des Emirs, was sein Vater von ihm verlangt habe. Als er berichtet hatte, lachte die Tochter des Alldjannkönigs und sagte: „Wenn es weiter nichts ist, so kann das leicht geschehen. Bringe Wasser aus dieser kleinen Flasche in den Garten deines Vaters. Stelle ein Stück trockenen Reisigs in die damit angefüllte Erde und sage deinem Vater nur, er solle bestimmen, wieviele Trauben an dem Weinstocke sein sollen." Der Sohn nahm die Flasche, die seine Frau ihm reichte, bestieg wieder sein Pferd und ritt in den Garten. Dort pflanzte er das Reisig und ging dann zu seinem Vater und sagte: „Nun brauchst du nur zu bestimmen, wieviel Trauben an dem Weinstocke sein sollen, und dann ist alles in Ordnung." Dann ritt der Sohn des Emirs wieder fort. Als aber am andern Tage die Gäste des Emirs versammelt waren und in den Garten gingen, da war aus dem trockenen Reisig ein großer Weinstock aufgewachsen, und jeder der Gäste konnte sich eine große volle Traube abpflücken.

Der Emir ward dadurch aber nur noch zorniger. Er ließ am andern Morgen wieder seinen jüngsten Sohn kommen und sagte zu ihm: „Mein Sohn, sorge



dafür, daß morgen um diese Stunde neben meinem Hause ein Garten mit Wassermelonen angelegt ist, der überall Früchte zeigt." Der Sohn sagte: „Der soll da sein, wo jetzt nur Land ist." Der Emir sagte: „Jawohl, ebenda sollen morgen abend viele Melonen reif sein; denn ich habe viele Leute zu Gaste und jedem will ich eine Melone vorsetzen." Der Sohn ging nach Hause. Der Sohn des Emirs suchte seine Frau auf und erzählte ihr von dem neuen Befehl und der wiederholten Drohung seines Vaters. Die Tochter des Alldjannkönigs lachte und sagte: „Das ist wieder sehr einfach. Nimm dieses Wasser und diese Kerne und mischte beides mit Erde von dem Sandplatze. Dann wirf das Gemischte über den Sandplatz hin." Der Sohn des Emirs tat, wie seine Frau ihm geheißen hatte. Als der Emir am andern Tage den Sandplatz betrat, fand er ihn bedeckt mit den Ranken der Wassermelonen, an denen so viele Früchte hingen, daß ein jeder Mann des Ortes eine oder auch mehrere erhalten konnte.

Als der Emir sah, daß sein Sohn auch das zu vollenden vermocht hatte, wurde er über alle Maßen zornig, und in seiner Wut rief er einen seiner Freunde beiseite und sagte zu ihm: „Sage mir doch etwas, was ich meinem Sohne befehlen kann, und was er doch unmöglich ausführen kann, damit ich einen Grund finde, ihn wegen Ungehorsams zu töten." Der Freund sagte: „So fülle doch ein Haus mit Brot und Fleisch und verlange, daß er es in einer Nacht verzehrt." Der Emir sagte: „Das ist wahr!"

Am andern Tage rief der Emir seinen jüngsten Sohn und sagte: „Heute abend werde ich dich in mein Haus einschließen, das ich mit Brot und Fleisch fülle. Bis morgen früh mußt du alles verzehrt haben oder



ich lasse dich töten." Der Sohn des Emirs ging nach Hause und erzählte seiner Frau von dem neuen Befehle des Vaters. Die Tochter des Alldjannkönigs lachte aber und sagte: „Laß dich ruhig einschließen. Die Zeit eines Augenaufschlags genügt meinen Leuten, um mehrere Häuser voller Speise zu leeren." Abends ging der Sohn zum Emir und ließ sich von seinem Vater in das Haus voller Brot und Fleisch einschließen. Er legte sich auf die Erde zum Schlafen nieder, und als man am andern Tage das Haus öffnete und ihn hervorrief, war von allem Brot und Fleisch auch nicht mehr soviel übrig, daß eine Maus es hätte zwischen den Zähnen und der Zunge spüren können.

Nun aber entschloß sich der Emir, einen Befehl zu geben, dessen Ausführung undenkbar war; denn er sehnte sich alle Tage mehr danach, seine Schwiegertochter zu ehelichen und wollte also seinen Sohn deshalb auf alle Fälle töten. Er ließ also seinen jüngsten Sohn rufen und sagte: „Mein Sohn, nun höre meinen letzten Befehl: Ich will, daß ein Kind, das heute abend geboren wird, morgen früh schon gehen und sprechen kann. Wenn du das nicht vermagst, mußt du sterben." Der Sohn des Emirs ging zu seiner Frau und erzählte ihr den neuesten Befehl seines Vaters. Die Tochter des Alldjannkönigs sagte: „Ich sehe jetzt, daß dein Vater mich auf jeden Fall ehelichen und dich töten will. Rufe deshalb alle Leute des Ortes zusammen und fordere von deinem Vater folgende Vereinbarung: Wenn das neugeborene Kind, das dein Vater heute abend schickt, morgen früh nicht sprechen kann, so darf er dich töten; kann das Kind aber sprechen, so muß er auf das Leben und das Emirat zu deinen Gunsten verzichten. Geh hin und



fordere dies von ihm vor allen Leuten. Es ist gerade die Stunde, da alle Angesehenen bei ihm versammelt sind."

Der Sohn des Emirs ging zu seinem Vater. Alle angesehenen Leute waren bei dem Emir versammelt. Der Sohn trat an den Vater heran und sagte: „Mein Vater, du verlangst von mir, daß ich ein Kind, das heute abend geboren wird, zu mir nehmen und dafür sorgen soll, daß es morgen früh spricht. Du forderst das von mir und erklärst, daß du mich töten willst, wenn ich das nicht vermag. — Ich erkläre mich vor allen diesen Zeugen hiermit einverstanden unter der Bedingung, daß, wenn ich das Unmögliche, was du jetzt unter Todesdrohung von mir verlangst, möglich mache, daß du dann selbst zu meinen Gunsten auf das Leben und das Emirat verzichtest." Der Emir sagte: „Das ist mir recht. Denn wenn du hiernach nicht stirbst, hat das Leben für mich auch keinen Wert mehr!" — Der Sohn ging. —

Am Abend ward in der Stadt ein Kind geboren. Man brachte es in das Haus des jüngsten Sohnes. Die Tochter des Alldjannkönigs legte es auf eine Matte. Der jüngste Sohn des Emirs und seine Frau legten sich zum Schlafen nieder. — Am andern Morgen erwachten sie von einem starken Geräusch. Der Emir war mit allen angesehenen Leuten gekommen und wartete vor dem Hause. Der Emir betrachtete das neue große Haus und die Gärten, und alle Leute stießen Schreie der Bewunderung aus. Der Emir forderte laut Einlaß.

Da erhob sich der kleine Knabe, der am Tage vorher geboren war, von der Matte, auf die ihn die Tochter des Alldjannkönigs gelegt hatte, ging hin und öffnete die Tür. Der kleine Knabe blickte auf den



Emir und die angesehenen Leute, die um ihn waren. Der Emir sagte: „Ist das nicht der Knabe, der gestern abend geboren ward?“ Die Leute sagten: „Ja, das ist er!“ Der kleine Knabe sagte: „Ja, ich bin der Knabe, der gestern abend geboren ward. Ich kann, wie du und wie alle Zeugen hier hören, sprechen und du hast damit dein Leben und dein Emirat verloren.“

Als der Knabe das gesagt hatte, fiel der Emir hin und war tot. —

Darauf wurde sein jüngster Sohn der Herr des Landes.



Der bekehrte Räuberhauptmann.

Ein armer Mann, namens Said, war verheiratet. Er hatte zwei kleine Kinder, und es wurde ihm schwer, jeden Tag das Nötige zu verdienen. Der Mann hatte einen Ochsen. Eines Tages hatte der Mann nichts Rechtes zum Essen finden können, da sagte die Frau zu ihm: „Mein Said, wir haben diesen Ochsen, der zu nichts nutze ist. Ein Ochse kann unseren Kindern nicht täglich etwas zur Nahrung bieten wie Ziege oder Schaf. Ich rate dir also, den Ochsen zu verkaufen und dafür einige Ziegen oder Schafe zu kaufen." Said sagte: „Du hast Recht; ich will den Ochsen forttreiben und einen Käufer suchen."

Said machte sich mit dem Ochsen auf den Weg, um den nächsten Marktplatz aufzusuchen. Als er aber ein Stück weit gekommen war, kamen ihm 40 Haramia (Räuber), mit ihrem Obersten an der Spitze, entgegen. Der Räuberhauptmann sagte: „Du kommst uns gerade zurecht in den Weg; denn da ich heute abend meinen Leuten ein Essen geben soll, brauche ich ein Schaf. Dein Schaf ist uns sehr geeignet!" Said sagte: „Verzeih, Herr, es ist ein Ochse." Der Räuberhauptmann sagte: „Schweige! Wenn ich dir sage, daß es ein Schaf ist, dann ist es so. Ich werde dir also den Preis für ein Schaf dafür bezahlen." Said sagte: „Herr bedenke, daß ich ein armer Mann bin und Kinder habe! Zahle mir also den Ochsen." Der Räuberhauptmann aber sagte: „Welches ist denn der Beweis, daß es ein

Rind ist?" Ich sehe nur ein Schaf." Said sagte: „Herr sieh doch nur den Schwanz an!" Der Räuberhauptmann lachte und sagte: „Wenn das alles ist, so soll dir schnell geholfen werden." Er schnitt schnell den Schwanz des Ochsen ab, warf ihn Said zu, zahlte 40 Piaster für ein Schaf und ritt mit seinen 40 Räubern und den Ochsen von dannen.

Said nahm die 40 Piaster und den Ochsenschwanz und machte sich auf den Heimweg. Nachdem Said ein Stück weit weggegangen war, sagte er bei sich: „Es wird besser sein, ich sehe mich nach dem Wege um, den mein armes Schaf gegangen ist, damit ich nachher Bescheid weiß." Er wandte sich also um und suchte die Fährte der Räuber. Er sah nun, daß sein Ochse infolge des Schwanzschnittes viel Blut verloren und so eine gute Spur gezeichnet hatte. Er folgte ihr, bis er in der Entfernung das Haus des Räuberhauptmanns sah, dann kehrte er zu seiner nicht allzu weit entfernten eigenen Behausung zurück.

Als er daheim angekommen war, sagte er: „Zunächst habe ich einen Ochsen verkauft, aber nur die Bezahlung im Preise eines Schafes erhalten." Die Frau sagte: „Hast du denn von den Käufern eine Sicherheit dafür erhalten, daß sie auch den Rest bezahlen?" Said sagte: „Gewiß, eine solche Sicherheit habe ich." Dabei zog er den Schwanz des Ochsen heraus und zeigte ihn. Die Frau sagte: „Das ist eine merkwürdige Sicherheit!" Said sagte: „Warte nur, du wirst schon sehen, daß der Mann gerne ganz außerordentlich hohe Summen zahlen wird. Komm nur heute abend mit mir."

Als es Abend geworden war, legte Said die schönsten Kleider seiner Frau an, band sich aber darunter



den Ochsenschwanz um den Leib. Dann sagte er: „Nun komm mit mir! Wir sind nun beide Frauen.“ Die Frau begleitete ihren Mann, und als sie in die Nähe des Gehöftes des Räuberhauptmannes gekommen waren, sagte Said: „Meine Frau, nun halte dich hier versteckt. Du siehst dort drüben die große Soriba mit dem großen Hause. Ich werde dort hineingehen und werde längere Zeit brauchen, um die zweite Zahlung für unseren Ochsen einzutreiben. Warte hier auf mich und hilf mir dann das Geld heimtragen.“ Die Frau blieb also zurück.

Said ging aber in seinen Frauenkleidern bis zur Soriba des Räuberhauptmannes. Dort setzte er sich in der Stellung einer bittenden Frau am Tore nieder. Der Räuberhauptmann war gerade dabei beschäftigt, das Fleisch des geschlachteten Ochsen unter seine Leute zu verteilen. Als er damit fertig war und sein Blick auf die fremde, schöne Frau, als die Said sich verkleidet hatte, fiel, sagte er: „Frau, wer bist du? Was willst du?“ Die Frau (Said) sagte: „Ich bin aus einer anderen Gegend und wollte heimkehren, ich verlor die Spur meines Mannes und finde mich im Dunkeln nicht mehr zurecht. Ich bin mit jedem Lager zufrieden, das du mir etwa für die Nacht anweisen kannst.“ Der Räuberhauptmann sagte: „Wenn du still sein und kein Geräusch machen willst, so daß meine Frau nichts von deiner Anwesenheit hört, dann will ich dich wohl mit in meine Kammer nehmen.“ Die fremde Frau sagte: „Ich werde sicher kein Geräusch machen, wenn du keines machst.“ Darauf brachte der Räuberhauptmann die fremde Frau in die Kammer, in der er zu schlafen pflegte und in der außer seinem Angareb auch der Sanduk (Koffer, Truhe) mit seinen Schätzen stand und ging dann hinaus.



Der Räuberhauptmann ging zu seiner Frau hinüber und sagte: „Meine Gattin, schlafe du nur heute allein; ich werde dich nachts nicht besuchen können, da ich auswärts eine Sache einzurichten habe."

Dann ging der Räuberhauptmann wieder in seine Kammer zurück zu der fremden Frau. Said hatte sich inzwischen umgesehen. Er hatte die eiserne Truhe betrachtet und hatte einen starken Strick entdeckt, der von der Decke ziemlich weit hinabreichte und in eine Schleife endigte, die man heraufziehen konnte. Said setzte sich dann auf das Bett. Der Räuberhauptmann kam herein und sagte: „So, nun wird uns niemand mehr stören. Nun können wir ein wenig miteinander spielen." Die fremde Frau sagte: „Das ist gut." Dann zog Said das Tuch vom Gesicht. Said hatte aber ein schönes Gesicht. Der Räuberhauptmann wollte sich zu der fremden Frau auf das Angareb setzen. Die fremde Frau sagte aber: „Ich denke in einemfort darüber nach, wozu dieser Strick ist, der dort von der Decke herabhängt und in eine Schleife endet." Der Räuberhauptmann sagte: „Dieser Strick ist dazu da, meine Leute, wenn sie einen Fehler machen, an den Beinen heraufzuziehen und dann zu züchtigen." Die fremde Frau sagte: „Das ist merkwürdig. Ich verstehe das nicht, ziehe mich doch einmal daran empor. Der Räuberhauptmann sagte: „Nicht doch! Du bist eine Frau. Aber wenn du es einmal sehen willst, so ziehe mich doch einmal hinauf." Die fremde Frau sagte: „Strafen dich denn deine Leute nicht auch, wenn du einen Fehler machst?" Der Räuberhauptmann lachte und sagte: „Nein, das wagt kein Mensch, mich zu strafen. Ich mache auch keine Fehler." Die fremde Frau sagte: „Ich kann mir das nicht vorstellen." Der



Räuberhauptmann sagte: „Ziehe mich nur ruhig herauf, dann siehst du die Sache."

Da stand die fremde Frau auf. Der Räuberhauptmann legte sich auf die Erde und steckte die Füße in die Schlinge. Der Räuberhauptmann sagte: „Nun braucht nur ein starker Mensch den Strick in die Höhe zu ziehen. Du bist als Frau nicht stark genug hierzu." Die fremde Frau ergriff aber den Strick und zog den Räuberhauptmann mit einem Ruck in die Höhe, so daß er in der Luft hing. Der Räuberhauptmann erschrak und sagte: „Langsam, das schmerzt!" Die fremde Frau sagte: „Und dann bekommen die, die einen Fehler begangen haben, auch noch Streiche?" Der Räuberhauptmann sagte: „So ist es!" Said warf die Frauenkleidung weg und zog den Ochsenschwanz heraus. Der Räuberhauptmann erschrak. Said sagte: „Etwa hiermit?" Etwa so?" Der Räuberhauptmann erkannte Said und schrie: „Laß doch! Ich bitte dich, laß doch!" Ich will dir den Ochsen ja voll bezahlen." Said aber schlug mit dem Ochsenschwanze, daß dem Räuberhauptmann der Schweiß und das Blut herabliefen.

Als der Räuberhauptmann nun so barmte und sich an dem Stricke hin- und herwand, fiel aus seiner Brusttasche der Schlüssel zu der eisernen Truhe. Said sah es. Said nahm den Schlüssel auf und sagte: „So, so, du willst mir also meinen Ochsen gut bezahlen." Said ging zu der eisernen Truhe und schloß sie auf. Der Räuberhauptmann sagte: „Es war ja nur ein Ochse. Und vierzig Piaster habe ich dir schon bezahlt." Said sagte: „Mein Freund, du hast keine klare Vorstellung. Heute morgen sagtest du, es sei ein Schaf. Heute abend sagst du, es sei ein Ochse. Morgen wirst du sagen, es sei eine Ochsenherde, über-



morgen, es seien zwei Ochsenherden gewesen. Du weißt also nicht so genau damit Bescheid, und es ist besser und einfacher, ich greife deiner Meinung von morgen vor und nehme gleich das Geld für die ganze Ochsenherde." Damit nahm Said einen ganzen Sack voll Geld und hob ihn auf die Schulter. Er trug ihn aus dem Hause. Als er aus der Tür war, rief der hängende Räuberhauptmann ihm Schimpfworte nach. Said aber sagte bei sich: „Diese letzten Worte bezahlt er mir morgen!"

Said trug den Geldsack und seine Kleider zur Soriba hinaus. Er traf seine Frau. Seine Frau sagte: „Ich hörte einen Mann schreien!" Said sagte: „Das war mein Freund, der mir den Ochsen abgekauft hat und nun zahlte. Beim Zahlen segnete er aber seine Münze und ich dankte ihm. Das machte einiges Geräusch, wie es bei allen Geschäftsverhandlungen mit Leuten dieser Art üblich ist." — Merke dir übrigens den Weg. Du mußt morgen früh hierher zurückgehen und hören, was die Leute sprechen." Dann gab Said seiner Frau die Kleider zu tragen, nahm selbst das Geld und den Ochsenschwanz über die Schulter und ging mit seiner Frau nach Hause.

Am andern Morgen war die Frau Saids früh an der Soriba des Räuberhauptmannes. Es waren schon viele Leute zusammengekommen und standen um das Haus. Sie banden ihren Scheich los und sagten: „Wer hat das nur getan? Wie konnte das nur geschehen?" Der Räuberhauptmann sagte: „Das hat der Mann getan, dem ich gestern den Ochsen als Schaf abkaufte, und der sich mit dem Ochsenschwanze gleich für eine ganze Herde bezahlt gemacht hat." Die Leute banden den Scheich los. Der Scheich war so zerschlagen, daß er kaum stehen konnte. Der Scheich sagte:

„Legt mich auf mein Angareb, und wenn ein Arzt vorbeikommt, ruft ihn herein und bittet ihn, nach mir zu sehen." Die Frau Saids hörte das. Die Frau Saids ging heim und erzählte alles ihrem Manne.

Said kaufte sich in aller Eile im Basar die Kleidung eines Arztes. Dann machte er sich auf den Weg und ging am Hause des Räuberhauptmannes vorbei. Said hörte den Räuberhauptmann im Hause wimmern. Er trat mit einem Gruß herein und sagte: „Ich hörte hier einen Menschen klagen, und da er nun anscheinend leidend ist, ich aber Arzt bin, so will ich ihm helfen." Der Räuberhauptmann sagte: „Komm her und sieh nur meine Wunden und Striemen." Said besah sie und sagte: „Ich sehe, diese Sache will ernst behandelt sein. Ich will nach Hause gehen und Medikamente bereiten. Mit Dunkelheit will ich wieder hier sein und kann dich dann dem Wesen der Sache entsprechend behandeln." Der Räuberhauptmann sagte: „Tue das, lieber Arzt. Wenn du mich so behandelst, wie es mein Zustand wünschenswert macht, will ich dich meinem Besitztum entsprechend bezahlen." Said ging.

Said ging nach Hause. Er band sich den Ochsenschwanz unter den Rock, nahm einige Flaschen mit sich und ging zu dem kranken Räuberhauptmann zurück. Er trat bei ihm ein und sagte: „So, nun will ich dich deinem Zustande entsprechend behandeln. Vorher aber erzähle mir, wie diese Striemen und Wunden entstanden, denn je nachdem, ob sie durch Strick oder Schnur oder Peitsche oder Kette entstanden sind, muß ich das Heilmittel wählen." Der Räuberhauptmann sagte: „Ich hatte mit meinen Genossen einem armen Manne einen Ochsen weggenommen und ihn nur als Schafbock mit vierzig Piastern und dem abgeschlagenen



Schwanze des Ochsen bezahlt. Da kam der Mann gestern abend, hing mich auf und schlug mir die Wunden mit dem Ochsenschwanz!" Said riß den Ochsenschwanz unter den Kleidern hervor und sagte: „Ist es der hier?" Der Räuberhauptmann schrie auf. Der Räuberhauptmann sagte: „Ja, das ist er. Jetzt erkenne ich dich! Laß mich. Laß mich!" Said aber begann den Räuberhauptmann mit festen Streichen zu behandeln und sagte: „Warte, mein Freund, erst will ich dich behandeln, wie es dein Zustand wünschenswert macht. Außerdem hast du gestern hinter mir her geschimpft." Der Räuberhauptmann schrie: „Laß mich! Laß mich! Ich habe ja deine Ochsenherde bezahlt. Laß mich! Laß mich." Said schlug aber weiter auf den Räuberhauptmann und sagte: „Wenn du genügend behandelt bist, sag's, dann kannst du mich deinem Vermögen entsprechend bezahlen." Der Räuberhauptmann riß den Schlüssel zur Truhe aus der Tasche und sagte: „Nimm deine Bezahlung und gehe." Said sagte: „Endlich kommst du zur Vernunft. Ich habe mich auch ganz müde gearbeitet. Wenn du nun still liegst, wird dir bald Gesundheit werden." Dann band sich Said wieder den Ochsenschwanz unter den Rock, ging zur Truhe, öffnete sie, nahm einen Beutel mit Geld heraus und sagte: „So, mein Freund, nun wird dir leichter ums Herz werden." Said ging. Als er aus der Tür herausgegangen war, rief der Räuberhauptmann Schimpfworte hinter ihm her. Said sagte: „Diesem Mann muß noch viel Blut abgezapft werden, bis er gesund wird."

Said ging nach Hause, übergab seiner Frau das Geld zur Verwahrung und sagte: „Der Mann will morgen noch einmal mit mir sprechen. Gehe also in der Frühe hin und höre, was es gibt."



Am anderen Morgen ging die Frau Saids schon früh zu dem Hause des Räuberhauptmannes. Seine Kameraden drängten sich um ihn und fragten: „Wer hat das nun wieder getan? Wie hat das nun wieder geschehen können?“ Der Räuberhauptmann sagte: „Der Mann, dem ich den Ochsen weggenommen habe, ist gestern als Arzt wiedergekommen und hat mich wieder geschlagen. Seht nur zu, daß keine Frau und kein Arzt wieder in meine Nähe kommen. Bringt mich auf meinem Bette draußen aus dem Garten ins Freie und stellt mein Angareb unter den Palmen auf, wo kein Mensch außer den Hirten vorbeikommt. Unter mein Kopfkissen legt aber den Beutel mit Edelsteinen, den wir als Preis für den Listigsten unter uns ausgewählt haben, und der mir hier im Hause jetzt nicht sicher genug erscheint.“ Die Leute taten wie befohlen. Sie brachten den Räuberhauptmann auf seinem Angareb weit hinaus, stellten das Lager nebst dem Kranken unter den einsamen Palmen auf und legten ihm den Beutel mit Edelsteinen unter den Kopf.

Die Frau Saids ging aber heim und erzählte ihrem Manne alles. Said ging darauf zu einem Freunde, der Schafhirte war, und sagte: „Leih mir nur heute für diesen Tag deine Kleider, deine Heerde und deine Arbeit. Heute abend will ich dir alles wiedergeben, und außerdem noch für ein gutes Geschenk sorgen.“ Der Freund war damit einverstanden. Said nahm die Kleider des anderen, band den Ochsenschwanz unter und trieb dann seine Heerde dahin, wo der Räuberhauptmann auf dem Angareb unter den Palmen lag.

Als Said in die Nähe des Räuberhauptmannes kam, hörte er jenen wimmern. Said tat aber so, als



ob er es nicht hörte. Er ging langsam mit der Heerde weiter und sang: „Welcher Hirte kennt nicht die Kräuter, die die blutenden Wunden der Liebe heilen! Welcher Hirte kennt nicht die Kräuter, die die klaffenden Wunden der Faris (Krieger) heilen! Welcher Hirte kennt nicht die Kräuter, die die Schmerzen der sterbenden Könige stillen!" Der Räuberhauptmann hörte den Gesang. Der Räuberhauptmann rief: „Du, Hirte, komm! Rai (Hirt)! Komm doch!" Said tat so, als ob er nicht hörte. Er ging hinter seiner Heerde her und sang: „Welcher Hirte kennt nicht die Kräuter, die die blutenden Wunden der Liebe heilen! Welcher Hirte kennt nicht die Kräuter, die die klaffenden Wunden der Faris heilen! Welcher Hirte kennt nicht die Kräuter, die die Schmerzen der sterbenden Könige heilen!" Der Räuberhauptmann schrie: „Rai, Rai, so komme doch!" Said sagte: „Wer ruft da?" Der Räuberhauptmann sagte: „Komm hierher unter die Palmen." Said sagte: „Ich fürchte mich." Der Räuberhauptmann sagte: „Wie kannst du dich vor mir kranken Manne fürchten, wo du jung und stark, ich aber elend und zerschlagen bin!"

Said kam näher und sagte: „Was willst du? Ich kann meine Heerde nicht länger allein lassen!" Der Räuberhauptmann sagte: „Ich bin zerschlagen. Ich bin ganz wund. Kannst du mir nicht Kräuter auf die Wunden legen, daß sie heilen?" Said sagte: „Herr, ich bin jung und unerfahren." Der Räuberhauptmann sagte: „Du hast selbst eben anders gesungen." Hilf mir! Es soll dir auch vergütet werden." Said sagte: „Ich kann nur die seltenen Kräuter bringen, wenn ich weiß, wie deine Wunden entstanden sind." Der Räuberhauptmann sagte: „Das kann ich dir nicht sagen." Said sagte: „Siehst du? Ich wußte, daß ich dir nicht

helfen kann, weil du kein Vertrauen zu mir haben kannst, wo ich so jung bin." Said wandte sich ab.

Der Räuberhauptmann rief hinter Said her: „Rai, bleib! Ich will dir alles erzählen. Ich hatte einem armen Manne einen Ochsen weggenommen, da hat er mich zweimal zerhauen mit einem Ochsenschwanz. Said riß seinen Ochsenschwanz heraus und sagte: „Mit einem solchen?" Der Räuberhauptmann schrie: „Er ist es wieder! Nun muß ich sterben! Nun muß ich sterben!" Said schlug heftig auf den Räuberhauptmann ein und brachte ihm eine große Reihe guter Schläge bei. Der Räuberhauptmann schrie zuletzt: „Laß sein! Laß sein! Nimm mir, was du willst, aber laß mich am Leben. Ich habe dir schon alle deine Ochsenheerden bezahlt, was willst du nun noch mehr?"

Said sagte: „Was ich noch mehr will? Vor allem, daß du nicht hinter mir herschimpfst, wenn ich gehe; daß du zu einem ehrlichen Lebenswandel zurückkehrst und endlich den Preis, den ihr für den Listigsten unter euch ausgesetzt habt." Der Räuberhauptmann stöhnte. Er sah aber den Ochsenschwanz, zog also den Beutel mit Edelsteinen hervor und sagte: „Du bist wirklich der Listigste. Willst du mich aber nun auch in Frieden lassen?" Said nahm den Beutel und sagte: „Wenn du nicht mehr hinter mir schimpfst und zu einem ehrlichen Lebenswandel zurückkehrst, habe ich nichts mehr mit dir zu tun." Danach band Said seinen Ochsenschwanz um, steckte den Beutel mit Edelsteinen in die Kleider und trieb seine Heerde wieder nach Hause.

Erst brachte Said seinem Freunde die Heerde zurück. Dann brachte er seiner Frau den Sack mit Edelsteinen und sagte: „Nun gehe morgen noch einmal hin, höre, was es gibt und berichte mir. Wenn der Räuberhauptmann dann jetzt noch einmal abgestraft



wird, dürfte es genügen." — Am anderen Morgen ging die Frau in aller Frühe hin. Sie traf die Räuber, die ihren Chef umgaben, und immer wieder fragten: „Wie kann das nur immer wieder geschehen! Wer hat das nun wieder getan?" Der Räuberhauptmann sagte: „Es ist immer wieder derselbe Mann, dem ich den Ochsen abnahm." Dann beschimpfte der Räuberhauptmann Said und sagte: „Er hat mich gestern als Hirt überfallen. Dieser Mensch verlangt nun von mir, ich solle einen ehrlichen Lebenswandel anfangen. Wenn er aber hört, daß ich das nicht vorhabe, wird er mich wieder zu schlagen wissen. Sagt also aller Welt, daß ich gestorben sei und bringt mich und meine Schätze in eine Höhle, die hier in der Nähe ist, die als Grabkammer dienen und die man verschließen kann. Stellt mir Essen und Wein hinein, daß ich einige Tage darin leben kann und dann wird alle Welt, also auch der Mann mit dem Ochsenschwanz, glauben, ich sei gestorben." Die Freunde sagten: „Es ist recht. So wollen wir es tun." Die Frau hörte das. Sie lief nach Hause und erzählte alles ihrem Manne.

Said ging darauf schnell hin, kaufte sich das Kleid eines Priesters und ein heiliges Buch. In dem Kleide mit dem Ochsenschwanz darunter und dem heiligen Buche ging er dann zu dem Hause des Räuberhauptmannes. Die Leute hatten den Räuberhauptmann auf sein Angareb gelegt. Sie hatten ihn mit wertvollen Kleidern bedeckt. Sie hoben ihn auf und trugen ihn hinaus. Einige Leute hatten die goldenen Leuchter und die goldenen Schalen genommen, die der Räuberhauptmann einst erobert hatte. Andere schleppten die Truhe, in der das Geld des Scheichs war, und wieder andere brachten Körbe mit Speise und Krüge mit Wein. Die Leute schrien aber alle: „Unser Scheich ist tot!



Unser Scheich ist tot!" Es waren aber Weiber dazu gekommen, die klagten und schrien nach der Sitte des Landes.

Als alle Leute aufbrachen und den Scheich forttrugen, kam Said im Priesterkleide und mit dem heiligen Buche. Er sagte: „Dies ist ein Toter, ich will für ihn lesen!" Einige Männer sagten: „Er braucht wohl keinen Priester!" Die Frauen schrien aber: „Was? Keinen Priester? Gewiß muß er einen Priester haben!" Der Priester trat also an die Spitze des Zuges und der wanderte dann den Bergen zu. Am Berge wurde der Fels vom Eingange einer Höhle zurückgehoben und das Angareb mit dem Räuberhauptmann hineingetragen. Das Angareb wurde hingesetzt und die goldenen Schalen und Leuchter wurden rund herumgestellt und die Truhe mit Geld zur Seite, und die Körbe mit Speise und Trank in die Nähe. Die Leuchter wurden angezündet, und der Priester setzte sich auf die Truhe und schlug eine andere Stelle seines Buches auf und las.

Die Männer sagten: „Nun wollen wir Abschied nehmen und herausgehen." Sie gingen alle an dem Angareb vorüber und schritten dann hinaus. Die Männer sagten: „Der Priester muß auch herauskommen." Die Frauen sagten: „Nein, laßt den Priester beten!" Die Männer sagten: „Der Fels muß aber vorvorgeschoben werden, damit die wilden Tiere nicht hinein können." Die Frauen sagten: „Die wilden Tiere kommen erst nachts. Laßt tagsüber offen und den Priester bei dem Räuberhauptmann." Sie gingen alle nach Hause.

Nachdem alle gegangen waren, blieb so der Priester noch einige Zeit auf der Truhe über das Buch gebeugt sitzen. Dann aber richtete er sich auf



und sagte: „Ich habe nun nachgerade Hunger und Durst. Die guten Leute haben, wie mir scheint, allerhand Speise und Trank mit hineingebracht. Der arme Tote kann das nun nicht mehr genießen. Deshalb will ich mich ein wenig stärken.“ Der Priester schlug sein Buch zu und legte es auf die Truhe. Dann ging er zu den Körben und nahm von der besten Speise und von dem Weine heraus. Er ging zur Truhe zurück, setzte sich neben den zugedeckten Räuberhauptmann hin und begann zu speisen und zu trinken. Der Priester sagte: „Diese Hammelkeule, dies Kisra (Brotfladen) und dieser Wein sind ausgezeichnet. Wie traurig ist es, daß der arme Mann hier das nun nicht mehr genießen kann!“ Dann aß er wieder und trank eine Weile und sagte dann: „Die armen Toten haben es doch zu schlecht, daß sie an solchen Dingen keinen Genuß mehr haben.“ Dann aß er wieder und trank eine Weile und sagte dann: „Dafür haben sie aber auch bei Mangel keinen Hunger und Durst. Die Toten leiden nicht, wenn sie einen guten Lebenswandel führen. Ich will nachher wieder lesen! Wie schmeckt das aber gut!“ Dann nahm der Priester noch einen Bissen, den er schmatzend verzehrte und trank von dem Wein, so daß man es hörte.

Der Räuberhauptmann hatte am Morgen in der Eile unterlassen, gründlich zu speisen, hatte das vielmehr für die lange Zeit in der Höhle aufgespart. Außerdem lag er schon lange Zeit unter der wertvollen dicken Decke, und so war ihm schwül, und er hatte Durst und Hunger. Als der Priester nun laut und vernehmlich neben ihm einige Zeit gegessen und getrunken und die Trefflichkeit der Speise gelobt hatte, konnte er es sich nicht mehr versagen, einmal laut zu seufzen. Als er derart laut geseufzt hatte, setzte der

Priester die Flasche, die er gerade zum Munde geführt hatte, ab und sagte: „Dieser Tote seufzt anscheinend über den schlimmen Lebenswandel, den er geführt hat. Wenn dem so ist, werde ich mehrere Tage an seiner Bahre lesen müssen, um ihm den Frieden im Jenseits zu erwirken. Es ist gut, daß die Leute so viel Speise und Trank hereingesetzt haben, daß es einige Tage für mich reicht." — Dann trank der Priester wieder.

Der Räuberhauptmann dachte: „Was? Dieser Priester will mehrere Tage hier bleiben? Dann werde ich vor Hunger und Durst sterben. Das ist unmöglich!" Der Räuberhauptmann erschrak. Der Räuberhauptmann warf die dicken, wertvollen Stoffe beiseite und richtete sich auf. Der Priester sagte: „Oho, der Tote bewegt sich. Er muß eine große schlimme Sache begangen haben, daß er nicht Ruhe im Tode finden kann. Sage mir, Toter, was dich bedrängt." Der Räuberhauptmann fühlte nach der Bewegung die Schmerzen in den Gliedern. Er sagte: „Wie das schmerzt! Gib mir zu trinken!" Der Priester sagte: „Was schmerzt dich? Sage mir, Toter, was dich bedrängt. Denke, daß ich ein Priester bin!" Der Räuberhauptmann sagte: „Ein Armer, den ich bestahl, schlug mich mit einem Ochsenschwanz." Said riß den Ochsenschwanz unter dem Priesterkleide hervor und sagte: „Etwa mit dem da?" Als der Räuberhauptmann das sah, schrie er vor Angst auf. Said aber zog ihm einige harte Schläge über. Er sagte: „Hast du mich nicht heute morgen wieder beschimpft? Nennst du diesen Betrug etwa den Anfang eines ehrlichen Lebenswandels?" Darauf stürzte der Räuberhauptmann vor Said auf die Knie und sagte: „Nimm mich mit dir! Teile mit mir alles,



was ich habe und lehre mich einen ehrlichen Lebenswandel!"

Darauf hob Said den Räuberhauptmann auf. Er legte den Ochsenschwanz beiseite, führte ihn zu seinem Angareb und reichte ihm Speise und Trank. Dann rief er Leute aus der Nachbarschaft, die der Räuberhauptmann und alle seine Schätze in Saids Behausung trugen, so daß die Räuber, als sie abends zurückkamen, die Höhle leer und verlassen fanden.

Der Räuberhauptmann ward von Said verbunden und von Said und seiner Frau gepflegt, bis er gesund war. Said gründete mit ihm einen Handel und gewann ihn mehr und mehr lieb. Sie hatten sich zuletzt so aneinander gewöhnt, daß sie beide gemeinsam in hohem Greisenalter an einem Tage starben.



Das Schicksal der Geschwister Wudandahasch.

Ein Melik (König) hatte drei Kinder, eine Tochter und zwei Knaben, die Achmet und Hassan hießen. Das Mädchen wuchs heran und wurde sehr, sehr schön. Die Leute kamen von allen Seiten, das Mädchen zu sehen. Alle angesehenen Leute und die Söhne anderer Könige kamen, um sich das schöne Mädchen zur Frau auszubitten. Der König wollte sie aber niemand geben. Er wies jeden Freier, ob er der Sohn eines Königs oder ob er der Sohn eines Vornehmen war, zurück. Das tat er aber, bis er eines Tages starb. Kaum war der Melik aber gestorben, da kam ein Rul (Räuber) und bat das Mädchen um ein Glas Wasser. Das Mädchen ging gern hin, gab dem ihm unbekannten Rul das Wasser. Kaum aber reichte sie ihm das gefüllte Gefäß, da faßte der Rul sie und trug sie im Nu mit sich fort in sein Gasr (Schloß).

Die Mutter hatte so hintereinander den Gatten und die Tochter verloren und hatte jetzt nur noch zwei Söhne, den Achmed und den Hassan. Die beiden Söhne waren noch klein und wuchsen langsam heran. Sie spielten auf der Straße und lärmten, wie es die Art der Burschen ist. Eines Tages nun spielte Achmed mit anderen Burschen, indem sie Holzstücke hin- und herwarfen. Und als eine Frau mit einem gefüllten Wasserkruge vorbeiging, hatte Achmed das Unglück, das

Gefäß zu treffen und mit dem Wurfe zu zerstören, so daß das Wasser über die Frau herablief. Dadurch wurde die Frau ärgerlich und sie sagte zu Achmed: „Wenn du schon so stark bist, Achmed, dann wird es Zeit, daß du dich aufmachst und deine Schwester von dem Rul befreist." Damit ging die alte Frau fort.

Achmed lief aber sogleich heim zu seiner Mutter und sagte: „Koche mir Wasser, daß ich ein Bad nehme!" Die Mutter setzte Wasser auf das Feuer. Als das Wasser aber kochte, packte Achmed die Mutter bei den Haaren und hielt ihren Kopf über das Wasser. Dazu sagte Achmed: „Mutter, wenn du mir nicht sogleich sagst, wo meine Schwester ist, dann werde ich deinen Kopf in das kochende Wasser stecken. Mutter, wenn du mir nicht erlaubst, mich aufzumachen, um meine Schwester zu befreien, dann stecke ich deinen Kopf in das heiße Wasser." Die Mutter erschrak und sagte: „Bist du auch stark genug?" Achmed sagte: „Mutter, laß mich gehen!" Darauf sagte die Mutter: „Dann geh, mein Sohn Achmed. Der Rul Ibrahim hat Deine Schwester geraubt."

Achmed nahm darauf von seiner Mutter Abschied, bestieg sein Pferd, ergriff seine Waffen und ritt erst dahin, wo sein Bruder Hassan weilte. Achmed sagte zu Hassan: „Mein Bruder Hassan, ich habe gehört, daß unsere Schwester von dem Rul Ibrahim geraubt ist und will hinreiten, sie zu befreien. Nun nimm diesen Ring hier und setze ihn auf deinen kleinen Finger. Wenn dich nun der Ring anfängt zu drücken, so weißt du, daß es mir schlecht geht. Dann sieh zu, daß du es möglich machst, mir zu helfen." Hassan nahm den Ring, setzte ihn auf den kleinen Finger und sagte: „Es ist gut; ich werde sehen, ob es dir schlecht oder gut geht." Achmed ritt nun von dannen.



Achmed ritt sehr lange durch die Wüste hin. Es war sehr heiß und Achmed wurde sehr durstig. Nachdem er weit durch die Wüste geritten war, kam er an einen Brunnen. An dem Brunnen stand ein Feigenbaum. Neben dem Baume lag ein alter Mann. Achmed sagte zu dem alten Manne: „Ich bin so durstig. Ich bitte dich, gib mir zu trinken." Der alte Mann blieb liegen und sagte: „Das ist der Schöpfsack und das Tau, hebe doch selbst das Wasser; denn du bist ein junger Mann und mir als altem Manne gib dann auch zu trinken." Achmed nahm den Schöpfsack und ließ ihn in den Brunnen hinab. Dann begann er ihn wieder heraufzuziehen.

Achmed fühlte, daß der Sack sehr schwer war. Achmed zog aber mit allen Kräften. Achmed zog und zog. Er war aber nicht imstande, den Wassersack wieder heraufzuziehen.

Als der Alte sah, daß Achmed nicht imstande war, das Tau wieder heraufzuziehen, sagte er: „Sage mir doch einmal, mein Bursche, was du hier eigentlich vorhast?" Achmed sagte: „Ich will meine Schwester befreien, die von dem Rul Ibrahim gefangen genommen ist." Der Alte sagte: „Wenn du nicht einmal imstande bist, den Schöpfsack wieder heraufzuziehen, dann wirst du auch nicht mit dem Rul kämpfen können. Ich rate dir aber an, wieder zurückzukehren." Achmed sagte: „Ich kann und will nicht zurückkehren. Ich muß zu dem Rul. Ich bitte aber dich, der du hier alles weißt, mir den Weg zum Rul zu zeigen." Der Alte sagte: „Siehst du die Schafe dort?" Achmed sagte: „Gewiß sehe ich die Schafe." Der Alte sagte: „Folge nur immer den Schafen, dann kommst du sicher zu dem Rul."



Darauf bestieg Achmed wieder sein Pferd und ritt hinter den Schafen her und kam so zu dem Hause des Rul. Die Schwester Achmeds schaute gerade oben zum Fenster hinaus. Sie sah, daß hinter den Schafen ein Mann kam. Sie erkannte den Burschen. Die Schwester erschrak und sagte: „Bist du es wirklich, mein Bruder Achmed?“ Achmed sagte: „Gewiß, bin ich es.“ Die Schwester rief: „Was willst du denn hier, mein Bruder Achmed?“ Achmed sagte: „Ich will dich von dem Rul befreien, der dich gefangen genommen hat.“ Die Schwester sagte: „Achmed, Achmed, fliehe schnell von dannen. Du kannst den Rul nicht bekämpfen. Du bist verloren, wenn er dich sieht. Fliehe, mein Bruder, fliehe schnell!“ Achmed sagte aber: „Nein, meine Schwester, ich werde nicht fliehen, sondern ich werde hier bleiben und werde mich mit dem Rul messen.“

Der Rul kam nach Hause. Der Rul sah Achmed. Der Rul kam auf Achmed zu und drückte ihm zur Begrüßung die Hand. Er tat das aber mit solcher Kraft, daß er Achmed den Arm ausdrehte, so daß Achmeds Arm kraftlos herabhing. Der Rul sagte aber: „Bist du nicht Achmed, der Bruder des schönen Mädchens?“ Achmed sagte: „Der bin ich!“ Der Rul sagte: „Was wünschest du von mir? Sage es mir, womit ich dir eine Freude bereiten kann.“ „Ich will meine Schwester wieder mit nach Hause zurücknehmen“ — sagte Achmed. Der Rul sagte: „Gut! Ich werde dir deine Schwester morgen früh zurückgeben. Zunächst komme aber mit mir herein und nimm Speise und Trank zu dir, denn du mußt von der weiten Reise sehr ermüdet sein.“

Achmed wurde also von dem Rul hereingeführt, und der Rul ließ ihm ausgezeichnetes Essen und erfrischende Getränke bieten. Nach dem Essen sagte der Rul aber: „Komm mit mir heraus und betrachte meinen



Garten.“ Achmed wollte hinter dem Rul hergehen. Der Rul sagte aber: „Geh du nur voran!“ So gingen sie hinaus in den Garten, Achmed voraus, hinter ihm der Rul. Sie gingen ein gut Stück weit durch den Garten; dann kamen sie an den Eingang einer Höhle, die sich weit, weit unter der Erde ausdehnte, in der wohnten alle Menschen, die der Rul gefangen hatte, damit er sich von Zeit zu Zeit darunter einen zum Mahle heraussuchte. Der Eingang zu dieser Höhle war schmal und mündete nach oben in den Garten. Als der Rul nun mit Achmed an den Höhleneingang kam, sagte er zu dem vor ihm gehenden Achmed: „Schaue dort hinein — dort drunten ist das Beste, was ich habe.“ Achmed beugte sich vorn über und blickte hinab. Da gab ihm der hinter ihm gehende Rul einen Stoß, und so stürzte er auch in die dunkle Höhle hinab, in der der Rul alle seine Gefangenen hatte.

Kaum hatte der Rul den Achmed in die Höhle hinabgestoßen, da begann der Ring, den Achmed Hassan gegeben hatte, und den Hassan auf den kleinen Finger gesteckt hatte, sich zusammenziehen und zu drücken. Hassan fühlte, daß der Ring ihn drückte und er sagte bei sich: „Meinem Bruder muß etwas zugestoßen sein.“ Hassan ging aber zu seiner Mutter und sagte: „Meine Mutter, ich fühle durch den Ring, den Achmed mir zurückgelassen hat, daß Achmed etwas sehr Schlimmes zugestoßen ist. Deshalb bitte ich, mir die Erlaubnis zu geben, Achmed zu suchen und ihm zu helfen.“ Die Mutter sagte: „Mein Sohn Hassan! Euer Vater ist gestorben. Deine Schwester hat der Rul geraubt. Dein Bruder ist in die Hände des Rul gefallen — ich habe nun nur noch dich! Wenn ich dich auch verliere, habe ich kein Kind mehr. Deshalb



bitte ich dich, stehe ab von deinem Verlangen und bleibe bei mir. Ich bitte dich!“ Hassan sagte: „Meine Mutter! Achmed, mein Bruder, verlangt nach mir. Vielleicht kann ich ihm helfen und vielleicht können wir gemeinsam etwas erreichen, was dein Sohn nicht allein vermochte. Laß mich also gehen.“

Hassan drängte also seine Mutter so, daß sie ihm zuletzt die Erlaubnis zum Fortgehen erteilte. Hassan nahm also seine Waffen, bestieg sein Pferd und ritt wie Achmed in die Wüste hinaus. Er ritt lange, lange Zeit durch die Wüste hin und kam auch zu dem Brunnen mit dem Feigenbaum, in dessen Schatten der alte Mann lag. Hassan sagte: „Alter Mann, ich bin sehr durstig! Gib mir etwas von dem Wasser dieses Brunnens.“ Der alte Mann sagte: „Ich bin auch durstig, aber zu alt, um selbst zu schöpfen. Dort liegt nun der Schöpfsack, laß ihn herunter und ziehe Wasser herauf, trinke und gib dann mir, dem alten Manne, auch etwas davon ab. Hassan stieg also ab und ließ den Schöpfsack hinab, und als er fühlte, daß er voll Wasser war, begann er den Strick anzuziehen. Er merkte nun aber sogleich, daß der Sack sehr schwer war und zog und strengte beim Ziehen alle seine Kräfte an. Dann trat er aber zurück. Er war nicht imstande, den vollen Wasserschöpfsack wieder heraufzuziehen.

Als der alte Mann das sah, fragte er Hassan: „Weshalb kommst du diesen Weg? Was willst du in diesem Lande?“ Hassan sagte: „Ein Rul hat meine Schwester geraubt. Mein Bruder hat sich aufgemacht, meine Schwester zu befreien. An einem Ringe nun, den mein Bruder mir zurückgelassen hat, bemerkte ich, daß es ihm schlecht geht. Deshalb bin ich aufgebrochen, um meine Schwester und meinen Bruder zu befreien.“



Der alte Mann sagte: „Laß ab und kehre heim. Wenn du den Schöpfsack nicht hochziehen kannst, wird es dir so wie deinem Bruder und wie vielen, vielen vor ihm ergehen. Du bist zu schwach, um den Rul zu überwinden.“ Hassan sagte: „Lieber Alter, ich will es versuchen. Sage mir doch den Weg, den ich gehen muß, um das Haus des Rul zu finden, in dem meine Schwester und mein Bruder weilen.“ Der alte Mann sagte: „Folge nur den Schafen dort.“ Darauf folgte Hassan den Schafen und kam in die Nähe des Hauses des Rul.

Die Schwester der Brüder sah zum Fenster hinaus. Sie erkannte Hassen und erschrak. Die Schwester rief schon von weitem: „Mein Bruder Hassan, kehre schnell um, kehre schnell um. Sogleich kommt der Rul und dann wird er mit dir verfahren, wie er es mit deinem Bruder Achmed getan hat.“ Hassan sagte: „Meine Schwester, du und mein Bruder, ihr lebt. Deshalb will ich sehen, ob ich euch helfen kann.“ Die Schwester rief: „Fliehe, mein Bruder Hassan!“ Hassan sagte: „Nein, meine Schwester, ich kann und will nicht fliehen!“

Der Rul kam. Der Rul begrüßte Hassan und drückte Hassan die Hand. Er drückte ihm die Hand so stark, daß er ihm den Arm ausrenkte. Der Rul fragte: „Du bist Hassan? Was wünschest du von mir? Was kann ich für dich tun?“ Hassan sagte: „Ich möchte meine Schwester und meinen Bruder wieder nach Hause zurückbringen.“ Der Rul sagte: „Das kann morgen geschehen. Heute sollst du mit mir essen und trinken; denn du wirst von der Reise ermüdet sein.“ Dann begleitete der Rul Hassan in das Haus, setzte ihm Speise und Trank vor, und forderte ihn endlich auf, mit ihm hinaus in den Garten zu gehen, womit Hassan einverstanden war.

Der Rul ließ Hassan vor sich her in den Garten gehen und führte ihn herum, damit er alles sehe. Als er nun an den Eingang der großen, unterirdischen Höhle kam, in der schon Achmed und viele, viele andere Menschen gefangen waren, forderte er Hassan auf, sich vornüberzubeugen und hinabzuschauen. Und als Hassan das tat, gab er ihm von hinten einen Stoß, so daß er kopfüber tief hinabfiel. So waren also beide in der Höhle, die Schwester aber in dem Hause des Rul gefangen.

Die Geburt Die Mutter wußte aber, daß nun auch Hassan in der Höhle des Rul gefangen war. Die Mutter weinte und sagte: „Was soll ich nun? Auch Hassan, mein jüngster Sohn, ist von dem Rul gefangen. Ich habe nun keine Kinder mehr als die bei dem Rul. Ich will also auch zu dem Rul reiten." Danach bestieg die Mutter ihren Esel und ritt in die Wüste hinaus.

Die Mutter ritt weit in die Wüste hinein. Es war heiß und sie empfand großen Durst. Als nun der Esel, auf dem sie ritt, einmal sein Wasser abschlug, da fing sie davon mit den Händen auf und trank es. Kaum aber hatte sie das getan, da fühlte sie, daß sie schwanger war. Die Frau weinte aber und schrie und sagte: „Drei Kinder habe ich geboren. Die sind nun alle vom Rul genommen. Wie soll es nun mit dem vierten Kinde werden?" Da sprach das Kind im Leibe der Mutter und sagte: „Um mich sorge dich nicht, meine Mutter. Ich werde bald jedem Rul gewachsen sein. Zunächst will ich nur bald geboren werwerden." Kurze Zeit danach gebar die Mutter in der Wüste, und das Kind konnte laufen, als es eben geboren war. Das Kind hatte aber wohl auf der einen

Seite das Ohr der Menschen, auf der andern Seite das eines Esels. Deshalb erhielt der Knabe den Namen Wudan (Ohr) — dahasch (Esel).

Wudandahasch lief gleich nach seiner Geburt neben seiner Mutter her und zeigte ihr den Weg aus der Wüste. Sie gingen einige Zeit, dann kamen sie an eine große Stadt. Die Mutter weinte aber und sagte: „Nun sind wir in einer fremden Stadt, und ich habe kein Geld, um Butter und Honig zu kaufen, und ich bin zu müde, um noch in den Basaren nach dem nötigen auszuschauen." Wudandahasch sagte: „Aber meine Mutter, weshalb weinst du denn? Du hast doch mich jetzt, daß ich dir helfe und beistehe. Ich werde sogleich in den Basar gehen und werde alles bringen, was du brauchst."

Darauf ging Wudandahasch in den Basar und kaufte Butter bei einem Manne, und als der Mann sah, wie klein Wudandahasch war, da lachte er und sagte: „Seht den kleinen Butterkäufer!" Darauf sagte Wudandahasch: „Du sollst nicht lachen über mich!" Und er schlug den Butterhändler, so daß ihm der Kopf schief auf dem Halse sitzen blieb. Dann ging Wudandahasch zu einem andern Manne und kaufte Honig. Der andere Mann aber lachte auch und sagte: „Seht den kleinen Honigkäufer!" Darauf sachte Wudandahasch: „Du sollst nicht lachen über mich!" Und er schlug den Honighändler, so daß ihm der Kopf schief auf dem Halse sitzen blieb. Von da ab fürchteten die Leute Wudandahasch und lachten nicht mehr über ihn.

Wudandahasch ging mit seiner Mutter nun in die Wüste (soll offenbar heißen, daß sie an der Grenze der Wüste nahe der Stadt Wohnung nahmen). Die Mutter fragte Wudandahasch: „Mein Sohn, was

brauchst du nun?“ Wudandahasch sagte: „Ich brauche vor allen Dingen einen Stock. Bring mir einen Stock, meine Mutter.“ Die Mutter ging nun hin und suchte einen Stock. Es war ein fester Holzstock. Den gab sie dem kleinen Wudandahasch. Wudandahasch nahm ihn aber und zerbrach ihn zwischen den Fingern. Die Mutter brachte einen größeren und schwereren Stock. Wudandahasch zerbrach ihn zwischen den Händen und sagte: „Es muß ein Stock aus Eisen sein.“ Die Mutter brachte nun einen Eisenstock, der 50 ratl (Pfund) wog. Wudandahasch sagte: „So laßt mir doch einen starken Stock schmieden.“ Darauf ging die Mutter zu dem Schmiede und ließ einen Stock schmieden, der wog 300 ratl. Wudandahasch nahm den Stock und hob ihn in die Luft. Wudandahasch sagte: „Das ist ein Stock, wie ich ihn gebrauchen kann.“

Der Kampf mit Madina Kula

Dann ging Wudandahasch an die Straße, dahin, wo viele vorbeikamen. Und Wudandahasch begann mit dem Eisenstock die Leute in die Seite zu stoßen. Wudandahasch verwundete die Leute nicht, sondern brachte sie damit nur zum Hinfallen. Das freute ihn und er lachte. Die Leute waren aber böse darüber. Sie liefen zum Melik der Stadt und sagten: „Am Tore ist ein Bursche mit Namen Wudandahasch. Der stößt uns immer mit seiner Eisenstange, so daß wir hinfallen. Dieser Wudandahasch ist aber sehr stark.“

Der Melik sagte zu seinem Wesir: „Was fange ich mit diesem Wudandahasch an, der so stark ist und der die Leute immer belästigt. Er ist so stark, daß niemand unter meinen Leuten es wagte, ihn anzupacken.“ Der Wesir sagte: „Herr, das ist vielleicht in der Weise

möglich, daß du ihn einem Stärkeren überantwortest. Du hast doch hier den großen Garten, in dem die schönsten Früchte des Landes wachsen, du weißt, daß seit Jahren niemand den Garten betreten kann, weil die große Madina Rula (Schlange, Drache) darin jetzt lebt und jeden tötet. Wenn du nun den Wudandahasch beseitigen willst, so gib doch dem Burschen die Schaf- und Ziegenherde und beauftrage ihn, sie in dem großen Garten zu hüten. Wenn Wudandahasch dann in den Garten kommt, wird Madina Rula ihn töten." Der Melik hörte den Wesir an und sagte: „So werde ich es tun." Der König ließ alsdann Wudandahasch kommen und sagte zu ihm: „Wudandahasch, du bist ein starker Bursche, und ich kann dich deshalb sehr gut dazu gebrauchen, meine Herden zu hüten, du kannst also morgen die Schafe und Ziegen in dem großen Garten hüten." Wudandahasch sagte: „Das will ich tun."

Am anderen Tage kam Wudandahasch mit den Ziegen und Schafen und trieb sie auf den großen Garten zu, in dem Madina Rula lebte. Als er in den Garten kam, war das große Tor geschlossen. Darauf nahm er seine Eisenstange und schlug die Tür mit einem Schlage ein. Er trat in den Garten und sogleich kam Wudandahasch die Madina Rula entgegen. Madina Rula sagte: „Komm herein, Wudandahasch. Der Bursche sagte: „Was, du kennst meinen Namen?" Madina Rula sagte: „Gewiß, ich kenne deinen Namen schon lange. Ich weiß schon lange, daß du kommen würdest. Ich werde dir etwas vorschlagen, Wudandahasch. Bleibe du dort drüben. Ich bleibe hier. So nehme jeder einen Teil des Gartens für sich und keiner störe den anderen. Auf diese Weise vermeiden wir jeden Unfrieden und Streit. Der Wesir und der Melik



wollen uns aneinander bringen. Aber wir wollen Frieden halten." Wudandahasch sagte: „Es ist mir recht."

Wudandahasch hütete an diesem Tage seine Herde auf der Seite des Gartens, der ihm nach der Verabredung mit dem Madina Rula zufiel. Er sah die schönen Früchte an den Bäumen und pflückte sich und steckte sie in seine Tasche. Nachher trieb er dann seine Herde fort. Er ging aber zum Könige und sagte: „In dem Garten, in dem ich heute deine Herde hüten sollte, fand ich viele schöne Früchte. Ich habe dir deshalb einige der besten mitgebracht." Der König war über die schönen Früchte sehr erfreut und sagte: „Ich danke dir, Wudandahasch, für diese Früchte. Du darfst dir auch irgendein Geschenk von mir wünschen." Wudandahasch sagte: „Ich will kein besonderes Geschenk haben. Ich bitte dich nur, mir auch ferner zu erlauben, die Leute an der Straße mit meinem Stock zu stoßen, so daß es etwas zum Lachen gibt."

Der König ließ Wudandahasch gehen und sagte zum Wesir: „Was sagst du nun hierzu, Wesir? Ich denke mir, daß auch die große Madina Rula vor diesem Wudandahasch solche Furcht hat, daß sie ihn nicht anzufassen wagt." Der Wesir sagte: „Ich glaube das dem Wudandahasch nicht. Ich glaube, er ist gar nicht in dem Garten gewesen, sondern hat diese Früchte nur über den Zaun weg gepflügt. Willst du ihn mit seiner Herde morgen noch einmal in den Garten schicken, so will ich Leute hinterdreinsenden, die zusehen sollen, ob der Bursche wirklich in den Garten geht oder nicht." Der Melik war mit dem Vorschlage des Wesirs einverstanden und ließ Wudandahasch noch einmal rufen, um ihm zu sagen, daß er am anderen

Tage noch einmal in den Garten der Madina Rula gehen sollte, um seine Herde da zu hüten.

Also trieb Wudandahasch am anderen Tage wieder seine Schafe und Ziegen in den Garten der Madina Rula. Der Wesir sandte aber Leute nach, die sagen sollten, was er tue. Die Leute folgten Wudandahasch bis an den Garten. Die Leute sahen, wie er mit seiner Eisenstange das Tor öffnete. Die Leute sahen, wie er seine Herde in den Garten trieb. Die Leute liefen also zum Könige zurück. Sie sagten ihm, daß Wudandahasch seine Herde wirklich in den Garten getrieben habe, nachdem er das Tor mit dem Eisenstab geöffnet hätte. Abends kam aber Wudandahasch selbst mit seiner Herde wieder und brachte dem Könige einige der schönsten Früchte mit. Der König war über die Früchte sehr erfreut und sagte: „Wudandahasch, ich danke dir für diese schönen Früchte. Du kannst dir auch ein Geschenk von mir wünschen.“ Wudandahasch sagte: „Ich will keine besonderen Geschenke haben. Ich bitte dich nur, mir auch fernerhin zu erlauben, die Leute an der Straße mit meinem Stocke zu stoßen, so daß es etwas zum Lachen gibt.“

Wudandahasch trieb seine Herde von nun ab alle Tage in den Garten der Madina Rula. Eines Tages*) aber fand er, als er wieder in den Garten kam, Madina Rula schlafend. Da brachte er von allen Seiten Holz und trockenes Strauchwerk herbei und

*) Der Erzähler ist sich bei der Wiederholung der Erzählung nicht ganz klar, ob sich dies nicht vielleicht schon am zweiten Tage, als nämlich die Spione, wie oben erzählt, das erste Mal hinter ihm hergingen, ereignet habe, meint aber bei einer dritten Wiederholung dieser Stelle mit Bestimmtheit, daß Wudandahasch sehr häufig in den Garten gegangen sei, ehe seine erste Großtat zum Abschluß kam.

schichtete das über Madina Rula auf. Dann entzündete er es und so entstand ein mächtiges Feuer, in dem Madina Rula starb. Als er sah, daß Madina Rula gestorben war, schnitt er der Rula den Kopf ab. Dann nahm er den Kopf und brachte ihn dahin, wo ein mächtiger Felsblock lag. Er hob den Felsblock mit seiner Eisenstange auf (vom Erzähler pantomimisch als hebend ausgedrückt), legte den Rulakopf darunter und ließ den Feldblock wieder herunter, so daß er den Kopf völlig bedeckte. Dann trieb er seine Herde aus dem Garten und sagte zu den Leuten, denen er begegnete: „Ihr könnt jetzt ruhig in den Garten gehen. Die Rula ist tot." Dem König brachte er aber wie immer Früchte mit. Der König sagte: „Ich danke dir für die schönen Früchte. Du kannst dir auch ein Geschenk von mir wünschen." Wudandahasch sagte aber: „Ich will kein besonderes Geschenk haben. Ich bitte dich nur, mir auch fernerhin zu erlauben, die Leute an der Straße mit meinem Stocke zu stoßen, so daß es etwas zu lachen gibt."

Die Leute aber, denen Wudandahasch auf seinem Heimwege gesagt hatte, daß jeder jetzt in den Garten gehen könne, da die Madina Rula tot sei, gingen zu dem Garten. Sie fanden das Tor offen. Sie gingen vorsichtig hinein. Da fanden sie den riesigen Leib der Madina Rula, der der Kopf abgeschnitten war. Erst erschraken sie bei dem Anblick, dann aber lief ein jeder, der das gesehen hatte, zum König und sagte: „König, ich bitte dich um ein Geschenk, denn ich habe die Madina Rula getötet." Der König hörte den ersten an und war sehr zufrieden. Dann kam ein zweiter, dann ein dritter. Es kam eine ganze Reihe von Leuten, und jeder verlangte ein großes Geschenk und behauptete, Madina Rula getötet zu haben.

Der König sagte: „Das ist eigenartig — es können nicht soviele Leute die eine Madina Rula getötet haben. Ich werde die Sache selbst ansehen.“ Er begab sich also mit dem Wesir und andern Leuten in den Garten und betrachtete den Körper der Madina Rula, der der Kopf abgeschlagen war. Der König sagte zu seinem Wesir: „Es kann kein Zweifel sein, daß Madina Rula getötet vor uns liegt. Nun behauptet von allen diesen Leuten ein jeder, er allein habe die Rula getötet. Wie kann ich nun die Wahrheit erfahren?“ Der Wesir sagte: „Der einzige, der hierüber etwas sagen kann, ist wohl Wudandahasch, der alle Tage hier im Garten war.“ Der König sagte: „Das ist richtig, wir wollen Wudandahasch rufen.“ Also wurde Wudandahasch gerufen.

Als Wudandahasch kam, fragte ihn der König: „Weißt du vielleicht, wie ich in Erfahrung bringen kann, wer Madina Rula getötet hat?“ Wudandahasch sagte: „Das ist sehr einfach. Wer Madina Rula getötet hat, wird auch wissen, wo der abgeschnittene Kopf ist.“ Der König sagte zu denen, die die Rula getötet haben wollten: „Wer kann mir sagen, wo der Kopf der Madina Rula ist?“ Die Leute sahen sich verlegen um. Es konnte aber keiner sagen. Der König sagte zu Wudandahasch: „Von diesen hier kann es keiner sagen. Weißt du sonst nichts?“ Wudandahasch sagte: „Gewiß weiß ich etwas. Ich weiß genau, wo der Kopf Madina Rulas liegt. Er liegt unter jenem Felsblock — dort. Es kann aber nur die Madina Rula getötet haben, wer imstande ist, den Felsblock hochzuheben. Also meine ich, müßten alle die, die die Rula getötet haben wollen, zeigen, ob sie den Felsblock hochheben können.“ Darauf ließ der König alle die, die vorher gesagt hatten, sie hätten die Rula



getötet, nochmals herantreten und verlangte von ihnen, sie sollten versuchen, den Felsblock emporzuheben.“ Einer nach dem andern trat heran und versuchte den Felsblock zu heben. Aber nicht ein einziger vermochte ihn auch nur ein wenig zu heben.

Als alle gezeigt hatten, daß sie nicht imstande waren, den Felsblock zu heben, sagte Wudandahasch: „Nun ist wohl deutlich ersichtlich, daß diese Leute alle gelogen haben. Jetzt werde ich zeigen, wer Madina Rula getötet und den Kopf Madina Rulas abgeschnitten hat.“ Wudandahasch ging also hin, hob mit seiner Eisenstange den Felsblock auf und nahm den Kopf Madina Rulas heraus und warf ihn vor die Füße des Königs. Wudandahasch sagte: „Nun wißt ihr es!“ Da sahen alle Anwesenden, daß es nur Wudandahasch gewesen sein konnte, der die Madina Rula getötet und den Kopf abgeschnitten hatte. Der König sagte: „Wudandahasch, ich will dich in einer meiner Städte zum Könige machen.“ Wudandahasch sagte: „Ich will nicht König einer deiner Städte werden. Ich bitte dich nur, mir auch fernerhin zu erlauben, die Leute auf der Straße mit meinem Stocke zu stoßen, so daß es etwas zum Lachen gibt.“ Der König sagte: „Du hast etwas Großes getan. Willst du denn sonst nichts?“ Wudandahasch sagte: „Nein, sonst will ich nichts.“ Wudandahasch ging. — — —

Die Ueberwindung der Wasser-Rula

Wudandahasch tat nun wie früher. Er stieß die Leute an der Straße mit seiner Eisenstange in die Seite. Er tötete sie nicht und verwundete sie nicht, sondern warf sie nur hin. Die Leute fürchteten sich aber und alle Welt war zornig und alle Leute kamen zum König und sagten: „Wudan-



dahasch stößt uns immer mit seiner Eisenstange, so daß wir hinstürzen." Darauf sagte der König: „Ist denn niemand da, der Wudandahasch überwinden kann?" Die Leute sagten: „Nein, es ist niemand da, der Wudandahasch überwinden könnte." Der König sprach darauf mit seinem Wesir und sagte: „Was kann man nun tun, um Wudandahasch auf die Seite zu bringen! Wudandahasch ist für das Land eine Plage, und es ist niemand da, der ihn überwinden kann." Der Wesir dachte nach und sagte endlich: „Jetzt weiß ich, wer Wudandahasch aus dem Wege räumen könnte. Du hast hier bei deiner großen Stadt den schönen Fluß mit ausgezeichnetem Wasser. Nun muß aber ein jeder aus dem Brunnen das schlechte Wasser holen, und keiner kann das gute Wasser des Flusses nehmen, weil zwei Rula in dem Flusse leben, die jeden töten, der an das Wasser kommt. Sende doch Wudandahasch an den Fluß mit deinen Schafen und Ziegen. Er soll die Herden am Ufer des Flusses hüten. Dann werden die beiden Rula ihn töten und du hast deinen Vorteil. Sollte aber Wudandahasch die Rula umbringen, was nicht anzunehmen ist, so kannst du damit auch zufrieden sein." Der Melik hörte den Wesir an und sagte dann: „Du hast Recht. So werde ich es machen."

Der Melik ließ Wudandahasch kommen und sagte zu ihm: „Nimm die Schafe und Ziegen und hüte sie an den Ufern des Flusses!" Wudandahasch sagte: „Das will ich gern tun!" Am andern Tage trieb Wudandahasch also die Schafe und Ziegen wieder aus, und diesmal an das Ufer des Flusses. Er stieg in den Fluß und badete. Er füllte seinen Wassersack mit dem herrlichen Wasser. Es zeigte sich an diesem ersten Tage aber keine Rula. Wudandahasch nahm also den



Sack mit Wasser, trieb die Herde heim und trug dann den Sack mit Wasser zum König. Er sagte: „Ich habe so, wie du es mir gesagt hast, deine Herde am Ufer des Flusses hingetrieben und habe dir hier von dem schönen Wasser etwas mitgebracht." Der König versuchte das Wasser und sagte: „Das Wasser ist wirklich sehr gut. Es ist viel besser, als das schmutzige Wasser aus dem Brunnen. Nun bringe mir nur häufig etwas von diesem Wasser. Zuerst sage mir aber, was ich dir schenken kann." Wudandahasch sagte: „Ich will kein besonderes Geschenk von dir haben. Ich bitte dich nur, mir auch fernerhin zu erlauben, die Leute auf der Straße mit meinem Stocke schlagen und stoßen zu dürfen, damit es etwas zum Lachen gibt."

Am andern Tage trieb Wudandahasch seine Herde wiederum zu dem Ufer des Flusses. Wudandahasch sah sich um und sah, daß eine der Rula im Wasser schwamm, während die andere schlief. Da näherte er sich vorsichtig der Rula und zog ihr, ehe sie es sich versah, einen silbernen Fußring vom Bein. Mit dem silbernen Fußring eilte er dann heim, gab ihn seiner Mutter und sagte: „Meine Mutter, bewahre mir diesen silbernen Ring auf und bewache ihn gut." Die Mutter nahm ihn.

Am andern Tage trieb Wudandahasch wieder seine Herde an das Ufer des Flusses. Die beiden Rula sahen Wudandahasch nicht. Die beiden Rula sprachen miteinander. Die beiden Rula sagten: „Dieser Wudandahasch war erstlich mit der Herde im Garten Madina Rulas. Er hat Madina Rula getötet. Er kommt jetzt täglich an unsern Fluß. Gestern hat er schon unsern silbernen Fußring genommen. Wudandahasch wird uns noch töten, wenn wir nicht Freundschaft mit ihm



schließen. Wir haben ja unsere Erruker*), mit deren Hilfe können wir die häßliche Haut der Rula anlegen und sind dann die schlimmsten Feinde der Menschen. Oder aber wir können diese häßliche Haut ablegen und sind dann schöne Frauen. Wir wollen nun unsere Erruker anwenden und wollen die häßliche Haut ablegen. Wir wollen als schöne Frauen mit ihm Freundschaft schließen. Wir wollen aber unser Gepäck mitnehmen, damit wir immer, wenn wir es brauchen, Rula sein können — so wollen wir es tun."

Wudandahasch hörte es, wie die beiden Frauen so miteinander sprachen. Wudandahasch merkte sich die Worte. Er ging um den Platz herum und kam von der andern Seite. Er trieb seine Herde an den Fluß. Am Fluß saßen zwei sehr schöne Mädchen. Wudandahasch sagte: „Ihr seid zwei schöne Frauen." Die beiden Frauen sagten: „Wir wollen mit dir kommen und in deinem Hause mit dir Freundschaft schließen. Wir wollen nur jede ihren Korb mitnehmen. Bist du damit einverstanden?" Wudandahasch sagte: „Ich will euch mitnehmen und mit euch Freundschaft schließen. Jede kann in ihrem Korbe ihre Sachen tragen. Aber ihr müßt mir in allem gehorsam sein, was ich will. Seid ihr damit einverstanden? Sagt es, denn ihr wißt, ich bin Wudandahasch." Die beiden Frauen sagten: „Wir wissen, daß du Wudandahasch bist, und deshalb nur wollen wir mit dir gehen und wollen dir gehorchen. Wir sind damit einverstanden."

---

*) Zirka 2 bis 4 cm lange und zirka 1/2 cm dicke Zweigstücke mit Rinde und ohne Ornamente, welche zu allerhand Verwandlungen gebraucht werden. Viele Leute tragen solche Errukers als schützende und fördernde Amulette in der Tasche.

Wudandahasch sagte: „Dann kommt mit mir. Wir wollen erst beim Hause des Königs vorbeigehen und nachher könnt ihr bei meiner Mutter wohnen.“ Dann ging Wudandahasch mit den beiden schönen Frauen in die Stadt zum Hause des Königs. Jede der Frauen aber hatte ihren Korb bei sich. Als sie nahe am Hause des Königs waren, blieb Wudandahasch stehen. Er stützte sich auf seinen Eisenstock und sagte: „Nun ist es an der Zeit, daß ihr eure Erruker herausnehmt und eure alten Häute als Rula anlegt. Die schönen Frauen erschraken und sagten: „Weißt du denn, daß wir Rula sind?“ Wudandahasch sagte: „Ihr könnt Rula sein und könnt schöne Frauen sein, je nachdem ihr eure Erruker anwendet. Ich habe aber euren Silberfußring und bin, wie ihr wißt, Wudandahasch. Ich will euch noch einmal als Rulas dem König zeigen. Mehr will ich nicht.“ Wudandahasch hob seinen Eisenstock hoch.

Da fürchteten sich die zwei Rula und sie sagten: „Wir wollen tun, was du sagst.“ Sie nahmen die Erruker und aus den Körben die Häute und verwandelten sich in Rulas. So gingen sie folgsam vor Wudandahasch als Rulas her. Die Leute aber, die die Rulas sahen, erschraken und liefen kreischend von dannen. Die Leute liefen überall kreischend weg und flüchteten sich zum König und riefen: „Hilf uns, Melik! Wudandahasch hat die zwei Rula aus dem Flusse gebracht und treibt sie hierher. Er wird uns den zwei Rula ausliefern, so daß wir getötet und gefressen werden. Hilf uns, Melik.“ Der Melik erschrak und sagte zu dem Wesir: „Wer ist das? Was wird das? Was tun sie?“ Die Leute schrien: „Du, der Melik und du, der Wesir, ihr beide waret es, die Wudandahasch zum Flusse hinabsandten. Ihr seid Schuld



daran, wenn Wudandahasch uns nun die zwei Rula in die Stadt bringt, so daß sie uns alle fressen werden. Ihr müßt uns helfen. Ihr müßt Wudandahasch entgegengehen und müßt Wudandahasch bitten, uns zu schonen."

Der Wesir sagte zum Melik: „Wir müssen tun, was alle Leute verlangen. Wir wollen Wudandahasch entgegengehen und wollen ihn bitten, das Volk der Stadt nicht vernichten zu lassen." Der Melik und der Wesir standen auf. Sie gingen aus dem Palast heraus. Da sahen sie auch, wie Wudandahasch die beiden Rula auf die Stadt zuführte. Als ihre Augen aber die beiden Rula sahen, da erschraken sie und wollten fortrennen und sich im Palaste verstecken. Sie wandten sich schon um; Wudandahasch rief ihnen aber zu: „Bleibt, bleibt! Ich wollte euch die beiden Rula nur zeigen. Sie werden euch und niemand etwas tun, denn ich bin der Herr ihrer Kleider (wörtlich!). Bleibt und seht nur." Nun blieben der Wesir und der Melik stehen. Der Melik und der Wesir standen still und sahen die zwei Rula. Die zwei Rula waren aber schrecklich zu sehen. Alle Leute sahen die Rula und Wudandahasch stand hinter den Rula und war ihr Herr. Wudandahasch sagte: „Nun ist es aber genug. Ihr sterbt sonst alle vor Furcht." Dann machte Wudandahasch ein Feuer und sagte zu den zwei Rula: „Nehmt eure Erruker! Legt die Rulahäute ab, denn ich bin Wudandahasch!" Darauf nahmen die zwei Rula ihre Erruker zur Hand, und gleich darauf hatten sie die zwei Rulahäute abgelegt und standen als schöne Frauen da. Darauf riefen der Melik und der Wesir und alle Leute: „Oh, seht! Wie schön sie sind!" Alle Leute staunten.



Wudandahasch nahm aber die Erruker und die Rulahäute der beiden Frauen und warf alles ins Feuer, so daß es verbrannte. Wudandahasch sagte: „Schöne Frauen sollt ihr bleiben. Nie wieder sollt ihr Rula werden.“ Dann brachte Wudandahasch die schönen Frauen zu seiner Mutter und sagte: „Bewahre und beschütze diesen beiden schönen Frauen gut!“ Der Melik ließ aber Wudandahasch kommen und sagte: „Wudandahasch, du hast etwas Großes vollbracht. Alle Leute brauchen nun nicht mehr das schmutzige Wasser aus dem Brunnen zu trinken, sondern können ungefährdet an den Fluß gehen und können von dort herrliches Wasser holen. Sage nur, ob ich nun etwas tun kann. Soll ich dir etwa eine große Hochzeit veranstalten, wenn du jetzt die beiden schönen Frauen heiratest?“ Wudandahasch sagte: „Ich will diese beiden Frauen nicht heiraten, wenn sie auch sehr schön sind. Ich will jetzt nicht heiraten und will auch keine Geschenke von dir haben. Ich bitte dich nur, mir auch fernerhin zu erlauben, die Leute auf der Straße mit dem Stocke zu stoßen, so daß es etwas zum Lachen gibt.“ Wudandahasch ging dann heim.

Wudandahasch als Gesandter

Wudandahasch tat nun wie bisher. Er stieß die Leute an der Straße mit seinem Eisenstab in die Seite. Er tötete sie nicht und verwundete sie nicht, sondern warf sie nur hin. Die Leute fürchteten sich aber vor Wudandahasch und alle Welt war zornig. Alle Leute liefen zum König und sagten: „Wudandahasch stößt uns immer mit seiner Eisenstange, so daß wir hinstürzen.“ Darauf ward der König sehr traurig. Der König sagte: „Nicht Wudandahasch ist schlecht, sondern ihr seid schlecht! Ihr habt mir Wudan-

dahasch verdorben! Wudandahasch hat große Dinge getan. Ihr alle seid aber ganz kleine Kinder."

Die Leute kamen wieder und wieder zum Melik und beschwerten sich über Wudandahasch. Es kam der Wesir zum König und sagte: „Es geht nicht mehr so! Es ist unerträglich. Dieser Wudandahasch muß aus der Welt geschafft werden. Gib ihm einen Auftrag!" Der Melik sagte: „Niemand wagt den Wudandahasch anzurühren. Wudandahasch ist stärker als jeder. Auch die Rula fürchten ihn. Wer soll es mit Wudandahasch aufnehmen!" Der Wesir dachte bis zum andern Tage nach. Dann kam er wieder zum Melik und sagte: „Melik, ich weiß, wie man Wudandahasch beseitigen kann." Der König sagte: „So sage es!" Der Wesir sagte: „Du hast doch deinen Freund, den andern König, der im vorigen Jahre Krieg mit dir geführt hat. Der König ist über alle Maßen machtvoll und stark. Er kann den Wudandahasch leicht überwinden. Sende Wudandahasch auf einem Schiffe zu jenem König, dann wird er schon getötet werden, und du bist dann alle Sorge um deinen Wudandahasch ein- für allemal los." Der König sagte: „Es ist gut — so werde ich es tun. Ich werde Wudandahasch mit einer Ladung von Geschenken an den Melik des andern Landes senden und diesen so zornig machen, daß er Wudandahasch tötet."

Der Melik ließ nun viele Säcke voll Mist füllen und belud damit ein großes Boot. Dann schrieb er einen Brief, der war so gehalten, daß, wenn Wudandahasch mit der Mistladung ankam, er am andern Tage auf jeden Fall getötet werden mußte. Danach ließ der Melik Wudandahasch zu sich kommen und sagte: „Wudandahasch, du sollst als mein Bote zu dem andern König fahren und sollst da mit allen Ehren empfangen werden, denn ich will dir große



Geschenke für ihn mitgeben. Sieh, dort habe ich schon ein Boot beladen lassen. Nimm nun den Brief und übergib ihn dem andern König." Wudandahasch nahm den Brief und sagte: „Ich werde alles so ausführen, daß es dir zur Ehre gereicht."

Wudandahasch ging hin, um von seiner Mutter Abschied zu nehmen. Unterwegs sagte er vor sich hin: „Ob denn aber auch mein Stock für die Reise genügt?" Und Wudandahasch versuchte ihn mit den Händen zusammenzubiegen; da zerbrach der Eisenstab von 300 Pfund in seiner Hand wie ein Daburohr. Wudandahasch ging dann zu einem Schmiedemeister und ließ alle Schmiede zusammenkommen. Und er baute einen Schmiedeofen, der war sehr groß. Dann ließ er einen andern Eisenstock schmieden, der wog zehn Gontar (Zentner). Er hob ihn in die Luft und schwang ihn wie einen Stock hin und her. Er sagte: „Dieser Stock ist gut für mich." So stark war Wudandahasch geworden.

Wudandahasch ging dann an das Ufer und bestieg das Boot. Wudandahasch stieß mit seinen Leuten vom Ufer ab und fuhr hinaus. Nachdem Wudandahasch eine Zeitlang gefahren war, begann er die Zahl der Säcke, die ihm der König mitgegeben hatte, zu zählen.

Nachdem Wudandahasch damit einige Zeit verbracht hatte, die Säcke zu zählen, sagte er: „Es sind aber viele Säcke. Sehr schwer können sie nicht sein." Wudandahasch hob einen Sack auf und wog ihn. Wudandahasch sagte: „Es scheint, diese Könige schenken einander Hühnerfedern." Wudandahasch wog einen zweiten Sack, der ebenso leicht war, und sagte: „Ich muß mir den Inhalt dieses Sackes doch einmal ansehen." Wudandahasch begann einen Sack zu öffnen. Die Schiffsleute sahen das und schrien: „Wudan-



dahasch, niemand darf die Säcke öffnen als der König, zu dem wir gesandt sind. Laß es, Wudandahasch!" Wudandahasch lachte aber und sagte: „Was gehen mich diese Könige an! Diese Könige achten ihre Diener gering, wenn sie auch vieles vermögen, und suchen sie nur zu vernichten, wenn sie ihnen einmal ärgerlich sind. Diese Könige achten ihre Diener nicht. Weshalb soll ich nun diese Könige achten?"

Wudandahasch öffnete den Sack und fand, daß Mist darin war. Wudandahasch lachte und sagte zu den Leuten: „Seht, die Könige senden einander Mist! Heute finde ich in der Tat etwas zum Lachen." Die Leute sagten: „Wudandahasch, wir bitten dich, schließe den Sack. Wudandahasch, wir bitten dich. Denn siehe, es ist der Mist der Könige." Wudandahasch sagte: „Wenn sie Mist verschicken, sollen sie es nicht gerade auf meinem Boote tun." Wudandahasch schüttete den Mist in das Wasser. Die Leute schrien: „Wudandahasch, was tust du? Es ist der Mist der Könige!" Wudandahasch sagte: „Ihr Klugen, glaubt ihr denn wirklich, daß der Mist, den Könige sich als Gabe senden, anders ist als der Mist der Esel, der Schafe und Kamele anderer Leute!" Die Leuten weinten aber und baten: „Wudandahasch! Es ist nun einmal der Mist des Königs, und die Leute werden uns töten, wenn wir ihn nicht bringen." Wudandahasch sagte: „Mist wird überall gemacht. Ich will nicht der Ueberbringer einer solchen Gabe sein!" Wudandahasch schüttete also den Inhalt aller Säcke in das Wasser.

Danach öffnete Wudandahasch den Brief, den der Melik ihm für den andern König mitgegeben hatte. Aus dem Briefe ersah er, daß der Melik den andern König veranlassen wollte, Wudandahasch, wenn er mit der Mistladung ankomme, zu töten. Wudandahasch las



den Brief. Wudandahasch verbrannte den Brief. Wudandahasch schrieb dann einen andern Brief, in dem der andere König aufgefordert wurde, Wudandahasch mit großen Ehren zu empfangen. Nachdem Wudandahasch diese Aenderung vorgenommen hatte, fuhr er mit seinen Leuten weiter, bis er zu der Stadt des andern Königs kam.

Wudandahasch sandte einen Mann mit dem Briefe zu dem König in die Stadt. Der König las den Brief und sagte zu seinen Leuten: „Der Mann, der diesen Brief gebracht hat, muß mit aller Pracht aufgenommen werden. Deshalb sollen alle Trompeten geblasen und alle Trommeln geschlagen werden und ich will ihm selbst entgegenziehen." Die Leute kamen mit Pferden und Waffen und vielen Musikinstrumenten und machten großes Geräusch, als sie hinter ihrem König her zu Wudandahasch zum Boot herabzogen. Als sie so kamen, sagten die Bootsleute zu Wudandahasch: „Das war die gleiche Musik mit Trompeten und Trommeln, die sie im vorigen Jahre machten, als sie gegen den Melik unseres Landes Krieg führten." Wudandahasch sagte: „Dann wollen wir unserm Melik diese Musikinstrumente als Geschenk mitbringen." Die Bootsleute erschraken und sagten: „Wudandahasch, sage nicht so schlimme Sachen."

Wudandahasch wurde mit allen Ehren empfangen und speiste mit dem Melik. Er besichtigte die Stadt und sah, daß es eine große Tabia (Burg) war. Es war aber tagsüber niemand in der Burg. Wudandahasch sagte: „Wozu haben die Leute diese Tabia?" Als es nun abend wurde, sah er, daß alle Einwohner der Stadt in die Tabia gingen und darin schliefen. Er aber ging in sein Boot und schlief auf dem Wasser. Am andern Tage wurden wieder die Trommeln ge-



schlagen und die Trompeten geblasen, und es war so ein großes Fest. Als es Nacht wurde, zogen aber alle Leute der Stadt wieder in die Tabia. Als Wudandahasch das sah, ging er nicht in das Boot, sondern er blieb mit seiner Eisenstange in der Stadt. Und als alle Leute der Stadt in der Tabia eingeschlafen waren, ergriff er seine Eisenstange und begann auf die Tabia zu schlagen. Seine Schläge fielen so schwer auf die Burg, daß sie einstürzte. Wudandahasch ging herum und schlug von allen Seiten darauf ein, und sie fiel ganz zusammen und alle Leute, die in der Tabia waren, wurden von den einstürzenden Balken und von der Eisenstange Wudandahaschs getötet. So tötete Wudandahasch den großen, feindlichen Melik und alle seine Leute auf einmal.

Danach ging Wudandahasch herum und trug alle Trompeten und Trommeln zusammen. Er trug sie zum Boote herab und belud sein Boot damit, und er zeigte seinen Leuten, wie sie die Musikinstrumente handhaben sollten. Dann fuhr er ab und der Stadt des Königs zu, der ihn ausgesandt hatte. Nach langer Fahrt kam das Schiff dann nahe der Stadt an. Wudandahasch sagte zu seinen Leuten: „Nun blast und trommelt so laut und so stark ihr könnt, denn der Melik und seine Leute müssen merken, daß wir für den Mist ein gutes Gegengeschenk mitgebracht haben.“ Die Leute begannen nun auf dem Schiff mit allen Kräften zu trommeln und zu blasen.

Als die Leute in der Stadt das sahen und hörten, erschraken sie und liefen zu ihrem Melik. Der Melik hörte die Musik auch und sagte zu seinem Wesir: „Wesir, wir haben unklug gehandelt. Wir haben den Wudandahasch mit einem schlechten Geschenk zu dem Könige gesandt, mit dem wir vorher Krieg gemacht



hatten. Nun ist er sicher empört gewesen über das, was wir von ihm verlangt haben, und er hat nicht nur Wudandahasch totgeschlagen, sondern kommt mit allen seinen Leuten und mit seiner Musik, um genau wie früher mit uns zu fechten. Oder erkennst du etwa die Musik nicht wieder?" Der Wesir sagte: „Es kann kein Zweifel darüber sein, daß das die Musik ist, von der du sprichst. Wir müssen aber abwarten, was geschieht."

Als Wudandahasch aber an die Stadt kam, ließ er das Boot anlegen und stieg mit seinen Leuten aus. Seine Leute machten die Musik und gingen hinter Wudandahasch her auf den Palast des Melik zu. Die Leute aber lugten hier und da zu den Türritzen heraus und erkannten Wudandahasch. Sie sahen Wudandahasch und stürzten aus den Häusern heraus und schrien: Sie riefen: „Wudandahasch ist wiedergekommen! Wudandahasch ist wiedergekommen! Wudandahasch hat den großen König getötet und bringt seine Musikinstrumente mit!" Als der Melik die Schreie der Leute hörte, fiel er dem Wesir um den Hals und sagte: „Wesir, es ist Wudandahasch!"

Wudandahasch kam mit seiner Musik zu dem Melik. Er hieß seine Leute, alle Instrumente vor den König hinzulegen und sagte: „Du hast mich mit köstlichen Geschenken zu dem feindlichen Melik gesandt. Der feindliche Melik hielt nichts von der Köstlichkeit deiner Geschenke und nannte sie Mist! Darauf habe ich den Melik und seine Leute totgeschlagen und bringe dir hier die Gegengeschenke, seine Musikinstrumente. Sage mir es nur, wenn irgendein anderer König einmal wieder deine Geschenke als Mist bezeichnet, und ich will gern alle Könige dann belehren in dem, was wertvoll und was wertlos ist."



Der Melik war über diese Tat und die Eroberung der Musikinstrumente sehr entzückt. Er sagte zu Wudandahasch: „Du hast nun wiederum etwas Großes vollbracht, sage mir, was ich dir schenken kann.“ Wudandahasch sagte aber: „Ich will keine Gabe von dir haben. Ich bitte dich, mir nur fernerhin zu erlauben, die Leute auf der Straße mit meinem Stocke zu stoßen, so daß es etwas zu lachen gibt.“ Der Melik sagte: „Dein Stock ist aber größer geworden, wirst du den Leuten auch nicht schaden?“ Wudandahasch sagte: „Mein Stock wird noch mehr wachsen, aber nur dem Widrigen wird er schaden. Die Freunde wird er nur scherzend berühren.“

Wudandahasch verließ darauf den Melik und ging zu seiner Mutter, um sie zu begrüßen.

Die Befreiung der Geschwister und aller Kul-Gefangenen

Wudandahasch wollte am andern Tage tun, wie er früher getan hatte, und wollte die Leute mit seinem Stock stoßen, damit sie fielen und es etwas zum Lachen gäbe. Seine Mutter sagte aber zu ihm: „Wudandahasch, du willst weggehen?“ Wudandahasch sagte: „Ja, ich will hinausgehen und will mit meinem Stock spielen.“ Die Mutter sagte: „Wudandahasch, ehe ich dich gebar, hatte ich schon eine Tochter und zwei Söhne.“ Wudandahasch sagte: „Was sagst du, meine Mutter?“ Die Mutter sagte: „Du hast eine Schwester und zwei Brüder.“ Wudandahasch sagte: „Leben denn meine Schwester und meine Brüder noch?“ Die Mutter sagte: „Ja, deine Schwester und deine Brüder leben noch.“

Wudandahasch sagte: „Meine Mutter, nun sage mir schnell alles, was von meiner Schwester und meinen Brüdern zu sagen ist. Oh, meine Mutter, warum

hast du mir das nicht früher gesagt? Ich wußte, daß ich etwas zu tun hätte, aber ich wußte nicht, was es ist. Nun sage es mir, meine Mutter!" Die Mutter sagte: „Als der Vater dieser drei Kinder noch lebte, wollte er seine Tochter, deine Schwester, die sehr schön ist, keinem Manne zur Frau geben. Kaum war aber dein Vater gestorben, da kam ein Rul, ließ sich Wasser von ihr reichen und raubte sie. Deine Brüder waren noch jung, als sie das hörten. Erst ritt Achmed hin und wurde von dem Rul gefangen, denn Achmed war noch zu schwach. Danach ritt Hassan aus, um seine Schwester und seinen Bruder zu befreien. Hassan war aber auch noch zu schwach und ward vom Rul gefangen. Ich wollte nun selbst hinreiten. Unterwegs wurde ich aber schwanger und gebar dich." Wudandahasch sagte: „Meine Mutter, warum hast du mir das nicht früher gesagt? Nun sage mir aber schnell, welchen Weg ich einzuschlagen habe." Darauf gab die Mutter Wudandahasch den Weg an.

Wudandahasch ging zum König. Der Melik sagte: „Was willst du, Wudandahasch?" Wudandahasch sagte: „Ich will einen Rul überwinden, der jenseits der Wüste wohnt; gib mir ein Pferd!" Der Wesir sagte heimlich zum Melik: „Das ist ausgezeichnet. Noch niemals ist jemand diesem Rul entgangen; denn es gibt nichts, was ihm an Kraft gewachsen ist. Es ist ausgezeichnet, daß Wudandahasch gegen ihn ausziehen will. Wenn kein anderer Wudandahasch töten könnte, so ist es dieser Rul. Gegen diesen ist auch Wudandahasch machtlos. Gib ihm also ein Pferd!" Der Melik sagte: „Gewiß, mein Wudandahasch. Ich werde dir ein gutes Pferd geben. Töte nur diesen Rul. Wenn du das vermagst, kannst du nachher von mir verlangen und erhalten, was du willst." So erhielt



Wudandahasch vom König das Pferd und ritt von dannen.

Wudandahasch ritt weit durch die Wüste. Wudandahasch ward durstig. Wudandahasch sagte: „Wenn ich Durst und etwas zu trinken habe, dann ist es gut. Wenn ich aber nichts zu trinken habe, so hat auch der Durst nichts zu sagen. Es macht nichts!" Wudandahasch kam an den Brunnen, neben dem der Feigenbaum stand. Neben dem Baume lag der alte Mann. Wudandahasch blickte sich um und sagte: „Da liegt der Schöpfsack und der Strick. Erlaubst du mir, alter Mann, daß ich für mich und mein Pferd etwas Wasser schöpfe?" Der alte Mann sagte: „Gewiß darfst du das Wasser schöpfen. Wenn du dich und dein Pferd gesättigt hast, gib mir aber auch zu trinken, denn ich bin durstig."

Wudandahasch bestieg sein Pferd. Wudandahasch sagte: „Gewiß sollst du Wasser haben." Danach ließ Wudandahasch den Schöpfsack in den Brunnen, ließ ihn voll Wasser laufen, und wenn er nun auch schwer war, hob er ihn doch mit einer Hand empor und aus dem Brunnenschacht herauf. Er gab dann seinem Pferde zu trinken, bis es satt war, er gab dem alten Manne und trank dann selbst. Der alte Mann sagte, als alle gesättigt waren: „Du starker Mann kannst mir wohl auch einige von den Feigen dieses Baumes geben!" Wudandahasch sagte: „Das ist sehr einfach!" Wudandahasch schlug mit der flachen Hand gegen den Stamm. Darauf knickte der Baum um. Wudandahasch nahm die Früchte und gab sie dem Alten.

Der Alte sagte darauf zu Wudandahasch: „Ich danke dir! Nun sage mir, weshalb du diesen Weg gehst." Wudandahasch sagte: „Ich suche einen Rul, der meine Schwester und meine beiden Brüder ge-

fangen hält." Der alte Mann sagte: „Du bist auf dem richtigen Wege. Folge nun nur noch den Schafen, die dort hinziehen, dann kommst du an das Gasr des Rul. Deine Schwester ist in dem Hause des Rul. Sie sieht oben zum Fenster hinaus. Du kannst sie bald sehen und sprechen. Deine Brüder sind aber mit allen Menschen in einer Höhle, die der Bauch der Erde ist. Du kannst sie erst nachher sehen." Wudandahasch bedankte sich bei dem alten Manne für die Auskunft, dann stieg er auf sein Pferd und ritt hinter den Schafen her dem Gasr des Rul zu.

Als Wudandahasch zu dem Hause des Rul kam, sah er, daß ein schönes Mädchen oben zum Fenster hinaussah. Das Mädchen sprach ihn an und sagte: „Fremder Mann, was willst du hier? Jeder, der hierherkam, verfiel noch der Macht des Rul. Geh also von dannen, solange es noch Zeit ist." Wudandahasch sagte: „Ich bin dir kein fremder Mann. Ich bin dein jüngster Bruder und heiße Wudandahasch." Da weinte das schöne Mädchen und sagte: „Mein kleiner Bruder Wudandahasch, gehe schnell von dannen; denn deine Brüder Achmed und Hassan sind schon in der großen Höhle mit all den andern Menschen." Wudandahasch sagte: „Weine nicht, meine kleine Schwester. Mit meinem Stock hier will ich die Höhle aufbrechen und will euch alle herausbringen." Die Schwester weinte und sagte aber: „Ich sah so viele kommen und keinen gehen!"

Der Rul kam mittlerweile heran. Der Rul begrüßte Wudandahasch und sagte: „Sage mir doch, mein Freund, was du hier willst. Zuerst reiche mir aber die Hand, daß ich sie schüttle und daß wir so Freundschaft schließen können." Wudandahasch reichte dem Rul die Hand. Der Rul wollte ihm den Arm



ausrenken wie den Brüdern. Wudandahasch aber preßte den Rul, als er seine Absicht merkte, die Hand so stark, daß der Rul aufstöhnte und aus seinen Fingerspitzen das Blut tropfte. Wudandahasch sagte: „Gewiß wollen wir Freundschaft schließen und uns die Hand reichen." Dann drückte er die Hand des Rul noch ein wenig mehr, so daß aus seinen Fingerspitzen noch mehr Blut heraustropfte und der Rul schreien mußte.

Wudandahasch sagte: „Ich danke dir für diesen Begrüßungsschrei. Was ich nun wünsche, ist sehr schnell gesagt. Ich will meine Schwester und meine Brüder abholen." Der Rul sagte: „Das ist mir sehr recht. Ich werde dir deine Schwester und deine Brüder morgen früh zuführen. Heute aber bitte ich dich, mein Gast zu sein und mit mir zu speisen und zu trinken." Wudandahasch kam dann mit dem Rul in das Haus und teilte mit ihm Speisen und Trank.

Nach dem Essen sagte der Rul: „Nun, mein Freund Wudandahasch, bitte ich dich, mit mir zu kommen und dir meinen Garten anzusehen." Wudandahasch sagte: „Gerne will ich den Garten sehen." Der Rul sagte: „Nein, gehe du mir voran. Du bist mein Gast!" Wudandahasch sagte: „Sprich nicht so viel, sondern gehe voran. Fertig!" Darauf mußte der Rul voran in den Garten gehen, und im Garten machte er nun den ihm folgenden Wudandahasch auf alles aufmerksam, was es da schönes gab. Wudandahasch sagte: „Es ist wahr, es ist alles sehr schön. Das wertvollste wirst du mir aber wohl noch zeigen."

Der Rul führte den Wudandahasch zu dem Eingange der Höhle und sagte: „Nun, mein Freund Wudandahasch, beuge dich einmal zur Erde herab und sieh nach der Oeffnung, denn nun sollst du in der



Tat das Schönste zu sehen bekommen, was ich besitze." Wudandahasch sagte: „Mein Freund, du gehst ja vor mir her, mache es mir doch einmal vor, wie ich es machen muß, um geschickt in die Höhle zu sehen." Der Rul sagte: „Weshalb soll ich es vormachen? Beuge dich nur vorwärts." Wudandahasch sagte: „Ich habe keine Erfahrung. Mache es schnell vor. Fertig!"

Darauf beugte der Rul sich vornüber, wie es alle hatten machen müssen, die er dann in die Höhle hinabgestoßen hatte. Wudandahasch sagte aber nichts mehr, sondern nahm seinen Eisenstock und schlug dem Rul auf den Rücken, so daß ihm der Länge nach der Leib aufsprang. Danach schnitt Wudandahasch den Rul noch in Stücke. Als das geschehen war, rief er: „Der Rul ist getötet. Nun kommt nur alle heraus!" Die Menschen, die das hörten, stiegen heraus. Sie sahen, daß es wahr war. Sie stiegen aus der dunklen Höhle empor und betraten mitten durch den zerschnittenen Leib Ruls schreitend die Erde.

Erst kamen Hassan und Achmed und viele, viele andere Menschen, so viele, daß man Städte und Länder damit füllen konnte. Alle diese Menschen dankten aber Wudandahasch und sagten ihm, daß sie ohne seine Hilfe ohne Zweifel hätten sterben müssen. Nachdem er allen Menschen die Freiheit gegeben hatte, bestieg er sein Pferd, nahm seine Schwester zu sich hinauf und führte alle Menschen zurück durch die Wüste nach der Stadt zu, in der seine Mutter wohnte.

Eines Tages sahen die Leute des Melik in der Ferne eine große Menge Menschen ankommen. Es waren deren aber so viele, daß sie die ganze Ebene ausfüllten, soweit das Auge sehen konnte. Und die Leute kamen zum Melik gelaufen und schrien: „Melik, hilf uns! Melik, hilf uns! Ein großes Volk kommt



dahergezogen und will uns vernichten.“ Der Melik stieg mit seinem Wesir auf einen Turm und sah nun auch die Menschenmenge. Da erschrak er wie die Leute und sagte: „Es ist ein ganzes Volk, das mit uns kämpfen will. Hätte ich doch nur den Wudandahasch nicht gegen den Rul ziehen lassen. Hätte ich ihn nur nicht ziehen lassen! Er wäre dann noch hier und er wäre der Mann dazu, um dieses Volk zu vernichten.“ Der Wesir sagte: „Melik, wir sehen noch nicht genug! Laß uns noch mehr wissen. Dann läßt sich etwas sagen.“

Inzwischen war Wudandahasch mit seiner Schwester vor sich und an der Spitze des Volkes über das Land gezogen und an das Tor der Stadt. Als er nun an die Stadt kam, erkannten ihn einige Leute, die sich an der Mauer versteckt hatten. Die Leute schrien sogleich auf und riefen :„Es ist ja Wudandahasch! Es ist ja Wudandahasch! Und er bringt ein sehr schönes Mädchen!“ Die Leute rannten durch die Straßen und einer schrie es dem anderen zu: „Es ist ja Wudandahasch! Es ist ja Wudandahasch! Und er bringt ein sehr schönes Mädchen mit!“ Die Leute schrien es einander zu. Einer hörte es vom andern. Einer sagte es dem andern zu. Zuletzt hörte es der König.

Der Melik sagte zum Wesir: „Du hast mir, dem Wudandahasch, nicht immer gutgesinnte Ratschläge gegeben. Aber es ist gut abgelaufen. Wudandahasch hat den Rul überwunden! Komm mit mir, wir wollen ihm entgegenreiten!“ Der Melik bestieg sein Pferd und ritt Wudandahasch entgegen. Der Wesir folgte ihm. Der König begrüßte Wudandahasch. Er zog mit Wudandahasch in die Stadt ein. — Der Melik gab seine Tochter Wudandahasch zur Frau und Wudandahasch wurde Melik. Seine Schwester verheiratete Wudandahasch mit dem Sohne des Melik.



Mussas Dankbarkeit.

Ein Mann, namens Mussa, war außerordentlich wohlhabend und genoß seines Reichtums wegen einen Namen, der war weithin über das Land bekannt. Es gab weit umher niemand, der so viele Herden und Sklaven und so großen Einfluß im Lande besaß, als dieser Mussa. Dieser Mussa war zudem über alle Maßen stark. Wenn er in die Wüste zur Jagd ritt und einer Hyäne, einem Löwen oder sonst einem wilden Tiere begegnete, pflegte er vom Pferde zu steigen und das Tier mit den Händen anzugreifen. Er überwand dann das Tier, band es und brachte es mit nach Hause. Daheim aber ließ er es in seiner Seriba in einem Verschlage frei und gab ihm zu fressen. Zuletzt hatte er so viele Tiere der Wüste in seinem Hause, und die Leute des Ortes, in dem er wohnte, begannen sich so vor ihm zu fürchten, daß sie zu guterletzt zu ihm kamen und sagten: „Unser Freund Mussa, du bist zwar sehr reich und stark, du bist zwar reicher und stärker als wir alle, du hast aber nun so viele wilde Tiere in deiner Seriba, daß wir uns vor dir fürchten und dich bitten, einen anderen Platz aufzusuchen, und an einem anderen Orte deine Seriba mit den wilden Tieren aufzuschlagen." — Darauf machte sich Mussa auf, bepackte seine Kamele, Ochsen und Pferde und zog an einen fernen Ort in der Wüste. Mussa hatte aber sieben Söhne, die liebte er sehr, und diese halfen ihm bei dem Zuge in die Wüste.



Als Mussa seine Seriba aufgeschlagen hatte, ließ er eines Tages sein Pferd satteln, ergriff seine Lanzen und sagte: „Meine sieben Söhne, ich ziehe fort zur Jagd. Bewacht ihr die Seriba." Dann ritt er fort. Als er aber noch nicht lange fortgeritten war, kamen Räuber, schlichen sich an die Seriba, drangen hinein, erschlugen die sieben Söhne Mussas und trieben alles Vieh von dannen, so daß nichts mehr davon dort blieb, und daß, als Mussa endlich von der Jagd heimkam, das Lager schweigend dalag. Mussa war über die Stille sehr erstaunt und sagte: „Ich höre kein Pferd, keinen Esel, kein Kamel, kein Rindvieh, kein Schaf, keine Ziegen und keinen von meinen Söhnen." Mussa band sein Pferd draußen an einen Pfahl und ging in seine Seriba. Mussa ging in die Seriba und fand alle Viehhürden leer. Mussa traf auf die Leichen seiner Söhne. Mussa war in großer Wut. Er rief den Namen seiner ersten Frau. Seine erste Frau, die gerade schwanger war, hatte sich aber in ihrer Hütte versteckt und kauerte da am Boden. Sie wagte nicht zu antworten. Mussa rief wieder den Namen seiner ersten Frau, und als sie nicht antwortete, stieß er in wachsendem Zorne die Lanze durch die Wand.

Das Weib schrie innen auf. Die Lanze hatte ihren Leib getroffen und das Kind in ihrem Leibe getötet. Die Frau und das Kind starben just, als Mussa hereintrat. In ihrer Todesangst schleuderte die Frau aber einen Holzscheit nach dem Eintretenden. Denn sie erkannte Mussa nicht mehr. Der Holzscheit traf Mussa am Kopfe und zerstörte ihm ein Auge. Mussa trat zurück und ging zu dem Hause seiner zweiten Frau. Er traf sie. Er rief sie. Er wollte mit seiner zweiten Frau den Platz verlassen und ging zum Eingang der Seriba, an dem er sein Pferd draußen angebunden hatte.



Inzwischen hatte sich aber ein Löwe, angelockt durch den Blutgeruch der getöteten Söhne, an die Seriba herangeschlichen. Er kam zu dem Pferde. Er sprang auf das Pferd und tötete es. Mussa kam gerade in diesem Augenblick. Mussa rannte mit seiner Frau so schnell er konnte von dannen. Er stieg mit seiner Frau auf einen Baum. Der Löwe packte aber die Frau am Beine, riß sie herab und tötete sie. Dann fraß der Löwe unten die Frau, während Mussa oben in den Zweigen hockte. Die ganze Nacht blieb der Löwe unten unter dem Baume, und erst am anderen Tage konnte Mussa herabsteigen und weiterwandern. Als Mussa weiter ging, besaß er nichts mehr, als die zerrissenen Kleider, die er auf dem Leibe hatte.

Mussa ging weiter. Er kam an eine Elefantenfallgrube. Da sie mit Zweigen bedeckt war, auf die er trat, stürzte er hinab. Nachdem Mussa einige Zeit auf dem Boden der Elefantengrube gelegen hatte, kamen Elefanten des Weges und ein Elefant stürzte herab und fiel so stark auf Mussa, daß dieser nicht mehr imstande war, sich zu bewegen. So lag Mussa die ganze Nacht. Am anderen Morgen kamen aber die Leute, die die Fallgrube angelegt hatten, und sahen den Elefanten unten liegen. Darauf stiegen sie hinab und schnitten den Elefanten auf und nahmen die Fleischstücke heraus. Als sie aber das letzte hinauftrugen, fanden sie einen Mann. Sie zogen den Mann unter der Haut des Elefanten hervor und brachten ihn nach oben aus der Grube. Als sie nun im Lichte der Sonne den Mann, der in seinen Lumpen und von oben bis unten beschmutzt, zerstoßen und zerfetzt durch Wurzeln und Steine, mit einem ausgeschlagenen Auge und verwundeten Gliedern vor sich stehen sahen, riefen sie: „Ist das nicht Mussa? Ist das nicht der reiche



und starke, der glückliche Mussa?" Einige Leute sagten: „Seht, wie er elend geworden ist!" Ein Mann sagte: „Dieser Mussa hat mir einmal einen Verwandten getötet. Damals war Mussa reich, und ich konnte ihm nichts anhaben. Jetzt aber, wo er arm und elend ist, will ich ihn wieder töten. Ihr anderen, gebt mir den Mussa als Gefangenen!" Die anderen Männer aber wandten sich ab und sagten: „Nimm deinen Gefangenen! Wir werden dich in keiner Weise hindern." So ward Mussa ein Sklave.

Der Mann nahm Mussa mit sich heim. Daheim legte er ihm Ketten an und fesselte einen seiner Füße mit Eisenringen an den Fuß eines anderen Gefangenen. Der Mann sagte zu Mussa: „Heute sollst du noch als Kettensklave leben. Morgen aber werde ich dich töten!" Als es Nacht war, sagte der andere Gefangene zu Mussa: „Komm und flieh mit mir." Mussa sagte: „Nein, ich bin noch nie geflohen. Ich fliehe nicht!" Der andere Gefangene sagte: „Ich kann, da ich mit dem Fuße an dich gefesselt bin, nicht fliehen. Also fliehe mit mir." Mussa sagte: „Nein, ich fliehe nicht. Was soll mir daran liegen, zu leben, nachdem ich geflohen bin?!" Da sagte der andere Gefangene nichts mehr.

Als Mussa aber eingeschlafen war, fiel der andere Gefangene nachts über ihn her, band ihm die Hände zusammen und stopfte ihm den Mund, damit er nicht schreien konnte. Mussa war aber so schwach geworden durch Blutverlust, Hunger und Durst, daß er sich nicht zu wehren vermochte. Dann nahm der andere Gefangene Mussa auf und hinkte mit ihm von dannen. Sie waren so ein gut Stück weitergekommen, als eine Löwin mit ihren Jungen durch den Busch kam und auf die aneinandergefesselten Gefangenen

zusprang. Sie waren in der Nähe eines Baumes. Der andere Gefangene konnte aber nicht anders hinaufkommen, als indem er Mussa auf die unteren Zweige schob und gleichzeitig mit hinaufklomm. Die Löwin packte aber den anderen Gefangenen und begann Arme und Kopf und Teile vom Körper zu zerreißen. Zuletzt hatte Mussa nur noch den Fuß des Mitgefangenen fest an seinem Bein angeschmiedet neben sich. Die Löwin lief dann aber mit ihren Jungen von dannen. Jedes trug ein Stück des anderen Gefangenen mit sich weg.

Als Mussa sah, daß er allein war, begann er die Stricke, mit denen der andere Gefangene ihn an den Händen gefesselt hatte, am Baum durchzuschaben. Sobald er aber die Hände befreit hatte, nahm er den Knebel aus dem Munde, stieg von den Baumzweigen, auf die er gedrängt worden war, hinab, und ging mit dem festgeschmiedeten Fußstumpf des zerrissenen Gefährten von dannen, soweit, bis er zu einem Orte kam, dem ein wohlhabender und angesehener Araber vorstand.

Nun hatte Mussa nichts mehr. Sein ganzes Besitztum war verloren. Sein Name war verdorben und am Fuße hatte er noch den eisernen Ring der Gefangenschaft. Mussa ging zu dem Araber und sagte: „Ich bitte, nimm mich als Wächter und Diener deiner Herden auf. Ich will treu wachen und dir unermüdlich dienen." Der Araber sah Mussa. Er kannte Mussa nicht. Aber er nahm ihn auf und vertraute ihm seine Herde an. Der Araber erkannte, daß Mussa seine Pflicht treu und redlich erfüllt hatte und seine Herden sorgsam hütete. Als der Araber das aber sah, rief er Mussa eines Tages zu sich und sprach zu ihm: „Mussa, ich sehe, daß du deine Arbeit so gut verstehst, als habest



du früher selbst so große Herden besessen." Der Araber schwieg. Mussa schwieg aber auch und sagte nichts. Der Araber fuhr fort: „Ich habe zwei mir sehr teure Menschen, der eine ist mein Sohn, der in die Ferne gezogen ist; das andere ist meine Schwester. Ich will dir meine Schwester zur Frau geben, daß du mit ihr Kinder zeugest." Der Araber gab also Mussa seine Schwester zur Frau und Mussa nahm sie zu sich und schlief bei ihr, so daß sie bald schwanger ward.

Wenige Tage aber, nachdem Mussa mit der Schwester des Arabers verheiratet war, kehrte in einer dunklen Nacht der Sohn des Arabers aus der Ferne zurück nach dem Orte, an dem sein Vater wohnte. Im Dunkel der Nacht richtete er sich nach dem Geräusche, das draußen im Busch das Vieh verursachte, und er kam bis nahe zu dem Vieh. So glaubte denn Mussa, der den Sohn des Arabers nicht kennen konnte, daß ein fremder Mann auf die Hürde zukomme. Mussa hielt den fremden Mann aber für einen Viehräuber, und deshalb warf er mit der Lanze nach ihm. Der Sohn des Arabers rannte mit der schweren Wunde noch ein Stück weit, dann stürzte er hin und starb.

Am andern Morgen fanden die Bewohner des Orts den toten Araber. Sie hoben ihn auf und trugen ihn in das Haus des Vaters. Sie sagten zu dem Araber: „Wir bringen dir deinen Sohn, wir haben ihn draußen tot gefunden." Der Araber aber sagte zu den Bewohnern des Ortes: „Das ist nicht wahr! Ihr habt meinen Sohn nicht tot gefunden, sondern ihr habt ihn totgeschlagen!" Die Bewohner des Ortes sagten: „Nein, wir haben nichts Derartiges getan. Es muß irgenein anderer getan haben." Die Bewohner des Ortes stritten gegen den Araber. Der Araber wollte zwei Leute aus dem Orte töten. Die Bewohner des

Ortes sagten aber: „Töte niemand! Wenn wir auch am Tode deines Sohnes unschuldig sind, wollen wir doch lieber Sühne zahlen, als daß es zu einem Streite komme. Sage uns, was du verlangst." Der Araber sagte: „Zahlt mir hundert Kühe!" Die Leute sagten: „Wir wollen dir hundert Kühe zahlen, damit Frieden bleibt." Der Araber war einverstanden. Die Leute zahlten die hundert Kühe und der Araber rief Mussa. Mussa kam. Der Araber sagte: „Du Mann meiner Schwester und du Freund! Nimm dein Weib, nimm diese hundert Stück Rindvieh und alles, was ich dir sonst geben kann. Ziehe mit allem andern dann fort von hier, schlage eine eigene Seriba auf und sieh zu, was sonst wird."

Darauf packte Mussa alles zusammen, was er der Freundlichkeit des Arabers verdankte, und zog mit seinem Weibe, das die Schwester des Arabers war, und allem Rindvieh von dannen und baute eine eigene Seriba. Nach einiger Zeit aber gebar seine Frau einen Knaben. Das Vieh Mussas war aber auch fruchtbar, und so vermehrte sich sein Besitz von Tag zu Tag und von Monat zu Monat. Der kleine Sohn des Mussa von seiner Frau, der Schwester des Arabers, wuchs heran und ward ein schöner und starker Jüngling.

Mussa achtete aber darauf, wie groß sein Sohn sei und wie alt. Als er so groß und so alt war, wie der Sohn des Arabers, den er, Mussa, eines Nachts erschlagen hatte, schrieb er einen Brief, in dem stand: „Versehentlich habe ich eines Nachts deinen Sohn erschlagen, als er groß und stark war, wie der Sohn, der dir diesen Brief bringt. Damals hatte ich schon deine Schwester von dir zur Frau erhalten, daß ich Kinder mit ihr zeuge. Sie hat mir dann den

Sohn geboren, der so groß und stark ist, wie deiner war. So schicke ich dir denn hiermit den Sohn zu und bitte dich, daß du diesen meinen Sohn tötest, sowie ich einst deinen Sohn getötet habe.“ Diesen Brief schrieb Mussa. Dann rief er seinen eigenen Sohn und sagte zu ihm: „Mache dich auf, bringe diesen Brief dem Araber, der der Bruder deiner Mutter ist.“ Der Sohn nahm den Brief und brachte ihn seinem Onkel.

Der Araber begrüßte den Burschen, nahm den Brief und las ihn. Dann rief er Leute des Ortes zusammen und sagte: „Hört diesen Brief!“ Danach las er den Brief Mussas vor und sagte: „Diesen Brief schrieb mir Mussa, dem ich vorher meine Schwester zur Frau gab. Ich weiß also nunmehr, wer damals meinen Sohn, wenn auch versehentlich, getötet hat. Sagt ihr mir nun aber, was ich tun soll. Soll ich den Sohn meines Schwagers Mussa töten oder nicht?“ Die Leute des Ortes antworteten aber: „Höre, Hamad Abu Kallam (hier wird der Name des Arabers genannt), diese ganze Sache ist deine Sache, sowie der Wille der Entscheidung dein Wille ist. Bedenke nur, daß, wenn du diesen Burschen tötest, der das Kind deiner Schwester ist, du gewissermaßen dein eigenes Kind tötest.“ Der Araber Hamad Abu Kallam hörte das an, erwog es und sagte: „Ich denke, wie ihr denkt. Anstatt den Sohn meiner Schwester und Mussas zu töten, will ich ihm meine eigene Tochter zur Frau geben.“

Dann ließ der Araber ein Schaf schlachten. Und er rief den Sohn Mussas und empfing ihn mit freundlichen Worten. Er gab dem Sohne Mussas seine Tochter zur Frau und schenkte ihm Geld und Schafe und sagte: „Kehre mit all diesem als dem deinen zu



deinem Vater zurück. Grüße deinen Vater und grüße deine Mutter, meine Schwester, und sage, ich würde selbst bald hinterherkommen und mich an ihrem Wohlergehen einige Tage erfreuen." So kehrte denn Mussas Sohn, reich beschenkt mit Weib und Besitz heim, statt dem Tode zu verfallen. Und wenige Tage später kam der Araber Hamad Abu Kallam hinter ihm her und schlug sein Lager bei Mussa auf. Er begrüßte Mussa, und als es Nacht ward, legte er sich vor der Seriba neben seinem Pferde auf die Erde.

Hamad Abu Kallam spielte erst noch ein weniges auf der Rababa (Laute). Dann legte er das Instrument zur Seite und schlief ein. Derweilen schlichen sich zwei Diebe heran. Einer derselben stellte sich mit dem Speere über dem Kopfe des Arabers hin und sagte: „Wenn er sich rührt, werde ich ihn töten." Der Araber wachte auf. Er sah alles, was vorging. Der Araber sagte: „Ich will nicht schreien. Ich will nur die Rababa spielen." Während der zweite Dieb nun die Fußgurte des Pferdes löste und der erste den Speer über den Kopf des Arabers hielt, spielte der Araber auf der Rababa: „Meine Schwester Scherifia (Name der Frau Mussas), meine Schwester Scherifia! Ein Dieb steht an meinem Kopfe und hält den Speer über mich, um mich zu töten, und ein anderer Dieb ist zu meinen Füßen damit beschäftigt, die Gurte meines Pferdes abzukoppeln und es zu stehlen. Höre das, meine Schwester Scherifia!"

Die Diebe erkannten nicht den Sinn des Gesanges und Spieles auf der Rababa. Scherifia, die Schwester Hamad Abu Kallams, die Frau Mussas, verstand aber den Gesang. Sie weckte Mussa, ihren Mann, und sagte: „Mussa, mein Gatte, wache auf! Draußen ist ein Dieb, der will das Pferd meines



Bruders rauben und ein zweiter hält seine Lanze über sein Haupt, um ihn zu töten, wenn er sich rührt." Mussa erhob sich. Er nahm den Speer. Er ging zum Seribaeingang. Er warf seine Lanze. Er tötete den, der das Pferd rauben wollte, so daß er tot hinsank. Der andere aber, der den Hamud Abu Kallam mit der Speerspitze bedrohte, lief erschreckt von dannen.

Als das geschehen war, sagte Mussa: „Wie kamen diese Leute hierher? Niemals waren hier Diebe in der Gegend. Das ist etwas, was nie vorher hier geschehen ist." Hamad Abu Kallam sagte: „Es waren Pferdediebe. Die Pferdediebe ziehen über das ganze Land hin." Mussa sagte: „Es ist gut, daß einer getötet ist." Hamad Abu Kallam sagte: „Ja, es ist ein Glück für mich. Du hast mir das Leben erhalten, das diese Hunde hinwegtragen wollten. Ich werde dich aber morgen wieder verlassen."

Am andern Morgen nahm Hamad Abu Kallam von seiner Schwester und seiner Tochter, von Mussa und dessen Sohn Abschied, um sich wieder zurückzubegeben an seinen Ort. Als der Araber aber fortgeritten war, sagte Mussa bei sich: „Ich war ganz verarmt und tief elend, da hat dieser Hamad Abu Kallam mich wohlhabend gemacht und hat mir seine Schwester zur Frau gegeben. Als er mich so wieder zu einem angesehenen und glücklichen Manne gemacht hatte, tötete ich seinen Sohn! Er aber ließ mich das nicht entgelten, sondern beschenkte mich nochmals reich, so daß ich wieder Herr meines eigenen Ortes werden konnte. Mein eigener Sohn wuchs heran, und ich sandte den an Hamad Abu Kallam, damit er ihn töte, wie ich seinen Sohn getötet hatte. Er hat dies aber nicht getan, sondern er gab ihm viele Geschenke, er gab ihm die eigene Tochter zur Frau und entließ ihn wie

sein eigenes Kind. Ich tat ihm Schlechtes, er aber hat es wieder und immer wieder mit Gutem vergolten. Ich weiß nicht mehr, was ich tun kann. Ich kann ihn nicht mehr leben lassen. Ich muß ihm folgen. Ich muß ihn töten."

Mussa bestieg sein Pferd. Mussa nahm seine Lanze. Mussa ritt hinter Hamad Abu Kallam her. Mussa erreichte Hamad Abu Kallam. Mussa rief ihn an und sagte: „Höre mich! Warte auf mich! Du hast mir immer wieder soviel Gutes getan, daß ich dich nicht leben lassen kann. Ich muß dich töten!" Hamad Abu Kallam sagte: „Weshalb willst du mich töten, wo ich dir doch nichts Böses getan habe?" Mussa sagte: „Nein, du hast mir nichts Böses getan. Du hast mir immer nur Gutes getan. Du hast mir aber soviel Gutes getan, daß ich es dir nicht vergelten könnte, wenn ich ein ganzes Lebenlang arbeiten und dein Diener sein würde. Deshalb kann ich dich nicht mehr sehen. Deshalb muß ich dich töten." Und Mussa nahm den Speer auf und warf ihn auf Hamad Abu Kallam. Der bog sich aber zur Seite und der Speer Mussas flog über ihn weg in den nächsten Busch. Hamad Abu Kallam zog den Speer heraus. Er reichte ihn Mussa zurück und sagte: „Nimm ihn wieder, aber töte mich nicht. Denn ich habe dir nichts Böses getan und will dir nichts Böses tun." Mussa sagte: „Ich kann dich nun nicht mehr leben lassen, denn du hast mir schon soviel Gutes getan." Als Hamad Abu Kallam das hörte, warf er sein Pferd herum und floh und entrann Mussas Speer.

Hamad Abu Kallam kam an seinen Ort. Er rief die Dorfleute zusammen und sagte: „Jener Mussa, der meinen Sohn getötet hat und an dessen Sohn ich trotzdem meine Tochter gegeben habe, wollte mich heute

töten, weil er mich nicht mehr leben sehen konnte. Ich aber bin ihm geflohen." Als die Dorfleute das hörten, sagten sie zu dem Araber: „Dann werden wir alle unsere Waffen nehmen. Dann wollen wir alle hingehen und diesen Mussa fangen." Die Dorfleute gingen fort; jeder nahm seinen Speer. Sie kamen alle zusammen und machten sich auf den Weg zu Mussa's Seriba. Sie kamen in der Nacht an. Sie umzingelten die Seriba. Sie drangen hinein. Sie fingen Mussa und banden ihn an den Händen und an den Füßen. Dann brachten sie ihn derart gefangen zu Hamad Abu Kallam. Die Frau Mussas folgte dem Zuge mit dem Gefangenen.

Als Mussa so vor Hamad Abu Kallam gebracht wurde, sagte der: „So muß ich dich nun wiedersehen! Habe ich dir nicht dies und das und jenes und alles, was möglich ist an Gutem getan? Und nun muß ich das erleben?" Mussa sagte: „Du hast mir zuviel Gutes erwiesen, so daß ich es nicht ertragen kann. Wenn du mich nicht tötest, muß ich dich töten." Hamad Abu Kallam sagte: „Ich weiß das jetzt auch, und deshalb werde ich dich diese Nacht in diesem Raume gefangen halten, morgen aber dich töten." Mussa sagte: „Das ist gut!" Als Hamad Abu Kallam nun hinausging, folgte ihm Scherifia, seine Schwester, Mussas Gattin. Sie warf sich draußen vor ihrem Bruder nieder und weinte und sagte: „Mein Bruder, ich bitte dich! Laß meinen Mann am Leben!" Hamad Abu Kallam sagte: „Nein, meine Schwester Scherifia! Ich habe deinem Mann zuviel Gutes getan. Soll ich nun deshalb sterben, weil ich dessen zuviel tat?" Scherifia weinte aber noch schlimmer und sagte: „Nein, mein Bruder, so meinte ich es nicht. Du sollst nicht sterben. Mein Mann aber auch nicht, denn er ist der Vater meines



Kindes!" Darauf hob Hamad Abu Kallam seine Schwester auf und sagte: „Meine Schwester, weine nicht. Aber ohne einen Toten werden wir nicht weiterleben können. Es ist besser, es stirbt nur einer, als daß zwei und mehr zugrunde gehen. Deshalb muß ich deinen Mann töten, wenn du es nicht anders willst." Damit verhüllte Hamad Abu Kallam sein Haupt und ging in sein Haus. Er setzte sich auf das Angareb.

Scherifia ging in die Wüste hinaus und weinte und weinte. Als es Nacht ward, kam sie aber in die Seriba zurück und ging in den Raum, in dem ihr Gatte gefesselt lag. Scherifia schnitt alle Fesseln durch, mit denen Mussa an den Füßen und an den Händen gebunden war. Dann sagte sie zu ihm: „Nun komme schnell, Mussa, und fliehe mit mir!" Mussa sagte jedoch: „Meine Frau, ich bin noch niemals geflohen. Ich kann nicht fliehen, ob die Löwen an meinen Kettengenossen fressen, oder ob die Lanzen deines Bruders mich durchbohren müssen. Ich kann nicht fliehen, und ich kann nicht weggehen von hier, ehe ich nicht deinen Bruder getötet habe, denn er hat mir soviel Gutes getan, daß ich ihn nicht mehr am Leben lassen kann."

Scherifia warf sich nieder auf die Erde und weinte und bat und bat: „Mussa, du starker Mann! Mussa, du Löwentöter! Mussa, du Vater meiner Kinder! Mussa, mein Mussa! Ich bitte dich! Ich bitte dich! Laß meinen Bruder am Leben! Ich bitte dich, komm mit mir fort von hier. Es ist keine Flucht! Siehe, es sind viele am Orte, und du bist nur einer. Mussa, dränge dich nicht in den Tod. Denn meine Kinder sind es, die nach deinem Tode weinen werden! Dein Hengst und deine Stute, deine Hunde und deine Tiere werden schreien. Die Löwen werden über die Seriba



springen und die Kälber schlagen. Deine Hütten und dein Haus werden zerfallen. Deine Kinder werden keinen Vater und kein Land haben, weil du, mein Mussa, mein Mann, zu früh hier sterben willst!"

Mussa sagte aber: „Scherifia! Stehe auf. Wenn dein Bruder tot ist, wird niemand den Streit fortführen. Und wenn ich sterben muß und mein Besitztum verfällt, dann ist meines Bruders Güte und die Sitte daran schuld, nicht aber meine Bosheit. Stehe also auf!" Scherifia stand auf. Scherifia sagte: „So warte denn hier. Ich will meinen Bruder rufen. Tragt dann eure Sache aus." Scherifia ging. Sie ging in das Haus, in dem Hamad Abu Kallam auf dem Angareb saß. Sie sagte: „Mein Bruder, ich bitte dich, komme für einige Worte heraus, Mussa möchte mit dir sprechen." Hamad Abu Kallam erhob sich. Er seufzte und kam heraus. Hamad Abu Kallam sagte: „Was für ein Wort ist es?" Scherifia sagte: „Ich weiß es nicht." Hamad Abu Kallam sagte: „Jetzt lügst du, meine Schwester." Dann ging er zum Hause hinüber. Scherifia warf sich auf die Erde und weinte. Als Hamad Abu Kallam in das Haus eintreten wollte, stieß Mussa ihm den Speer in die Brust.

Am andern Tage kamen die Dorfleute und schlugen Mussa tot. Sie nahmen alle Herden und alles andere, was Mussa und Hamad Abu Kallam besessen hatten. Die Kinder Mussas wurden verkauft. Scherifia hüllte sich aber in Lumpen und wanderte von dem Tage an als Bettlerin von einem Orte zum andern, bis an ihr Lebensende.



Verliebte Leute.





Afrikanisches Liebesleben.

(Zur Einführung.)

Es ist mir besonders während meines diesmaligen Aufenthaltes in Europa aufgefallen, wie häufig man das Urteil hört: „Die Neger sind unsittlich!" — Diese Anschauung, die in kathegorischer Weise ein Menschenrassen-Konglomerat mit schwerem Vorwurfe belästigt, erscheint mir nun so gefährlich, daß ich ihr einige Zeilen widmen möchte. Es ist in dem knappen Raume, der hier geboten ist, nicht möglich, eingehend alle Formen des sehr variantenreichen Sexuallebens der afrikanischen Völker zu besprechen, und ich muß mich darauf beschränken, an Hand einiger Beispiele auf die Gesichtspunkte hinzuweisen, die es ermöglichen, ein Urteil über die Frage zu gewinnen — ein Urteil, das sehr wesentlich ist, zumal für jeden Menschen, der sich mit der Entwicklung afrikanischer Kulturformen als Kolonist und als Kolonialbeamter mit der Erziehung der dunklen Kinder des Erdteiles zu befassen hat.

Zunächst scheint es mir am Platze, einmal darauf hinzuweisen, daß die Sitten der verschiedenen Völker auch durchaus den fundamentalsten Anschauungen entsprechend so verschieden sind, wie nur denkbar. Es wird aber eine unserer wichtigsten Kolonisierungsaufgaben sein, diese fundamentalen Anschauungen zu studieren, um nicht nur ein gerechtes Urteil zu gewinnen, sondern auch in sachlicher und möglicher Weise eine Be-



einflussung der bestehenden Verhältnisse zu erreichen. Wie verschieden die Anschauungen in bezug auf die Sittlichkeit im Sexualleben sind, dafür bietet allein Europa schon die schlagendsten Beweise. Nehmen wir die einfachere Bevölkerung Europas, so erkennen wir nach Westen zwei einander diametral entgegengesetzte Gesittungsformen. Wir wissen von einem großen Teile der deutschen Landbevölkerung, daß sie der Sitte gemäß den freien Verkehr der jungen Leute als selbstverständlich erachten. Zumal in verschiedenen Teilen Deutschlands gilt es bei der Landbevölkerung als durchaus selbstverständlich, daß ein Mädel, ehe es dem Burschen fürs Leben die Hand reicht, mit ihm intimen Umgang gepflegt hat. Wir wissen, wie schwer durch die Jahrhunderte hin die Geistlichkeit gegen diese ureingeborenen Gewohnheiten ankämpft. Es wird in den verschiedenen Dörfern gar nicht als Schande erachtet, wenn ein Mädel schon vor der Ehe so und sovielen Kindern das Leben gibt. Dies gilt für den Verkehr *vor* der Ehe! Sobald nun dieselben deutschen Landmädchen in die Ehegemeinschaft eingetreten sind, werden sie durchaus keusche und ehrsame Frauen, und die Gemeinde würde es als ein sehr schweres Vergehen ansehen, wenn dieselbe Frau, die vor der Verheiratung so und soviele Liebhaber gehabt hatte, einem derartigen Wechsel auch als Gattin sich noch widmen würde. — Genau das Entgegengesetzte können wir bei sehr vielen romanischen Völkern in Frankreich und Italien beobachten. Die Mädchen werden da mit einer Sorgfalt gehütet und vor jedem Zusammenkommen mit den jungen Männern bewahrt — der soziale Organismus achtet so streng darauf, daß die Mädchen unberührt in die Ehe treten, wie nur irgend denkbar. Sobald aber die jungen Geschöpfe, die vorher den Burschen



kaum einen Blick zuwerfen durften, einmal in das Joch der Ehe gespannt sind, schließt die Gemeinde und der soziale Organismus beide Augen zu, wenn sie als Frauen mit anderen Männern tändeln. — Wir sehen also, die eine Gruppe von Völkern fördert die Keuschheit der Frau, die andere die Keuschheit des Mädchens. Und dementsprechend gestattet die erstere ungebundenen Verkehr des unverheirateten Mädchens und die andere die Ungezügeltheit der Frau. Das sind fundamentale Anschauungs- und Sittenunterschiede, die in der Kritik der Völker berücksichtigt werden müssen. Und wir dürfen von vornherein nicht vergessen, daß, wenn etwa die germanische Landbevölkerung die romanische ihren eigenen Sitten entsprechend beurteilen würde, die romanische dies ihrem Gewohnheitsbrauche entsprechend ebenso mit der germanischen tun müßte. Genau dieselben Unterschiede, die wir hier auf unserem eigenen Kontinent unter den zivilisierten Völkern feststellen können, genau dieselben Unterschiede herrschen in Afrika.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend erkennen wir, daß die sexuelle Gesittung doch immer nur beurteilt werden darf vom Gesichtspunkte der Völker — und Kulturgruppen, in denen das Geschlechtsleben sich abspielt, nicht aber ohne weiteres von außen her. Ich möchte hier auf eine sehr wichtige Tatsache hinweisen, die uns auch von einem anderen Gesichtspunkte aus erkennen lassen muß, daß wir die Verhältnisse nicht übereilt beurteilen dürfen. Ich fand bei einem alten Schriftsteller die Notiz, daß er die Bevölkerung an der Goldküste als unmoralisch erachtete, weil die einzelnen Ortschaften Dirnen unterhielten. Also das einfache Vorkommen der Sitte der Prostitution veranlaßt ein absprechendes Urteil. Bis aufs schlimmste verachtet

sind dem Herrn Kritiker besonders die armen Prostituierten selbst, die er als ganz besonders unmoralisch und sittlich verkommene Wesen bezeichnet. Dieser Betrachtungsweise kann ich mich nicht anschließen. Es gehört zu den Aufgaben des wandernden Ethnologen, auch diese Lebenstypen in das Bereich seiner Erkundungen zu ziehen, und ich habe mich gar manches Mal mit den Eingeborenen darüber unterhalten, was denn nun eigentlich Gutes oder Schlechtes an den öffentlichen Mädchen sei. Ich habe dann fast regelmäßig die Antwort erhalten: daß nämlich diese Mädchen, die eine Zeitlang sich der Oeffentlichkeit preisgegeben hatten, dann, wenn sie imstande waren, Kinder in die Welt zu setzen, die ausgezeichnetsten Mütter und Frauen wurden. Und diese aus primitivem Munde erlangte Bekundung stimmt genau mit dem überein, was wir auch in Europa erfahren. Ich bitte das lehrreiche Buch der kuriosen Geschichte des Honoré de Balzac aufzuschlagen und die erste und letzte Geschichte nachzulesen, die das Schicksal einer Frau in den beiden Perioden schildert. Da ist erst die schöne Imperia-Courtisane geschildert, freigebig und nach Laune ihre Liebe verschenkend, bar jeden sittlichen Gefühls nach der Meinung der Welt. Und am Ende haben wir dieselbe schöne Imperia in der Ehe als eine über die Maßen opferfreudige, tugendhafte, großartig geschilderte Gattin. — Wir sehen also eine Eigentümlichkeit der Frauennatur deutlich hier auftreten: sie ist unbedingt das Produkt der Gewohnheit und gewohnheitsmäßigen Anschauung, sowie das Produkt ihrer natürlichen hingebenden Empfindung.

Wie will man nun ohne weiteres sich abfinden mit den Angaben in bezug auf nordafrikanische Völker, von denen schon die ältesten Klassiker mit Entsetzen



erzählen, daß die Weiber getauscht würden, und die am meisten geschätzt würden, die die größte Anzahl Liebesabenteuer zu verzeichnen hätten! Welcher Kreis von Anschauung ist es, der uns hier entgegentritt? — Das ist unsere Frage und nicht die Frage, ob hier Sittlichkeit oder Unsittlichkeit vorliege. Wir können dieses Beispiel der nordafrikanischen Frauen durch die Geschichte der Literatur hindurch verfolgen. Wir sehen im arabischen Mittelalter diese gleichen Weiber gerühmt als die freigebigsten im Punkte der Liebe; wir sehen sie in der gleichen Weise nach demselben Grundsatze verurteilt von jüngeren Schriftstellern. Man kann in den Oasen der Nordsahara diese Mädchen sehen, wie sie umherziehen und buhlen, bis sie das Vermögen erobert haben, das zur Verehelichung notwendig ist, und dann sehen, wie sie — die besten Hausfrauen werden!! Das sind Sittenformen, gewohnheitsmäßige Anschauungen, traditionelle Lebensarten, die uns eben unverständlich sind, die wir aber absolut nicht berechtigt sind, a priori als unsittlich zu bezeichnen, und die uns vor allen Dingen nicht die Berechtigung geben, die Völker, die sich ihnen hingeben, als unsittlich zu bezeichnen.

Hierfür nun will ich aus der eigenen Lebensschilderung verschiedener afrikanischer Völker Beispiele geben und will zeigen, wie diametral entgegengesetzt die Anschauungen und Gewohnheiten sind. Ich will zeigen, daß auch bei Stämmen, bei denen wir weitgehendste Hingabe in Sinnenlust vorfinden, die wir also nach dem üblichen Modus unbedingt als unsittlich bezeichnen müßten, bestimmte Anschauungen und eigenartige Sitten finden, die uns das Gefühl der Achtung aufzwingen.



In den nordöstlichen Grenzländern der deutschen Kolonie Togo finden wir in den Ausläufern des eigentlichen Togogebirges eine Gruppe von Völkerschaften, die eine der buntesten Völkermischungen darstellt, welche der Kontinent überhaupt bietet. Es sind kleine Stämme, von denen jeder oft nur mehrere Dörfer bewohnt. Jedes Stämmchen spricht seine eigene Sprache und versteht nicht die des Nachbarn. Wir sehen da schwerfällige Bauern, die Tamberma und die Kabre, leichtlebige Völkchen, wie z. B. die Losso. So verschieden wie sie in der Sprache, in der Architektur, in allen Formen der Gewohnheiten sind, so verschieden äußert sich bei ihnen auch das Liebesleben. Gerade hier können wir sehen, wie die Entwicklungsgeschichte bei dicht nebeneinander wohnenden Völkern ganz verschiedene Gewohnheiten und Anschauungen herausgebildet hat. Und unter den vielen verschiedenen Formen, in denen die Liebe hier ihre Blüten treibt, sind mir besonders bei den auffallend plumpen Kabre zum ersten Male in Afrika die gewohnheitsmäßig sanktionierten Formen der platonischen Liebe aufgefallen.

Jawohl, platonische Liebe! Wenn der nach bestimmten Altersklassen aufwachsende Bursche bis zu jenem Stadium gewachsen ist, in dem er als Efalu bezeichnet wird, so gründet er die Freundschaft mit einem Mädel; ein Verhältnis, das durchaus üblich ist, und von der ganzen Bewohnerschaft stillschweigend und ohne viele Worte sanktioniert wird. Dabei denkt er gar nicht daran, sich dem Mädchen, dem er seine Neigung bezeigt, irgendwie geschlechtlich zu nähern. Derartiger Verkehr ist vielmehr so harmlos wie nur irgend möglich.

Wenn Männer und Weiber, Burschen und Mädchen gemeinsam auf den Feldern arbeiten, wenn dann ein Bursche mit besonderem Wohlgefallen durch das Wesen eines jungen Mädchens gefesselt wird, so nimmt der ein Bündel von selbstgeschnittenem Sorghum, dem im ganzen Lande weitverbreiteten Breikorn — sicherlich keine prosaische Huldigung bei diesen Menschen! — und sagt zu ihr: „Ich möchte mit dir ‚Maiquato' (d. h. soviel wie Freund und Freundin) sein." Das Mädchen antwortet dann wahrscheinlich: „Ich will auch!" Nach einiger Zeit bringt dann das Mädchen eines Tages einen Topf Bier nebst einer Schale Schibutter in das Haus des jungen Mannes. Ist er daheim, so nimmt er die Gaben, und damit ist die Sache dann ohne viele Worte erledigt und die Freundschaft durch die Erwiderung der Gaben besiegelt.

Ist der Bursche jedoch gerade abwesend, so gibt das Mädchen seine kleinen Geschenke der Mutter des Burschen und sagt: „Das ist für meinen Maiquato!" Die Mutter nimmt es und stellt es beiseite. Das Mädchen geht. Kommt dann der Efalu nachher heim, so gibt ihm die Mutter Bier und Fett und sagt: „Das kommt von deiner Maiquato!" Er fragt dann, um sicher zu gehen: „Wer ist denn die Maiquato?" Die Mutter sagt den Namen des Mädchens. Niemand findet etwas dabei. Solche junge Minne erscheint mir wie unberührte Blumenreinheit. Der junge Efalu reibt aber seinen jungen Leib mit der Schibutter ein, er trinkt das Bier und ist sicher sehr stolz und glücklich. In solch harmloser Geberei spielt sich das Leben ab. Irgendwelche Extravaganzen und Unregelmäßigkeiten, und seien es nur Aufreizungen durch gemeinsame Tanzveranstaltungen der beiden Geschlechter, scheinen nicht vorzukommen. Die Kabreleute legen großen Wert auf



die Erhaltung der Jungfrauenschaft ihrer zukünftigen Bräute. Diese Form der platonischen Liebe hat aber nicht einmal etwas mit dem Brautstande zu tun. Denn der Bursche heiratet später aller Wahrscheinlichkeit nach eine andere Maid. Diese Freundschaften sind wie Tanzstundenlieben. Es wird in ihrem Verlaufe wenig gesprochen und sicherlich nichts ausgeführt, das unseren Begriffen von Sittlichkeit auch nur im geringsten zuwiderliefe. — Das ist das plumpe Bauernvolk der Kabre.

Kaum einen Tagesmarsch entfernt von diesen fleißigen, grob gebauten, in ihrer Jugend so harmlos platonisierenden Kabrebauern wohnt unter entzückenden Palmenhainen das Volk der Losso. Es liegt da der Ort Njamtugu. So schwer und ernst wie die Arbeit des Kabrebauern verläuft, so liebenswürdig spielt sich das Dasein der lieblichen Jugend unter den Palmenhainen Njamtugus ab. Eitel Poesie ist hier lebendig. Hier zerfließt unbedingt jede trockene Schilderei in Unwahrheit. Unvergeßlich wird mir jener Eindruck bleiben, den ich selbst erlebte, als ich meine Lossoleute im Arbeitshause fragte: „So, nun erzählt mir etwas davon, wie es mit der Liebe zwischen den jungen Leuten steht." — Als diese Worte die Lippen des Dolmetschers verlassen hatten, versanken die Blicke aller Alten von meinem Schreibtische auf die Erde, zum Fenster hinaus, zur Decke empor, und aus der lokalen Augenwanderung konnte man deutlich zeitliche Rückversenkung lesen. Alle schwiegen still, sicherlich ein jeder mit sich selbst und seiner Erinnerung beschäftigt. Eine ganze Weile sprach niemand — ich selbst schon deshalb nicht, weil ich fühlte, daß in dieser geistigen Versenkung der Alten viel Glückliches und Sonniges und Süßes wieder lebendig wurde. — Dann sagte



einer einige Worte von den unnützen Mädchen. Es war, wie ich gleich unter allgemeiner Fröhlichkeit feststellte, einer, dem die Natur die Fähigkeit zu lieben versagt hatte, einer, der ungeliebt und unbeweibt hatte bleiben müssen.

Unter den Palmen von Njamtugu ist ebensowenig Mangel an Tanzstimmung wie in irgendeinem andern Lande der Erde, in dem es mehr Jugend als Griesgram gibt. Nur daß die Njamtuguleute ganz besonders sorgfältig darauf achten, daß keine Tanzgelegenheit unbenutzt verstreiche. Ein bißchen Mondschein, ein vergnügter Burschenscherz, einiges Mädchenlachen, und bald sind eine Trommel, ein Tuthorn, einige Flöten zur Stelle. In dem etwa eine Stunde ausgedehnten Weiler findet sich allabendlich ein Plätzchen, ein Winkelchen, an dem getrommelt, geklatscht, gestampft wird — bald hier, bald da. Die Burschen suchen dann in schönen und stattlichen, kraftvollen und trotzigen Bewegungen einander zu überbieten. Der „gute Ton" versagt es ihnen, weitere Annäherungen zu unternehmen oder durch deutliches Hinschielen auf eine Geliebte — wie mir das bei den plumpen Tamberma z. B. auffiel — ihre Gefühle zu verraten. Der Bursche tanzt und tut schön, anscheinend nur so vor sich hin und den Kameraden gegenüber. Einem Mädchen gegenüber augenscheinlich zu kokettieren, würde ihn lächerlich machen. Gar ihr das Heimgeleit anzutragen — das wäre ganz absurd, der Bursche würde als unsittlich gelten, der Bursche wäre in den Augen der Mädchen abgetan. Sie tanzen und gehen dann heim. Jeder tut so, als sei damit Abend und Lust und Freude zu Ende. — Und doch wird wohl selten einer ohne bestimmte Hoffnungen diesen Heimweg antreten!



Denn nun geht in den Palmenhainen von Njamtugu die Liebesgöttin um.

Und jede Maid, die da mitgetanzt hat, kann zur Venus werden. Was dem Burschen die Sitte verbietet, ist das unbestrittene Recht der Mädchen. Das Mädchen darf dem Burschen folgen, darf etwas entfernt vom Tanzplatze Wegbreite mit dem Geliebten teilen, darf ihn ansprechen, spricht wohl gleichgültige Sachen, geht auch etwas entfernt, blickt scheu und spröde in die Büsche nach Mädchenart, aber sie geleitet ihn doch, geleitet ihn — bis an sein Haus, an sein Gehöft, und soweit gekommen, darf dann der Bursche den Mund auftun und fragen, ob sie bei ihm eintreten wolle. Und da das mitten in der Nacht ist, zu einer Stunde, in der schon alle Alten schlafen, so ist jedesmal mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die jungen Leute ein verschwiegenes Winkelchen finden, in dem das Glück kraftstrotzender Jugendkörper und süßer Kosestunden genossen werden kann.

Das Mädchen kürt also den Geliebten. Das ist eine seltene Sitte unter den Negervölkern, aber es scheint vordem wenigstens ein feststehender Brauch bei den Losso gewesen zu sein. Und auch nach der entfernt liegenden Station Bassari kommen Lossomädchen ganz unbeschadet ihrer Ehrenhaftigkeit zum Markte, um sich aus dem fremden Stamme einen Geliebten zu wählen. Es sind die fahrenden Minneheldinnen Togos und die Inhaberinnen unbeanstandeter Minnerechte.

Ist derart in abendlich-nächtlichem Heimgange eine süße Beziehung angebahnt, so weiß der Bursche sehr bald, wo seine Liebste wohnt und ein Kämmerlein zu vergeben hat. Es ist dann kein Fensterln, kein Lautenschlag, kein Getue und keine besondere Heimlichkeit vonnöten. Er besucht sie nun in ihrem Gehöfte, und



auch da gibt es dunkle Winkel und Nischen und geheimnisvolle Schuppen, in die kein unberufenes Auge zu ungelegener Zeit zu schauen pflegt.

Allerdings, es wäre ein großer Irrtum, wollte jemand annehmen, solcher Freude an Hingabe entspreche auch ein langes, treues Festhalten, ein für lange Zeit geknüpfte oder festgesponnene Liebe oder gar häufiger Uebergang in die Eheform. Es ist mehr als selten, daß das verliebte Mädchen seinem Schatze auch in die Ehe folgt. Und wenn zwei Verliebte so töricht sind, das anzustreben, so erwächst daraus in der Regel eine Kette von Prozessen und Streitigkeiten und ein Hereinfallen. Denn anerkannte Rechtstitel treten überall machtvoll und ausschlaggebend in den Vordergrund. — Meist folgt die Maid in Njamtugu nach soundso viel Liebespassagen dem Manne in die Ehe, dem sie schon in der Jugend, als Kind, versprochen ist. Das Jugendversprechen ist die übliche Verbrautung. Ist die Maid dann aber verheiratet, dann wird sie kaum mehr mittanzen im Reigen der Jugend; denn diese Tanzreigen mit ihrer Poesie führen in ein Liebesleben hinein, das die Ehe jetzt nicht mehr gestattet. Und die Frauen der Losso, die in der Jugend- und Mädchenzeit als die liebenswürdigsten und freigebigsten Liebesspenderinnen Nordtogos gelten, sind später in der Ehe die keuschesten Frauen.

Sagt, ist das unsittlich? — — —

Nun ein anderes Bild.

Im Norden der deutschen Kolonie Togo wohnt das große Volk der Mossi: ein Volk, das genau wie bei den Losso der Jugend das breite Recht am Liebesgenusse zugesteht. Ein Volk, bei dem auch die Frauen dem meistverbreiteten Brauche entsprechend nicht nach



eigenem Willen, sondern nach dem Willen der Eltern und nach den Sitten der Jugendverlobung einem gleichgültigen Manne in die Ehe gegeben werden. Es ist eine Ehe, die im allgemeinen mit der Jugendverlobung anfängt, die die Gefühle und Wünsche des Mädchens absolut ignoriert und im allgemeinen nichts anderes darstellt als eine elterlicher Berechnung entsprechende Konvenienzehe. In der Ehe muß dann die Frau keusch und züchtig leben — bis auf eine Ausnahme, bis auf einen absolut exzeptionellen Fall, bei dem der Frau gewissermaßen das Recht zusteht, sich über die Gesetze der Ehe hinwegzusetzen. Es ist ein so eigentümlicher Fall und eine so merkwürdige Sitte, die hier lebendig geblieben ist, daß gerade sie uns so recht die Schwierigkeit der Beurteilung der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit eines Volkes klarmachen kann.

Wie gesagt, wird im allgemeinen das Mädchen bei der Verehelichung nicht um seine Meinung und seine Wünsche gefragt. Das Mädchen kümmert sich dementsprechend — und wir können wohl sagen: mit einem gewissen Rechte — zumeist gar nicht darum, ob sein Körperchen schon an irgendeinen anderen Mann versprochen worden ist oder nicht. Man darf deswegen unbedingt annehmen, daß die Maid vor ihrer Verheiratung schon zwei bis drei Dolleramba (singular = Dolle, d. h. Liebhaber) gehabt hat. Nun, diese Dolleinstitution bleibt als Liebesventilator bei der Konvenienzform der Mossiehen auch über den Zeitpunkt der Verheiratung hinaus mehr oder weniger offen anerkannt und fast stets sanktioniert auch für die Zeiten des Ehelebens der jungen Frau bestehen. Die sich daraus ergebenden Szenen, die mir mit großer Ernsthaftigkeit und Genauigkeit verschiedentlich geschildert wurden, bieten eine solche Fülle humoristischer Einzel-



heiten, daß sie fraglos zu den merkwürdigsten gehören, die das afrikanische Völkerleben bietet.

Die junge, konventionell verheiratete Frau, die wie gesagt schon zwei, drei oder vielleicht auch schon vier Liebschaften hinter sich hat, tritt nach einiger Zeit vor ihren Herrn und Gebieter mit der Frage: „Gestattest du mir, daß ich einmal heimgehe zu meiner Mutter, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen?" Der junge Ehemann muß schon ziemlich vernagelten Geistes sein, wenn er nicht wissen sollte, worum es sich handelt. Und doch verlangt die Sitte von ihm, daß er als anständiger und weitherziger Gatte antwortet: „Ja, reise einmal zu deiner Mutter!" Die junge Frau schnürt ihr Bündel und geht, und der Mann seufzt, aber er kümmert sich nicht darum, welche Route sie einschlägt. — Er weiß Bescheid.

Die Frau sucht ihren letzten Dolle, ihren letzten Liebhaber auf. Dieser hat sich aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach inzwischen auch verheiratet und hat eine Paga, eine Hausfrau, eine Ehegattin. Aber die wandernde junge Ehefrau, die ihren Gatten mit der Begründung verließ, ihre Mutter besuchen zu wollen, sie kommt jetzt als die „Pogosada" (Geliebte) ihres früheren Dolle zurück, und in dem Augenblick, da sie auftritt, da sie, die Pogosada im Hofe des Freundes erscheint, hört bei dem Dolle das Herrinnenrecht seiner Paga, seiner Gemahlin, auf.

Die Pogosada begrüßt den Dolle. Der Dolle begrüßt die Pogosada. Dann fängt der Dolle ein Huhn, gibt es seiner Paga und sagt ihr: „Bereite uns ein gutes Gericht! Diese Nacht mußt du übrigens außerhalb des Hauses schlafen." — Ja, so ist es. — Es ist Abend.



Die Paga hat ein sehr gutes Gericht mit Huhn und delikater Zutat bereitet, und das bringt sie in das Haus, in dem der Hausherr hochherrschaftlich mit seiner Pogosada, seiner Geliebten, sitzt und vornehm schmaust. Und die Hausfrau bedient die beiden, reicht wie eine Sklavin die Speisen. Nachher trinkt Dolle und Pogosada eine Kanne Hirsebier aus. Und ist nun die Pogosada sehr gut aufgelegt und durch den vergnüglichen Zustand und die Freude auf das bevorstehende Erinnerungsfest der alten Minne mildtätigen Sinnes geworden, so ruft sie gnädig die Hausherrin herein und reicht auch ihr eine Schale Bier. Das ist schon *sehr* wohlwollend und *sehr* freundlich.

Danach betten sich Dolle und Pogosada auf das eheliche Lager und sind so recht, recht zufrieden und glücklich, und mag dabei auch die Erinnerung an vergangene Zeiten hier wie ein Blumengeranke sich über einem bachantischen Taumel wölben. Denn so trocken und materiell der schwarze Mann im allgemeinen erscheint und ist und handelt, ebenso sicher ist es, daß er sentimentale Regungen kennt, und sentimentale Regungen sind Poesie, wenn auch meist etwas verwässerte. Die Poesie fehlt den Nächten nicht — wenigstens nicht für die beiden Liebenden. Die Hausfrau aber schläft als heute entthronte Herrin vor der Haustür, und auch das wieder mag dem Sinn der Pogosada ein Triumpfgefühl verleihen. Auch die Negerin ist Weib, — sogar *sehr* Weib.

Am anderen Morgen beginnt schon ganz früh der Sklavendienst der armen Paga. Sie muß warmes Wasser bereiten und in das Haus tragen, damit die Liebenden sich waschen können. Nachher hockt sie am Herde und bereitet für Pogosada und Dolle gute



Speisen, so daß die Liebenden neue Schlemmereien üben können. Doch ist der Paga nur gestattet, aufzutragen, — dann hat sie wieder in den Hintergrund zu verschwinden. Wenn Frau Paga sich etwa beschwert, so zuckt Pogosada die Achseln und sagt: „Warum machst du denn nicht wie ich? Hast du nie einen Dolle gehabt?“ Und so geht es fort, bis die Pogosada wieder geht und den Heimweg antritt. Dann schenkt der galante Dolle ihr noch tausend Kaurimuscheln und für die Paga kommt die letzte Demütigung: sie muß das Bündel der Pogosada bis zur Gemeindegrenze tragen. Dann aber ist sie von dem Quälgeist der alten Minne befreit und zieht, ausgestattet mit dem Rechte der Ehefrau, wieder in ihre Häuslichkeit ein.

Und die Pogosada geht heim, dahin, wo sie auch Paga ist, und ihr Mann sagt im allgemeinen nichts — es sei denn, daß die edle Gattin allzulange als Pogosada des alten Liebhabers wegblieb. In solchem Falle gibt es ein wenig Streit. Der Mann sagt: „Ich erlaubte dir, drei Tage wegzubleiben, und du bist einen Monat fortgewesen, was unterstehst du dich?!“ Der Alte „schimpft“! Das ist aber auch alles. Was soll er sonst machen? In den meisten Fällen kennt auch er diesen verspäteten Minnedienst aus eigener Erfahrung und hat vielleicht schon seine Paga einige Tage vorher bei günstiger Gelegenheit vor die Tür gesetzt, weil seine eigene alte Pogosada ihn besuchen wollte.

Natürlich kommt es dann und wann einmal zu einer kräftigeren Eifersuchtsszene. Die gute Frau, die allzu häufig ihren Dolle besucht, bezieht dann wohl einmal ordentliche Schläge — aber das soll doch so selten sein, daß sich in Wagadugu niemand eines solchen Falles erinnerte. Vom „Hörensagen“ aus alter

Zeit weiß man, daß hie und da ein Ehegatte in ganz besonderen Zorn geriet und solchen Liebeshandels wegen das Schwert gezogen hat. Soll auch vorgekommen sein, daß ein Ehemann sein Eherecht mit dem Lebensblute des Dolle besiegelt hat; doch war das dann schlimm genug für ihn. Er muß die Frau, um deren Treue er kämpfte, dem Herrscher geben, und der vergütet der Familie des Getöteten den Mannesverlust mit dem aus ihrem Verkaufe gezogenen Gewinn. Doch das sind Fälle von Rechtsanschauungen, von denen man nur dem Gerücht nach noch etwas weiß. Keiner hat sie erlebt, und vom Dolle etwa eine Entschädigung wegen Ehebruchs einzufordern, das wäre der Ansicht der Südmossi nach einfach lachhaft gewesen. Soviel weiß man noch: Wer einmal gegen solche Sitte anging, der bekam nie wieder eine Frau!

Nicht immer ist es und war es die Frau, die den alten Liebeshandel wieder aufnimmt. Auch der Mann knüpft zuweilen wieder Erinnerungen an vergangenes Glück und Hoffnungen auf Verjüngung der schönen Minne von einst. Aber während die Pogosada frei und frank den Dolle aufsucht, muß er, der Dolle, einen Umweg einschlagen. Ich hörte von zwei Arten solcher Anbandlungen.

Der verliebte Mann begibt sich auf die Wanderung und sucht den Marktplatz auf, auf dem er an großen Märktetagen aller Wahrscheinlichkeit nach seine alte Liebe treffen wird. Nachdem der Marktbesuch vielleicht das eine oder andere Mal erfolglos blieb, trifft er sie endlich. Vielleicht trägt sie gerade Kolanüsse zum Verkaufe. Der Liebhaber erblickt sie und ruft sehr laut und unauffällig ihr zu: „Kolanüsse? — Die suche ich gerade! — Was kosten sie? — Zeige sie!“ Die Frau hockt nieder, zieht das Blätterwerk,



unter dem die Nüsse feucht gehalten werden, beiseite und zeigt die Früchte. Der Mann hockt vor ihr nieder. Er betrachtet die Nüsse, sucht einige große Exemplare heraus und — während nun alle Welt rund herumsteht und glaubt, die beiden verhandelten wegen der Kolanüsse, die emsig dargeboten und betrachtet werden — sagt er: „Ich habe dich lange nicht gesehen!" — sagt sie: „Warte, ich will in einigen Tagen meine Eltern daheim besuchen. Dann komme ich bei dir vorüber. Ich komme in vier (oder so) Tagen"; — sagt er: „Es ist gut!" — steht er auf und sagt gleichgültig gähnend oder sich reckend: „Die Kolanüsse sind mir zu teuer!" Dann geht er weg, und packt sie ihren Kram zusammen, geht sie von dannen, denkt alle Welt: „Da hat sich ein Handel um Kolanüsse zerschlagen." — Und ist doch dabei ein Handel um Minne perfekt geworden! Ach, diese Leute sind ja so abgefeimte und diskrete Ränkespinner und Schauspieler, daß man es kaum glauben kann.

Eine zweite Form, sich der Geliebten zu nähern, besteht darin, daß man sich möglichst harmlos an die Nebenfrau der Pogosada heranmacht. Wenn ein Mann mehrere Frauen hat, so nennen die sich untereinander „Puguto". Nehmen wir einmal einen Mann mit zwei Frauen, die kleine A. und die große B. Ein alter Liebhaber will sich der B. wieder nähern, weiß aber nicht, sie anzutreffen. Da wendet er sich denn an die kleine A., schenkt ihr einige Kolanüsse und sagt: „Verzeih mir, wenn ich mich an dich wende, und erlaube mir, daß ich dir einige Kola schenke. Ich möchte aber gern einmal mit deiner Puguto zusammenkommen. Willst du mir helfen?" Der Liebhaber kann versichert sein, daß die kleine A. ihm hilft; denn hier bei den Mossi wirkt jene Vorliebe der Frauennatur, die in



dem ausgesprochenen Streben gipfelt, Liebende zusammenzubringen. Wie ganz anders die Mande! Bei denen wirkt vor allem eine zweite afrikanische weibliche Triebkraft: die Mißgunst, ein Streben, der andern das unmöglich zu machen, was man selbst nicht kann und haben darf. Die Mandefrauen achten eifersüchtig darauf, daß keine Sina-Mussu, keine Mitfrau etwa merke, wenn eine von ihnen eine Heimlichkeit in solchen Dingen vor hat. Wenn irgendwo ein stilles Verhältnis solcher Art blüht — und es kommt das bei dem Frauenreichtum trotz aller Sittenstrenge doch oft genug vor —, so ist es in demselben Augenblick beendet, da eine Mitfrau etwas merkt. Hier aber bei den Mossi tut jede Frau zur Förderung des Liebesverkehrs ihrer Puguto alles, was sie kann.

So sehen wir denn das Recht der Jugend an freier Minne, das bei den Losso mit der Ehe abschließt, bei diesen Mossi über die Verehelichung hinweg weiter blühen. Wie scharf aber diese Unterschiede gezogen werden und wie genau das Volk der Sitte gemäß urteilt, kann man daran erkennen, daß, wenn eine Frau, welche verheiratet ist, mit einem Manne anbandeln will, mit dem sie vor der Verheiratung noch kein Verhältnis hatte, — daß sie dann schwer bestraft wird. Das Gewohnheitsrecht unterscheidet also ganz haarscharf zwischen Verhältnissen, die traditionell vor der Ehe anfingen und solchen, die erst nach der Verheiratung eingefädelt werden sollen. Ersteres ist recht, letzteres strafbar! Ersteres ist sittlich, letzteres unsittlich. — Sag mir Freund, wie willst du mit deinen europäischen Begriffen von Sittlichkeit auskommen? Willst du wirklich so kühn sein, dieses gewissermaßen heilige Recht an der Wiederbelebung und Fortführung vorehelicher Liebe in einer Ehe, die konventionell und

gefühllos geschlossen wurde, als unsittlich zu bezeichnen? — — —

Und nun ein Volk von der andern Seite des Niger. Ein Beispiel aus dem Leben der Nupe — dieses Stammes, der sich auszeichnet durch schöne Frauen — dieses Stammes, der so recht die ganze männliche und weibliche Schönheit dunkler Völker aufweist — eines Stammes, dessen Glieder so kraftvoll, so voller Leben strotzen, daß jeder Beschauer sich sagen muß, daß hier starke Kräfte sich in wilden Leidenschaften austoben müssen. Diese Nupe waren vordem — heute haben sich die Verhältnisse etwas geändert — bei den umwohnenden Nachbarn bekannt durch ihre Sinnesfreudigkeit. Diese Nupe haben in früherer Zeit strenge, harte Sittengesetze gehabt und durchgeführt. Sie gehören zu denen, bei denen ein wachsames Auge in direkt erstaunlicher pädagogischer Geschicklichkeit die aufblühenden Mädchen bewachte und durch gesunde Erziehung vor den Gefahren eines vorehelichen Geschlechtsgenusses bewahrte. Es gilt bei ihnen als eine Schande, wenn ein Mädchen berührt in die Ehe tritt. Und in der klugen und sachlichen Weise aller Bauernvölker hatten sie demnach ihren Mädchen ein Erziehungssystem gegeben, welches direkt vorbildlich genannt werden kann. In meinem Werke: „Und Afrika sprach“, habe ich gelegentlich der Schilderung der Joruben erzählt, wie bei diesem Volke die Mädchen unter Frauenleitung erzogen und wie ihre Spiele bewacht und dirigiert wurden. Bei den Nupe war dieses Erziehungssystem noch viel systematischer und blieb doch gleichzeitig die größte Harmlosigkeit des Kinderlebens.

Wir werden erinnert an das erste Beispiel, das ich in diesem Abschnitte gab, an die platonischen Verhältnisse der groben Kabrebauern, wenn wir hören,

wie bei diesem geschickten, klugen, liebenswürdigen und listigen Nupevolke auch die Sitte der Jugendliebe besteht und berechtigt war. Auch hier konnte der Bursch sein Mädel küren, und auch hier blieb die Jugendliebe harmlos. Wie innig die Freundschaft zwischen Bursch und Mädel hier war, geht daraus hervor, daß es für die Burschen üblich war, nachts mit ihrem Mädchen heimzugehen und eines an der Seite des andern auf derselben Matte zu schlafen. Natürlich dachte ich zunächst, hier müßte doch offenbar dann ein Zustand eintreten wie bei den Losso. Es war mir gar nicht denkbar, daß junge Menschenkinder, die derartig, wenn auch zunächst nur platonisch, ineinander verliebt sind, junge Menschenkinder, die sich durch Kraft und Schönheit ihrer Körper, durch Frühreife auszeichnen, daß die in so gewagter Quartierteilung ganz harmlos blieben. Und ich sprach oft mit alten Nupeleuten darüber. Die alten Frauen schüttelten die Köpfe und lachten: „Nein, nein“ — wurde mir z. B. gesagt — „nein, Herr, sie trinken die Liebe nicht. Es müßten schlechte Eltern sein, deren Kinder vorzeitig die Liebe trinken. Es ist auch sehr einfach, dem vorzubeugen. Man muß die Kinder nur tagsüber in den Feldern so hart arbeiten und dann abends im Tanze sich so toll austoben lassen, daß sie ganz müde werden. Dann kommt nichts vor. Nur faule Mädchen trinken vor der Zeit Liebe.“ Und der andere Grund, der das Mädchen entschieden davon zurückhalten wird — wenigstens nach den alten Anschauungen und Sitten —, sich vorzeitiger Liebe hinzugeben, ist der, daß sie dann später der Schande anheimfallen.

In unglaublicher Harmlosigkeit wachsen die Burschen und Mädchen in idealer „Coëducation“ heran, arbeiten zusammen, spielen zusammen, schlafen zu-



sammen und bleiben Kinder. Sollte in dieser Zeit ein Bursch irgendwo einmal sich vorzeitig mit einer Courtisane vergehen, so würde das Gerücht hiervon sofort sich verbreiten. Nie mehr wird ein Mädchen mit ihm spielen. Er ist ausgeschlossen aus der glücklichen Gemeinschaft der Kinder. Ja, es ist früher sogar für ihn schwer gewesen, eine Ehefrau zu bekommen. Aber nach Abschluß der Kinderzeit heiratet der Bursch ein Mädel — ach! und das ist eine so lange Geschichte, ein so kompliziertes Kapitel, und es gehören so viele Festtage und Festzüge und Polterabendscherze usw., sowie sonstige Veranstaltungen dazu, daß man darüber allein einen ganzen Band schreiben kann. Erst einige Tage nach der offiziellen Verheiratung hat aber der junge Ehemann das Recht, von seiner Frau das erste Beilager zu beanspruchen. Schönes Recht bei den Nupe! Die junge Maid hat die Pflicht, sich mit allen Kräften zu wehren. Es würde eine Schande für sie sein, wenn sie ohne weiteres sich hingeben würde. Tagelang muß der Bursch mit ihr kämpfen, richtig kämpfen. Ich habe es mitangehört, wie die Rufe und Schreie der Mädchen durch die Ortschaften hingellten und wie die ganze Ortschaft lauschte nach dem Ausgange dieser Geräusche. Es sind Kämpfe, bei denen gebissen und geschlagen wird. Es werden dabei Augen eingedrückt und Glieder ausgerissen. Unter meinen fünf Nupe-Dolmetschern waren zwei, die in den Brautnächten sich zerbrochene Glieder geholt hatten. — Ist aber einmal der Bann gebrochen, dann geben die beiden jungen Leute sich Tag und Nacht unentwegt in voller Seligkeit dem neuen Genusse hin. Dann gehört es direkt zum guten Ton, daß die beiden kaum die Hütte verlassen, daß niemand sie besucht, weil man sie eben ständig in Situationen antreffen würde, die andere



Menschen nichts angehen. Dann tritt die aufgespeicherte, unverbrauchte, elementare Sinneskraft dieser Menschen ins Leben.

Wie verläuft nun diese eigentümliche Verehelichung? — Wenn die Folgen derartiger emsiger Pflicht- und Rechtserfüllung eines Tages eintreten werden, so rechnet der junge Ehemann, daß er noch etwa sieben Monate das Glück der jungen Ehe genießen kann, und daß dann für lange Zeit die junge Frau ihm wenigstens in dieser Richtung nichts mehr sein kann. Denn so lange die Frau dem Kinde lediglich durch die eigene Brust die Nahrung zuführt, so lange darf sich der Gatte ihr nicht wieder nähern. Wenn ihm nun aber derart diese Quelle der Ergötzung abgeschnitten ist, so ist der junge Mann durchaus nicht willens, auf diese ihm jetzt lieb und üblich gewordene Betätigung zu verzichten, und somit sieht er sich nach anderen Partnerinnen um. — Wie wir gleich sehen werden, mit Wissen der Frau! Er findet sicher, was er sucht. Mancherlei Gelegenheit bietet sich. Und wenn die Jungfrau im alten Nupelande als besonders keusch und züchtig galt, so ist das hinsichtlich der Nupefrauen, jedenfalls in unserem Sinne, nicht so gewesen. Also findet der junge, durch Familienzuwachs von der Ehegattin abgeschnittene Ehemann, schon bei anderen Frauen Gunstbezeigungen, und harmlos, wie dies Volk der Bauern ist, erzählt der junge Mann seiner Gattin auch ganz vergnügt von seinen Abenturien und von den speziellen Eigenarten und Vermögnissen der anderen Weiber.

Darüber schmollt die Gattin ganz und gar nicht. Sie findet das belustigend und in vielen Punkten vielleicht auch belehrend. Ja, sie geht noch weiter. Wenn der Gatte ihr in solcher Zeit sagt, er wolle gern



einmal mit dieser oder jener Frau einen Liebeshandel anfangen, wisse aber nicht recht die Gelegenheit zu finden, seinen Faden in die Oese zu ziehen, so nimmt sie sich seiner Not an. Sie selbst besucht die andere. Sie sagt ihr: „Du siehst, in welchem Zustand ich mich befinde. Ich kann jetzt meinem Manne nichts bieten, er möchte daher einmal mit dir zusammen sein. Komm doch also einmal zu mir. Du wirst sehen, daß mein Mann ein echter und rechter Kerl ist. Vielleicht kommst du morgen früh einmal zu mir; um die Kalebasse wiederzuholen, die du mir jetzt mitgeben kannst." — Also ist die Sache sehr einfach. Am anderen Morgen kommt die willige Frau. Sie durchschreitet das Gehöft mit fröhlichem Geplauder. Sie fordert sich die geliehene Kalebasse zurück oder sie bittet vielleicht um etwas Salz oder ein Kochrezept usw. Mittlerweile betritt die Frau des tändellustigen Ehemannes die Hütte. Der Ehemann kommt hinzu oder weilt wohl gar schon darin. Die Ehefrau selbst entfernt sich dann für „einen Augenblick", um irgend etwas „zum Zeigen" zu holen, und dieser „Augenblick" dehnt sich dann so lange aus, bis die beiden da drinnen ihr Lüstchen gekühlt haben. Wenn sie wiederkommt, sitzen Gatte und Freundin ganz harmlos auf dem Bettrande. Man bricht auf. Die Frau begleitet die Freundin heraus, und wenn die beiden Frauen dann so über den Markt gehen, besprechen sie unter Kichern und Lachen die Eigenarten der verschiedenen Ehegatten. Aber die Welt hat nichts gemerkt, und die zurückkehrende Ehefrau, die so glänzend ihre Eifersuchtslosigkeit bewiesen hat, wird von dem Ehemann irgendeine hübsche Perle, ein Kopftuch u. dergl. mehr zum Geschenke erhalten, während die bereitwillige Freundin sich mit der Erinnerung an eine genußreiche Stunde begnügen muß.



— So berichten wenigstens die schmunzelnden Nupemänner. Und das alles beweist, daß in diesem merkwürdigen Lande die Herzen weit, die Triebe stark und alle Ventile des Gefühlslebens leicht beweglich sind.

Aber die Ehen der Nupe gelten als die glücklichsten und sind ihrer erfreulichen Harmonie halber unter allen Nachbarn bekannt.

Und die Frauen?

Ich habe mich mit den alten Nupedamen auch in diesem Punkte unterhalten, und ich habe sie gefragt, ob es nicht eigentlich häßlich wäre, daß die Männer ihren Frauen so leicht, man wird nicht anders sagen können, als: — untreu würden. Und darauf hat dann eine alte Frau lachend geantwortet: „Nein, Herr, du irrst. Eine kluge Frau weiß, daß der Mann ihr ein glücklicher Gatte bleibt, wenn sie ihn nicht mit Stricken festbindet. Eine kluge Frau bespricht mit ihrem Manne das alles, damit er sie nicht anfängt zu belügen. Eine kluge Frau bringt ihren Gatten lieber mit der Freundin zusammen als mit einer Courtisane, die mit ihren anderen Gewohnheiten und Lebensanschauungen und ihrem Verdiensteifer die Kraft der Ehe zerstört.“ Und dann habe ich die Männer gefragt, ob sie es nicht häßlich finden, daß ihre Frauen so sehr gutwillig anderen Männern ihre Gunst erwiesen, und darauf haben sie mir geantwortet: „Das ist ein Geizhals, der nicht gern von seinem Reichtum abgibt. Das ist ein schlechter Bruder, der nicht dem anderen, wenn er Not hat, ein Kleid schenkt. Das ist aber das schlimmste: wenn die Leute anfangen zu sprechen und viel zu reden. Darum soll man das am besten den Frauen untereinander lassen; denn sie bringen sicherlich kein Gerede auf. Am schlimmsten ist



es, wenn die Männer anfangen, zu den Courtisanen zu laufen. Die rühmen sich und sprechen untereinander und schädigen das Familienleben und zerstören es."

Wir haben die eigentümlichsten Formen in einer kleinen Auswahl hier kennen gelernt. Anschauungen über Sitten und Sittlichkeit haben wir gefunden, die uns fremd sind. Wer hier mit unseren heimischen Begriffen von Sittlichkeit und Unsittlichkeit urteilen und zergliedern und kategorisieren will, der wird einer so feinen und sublimen Sache, wie es solcher Volksgeist und diese fremde Volkssitte und Anschauungen sind, niemals gerecht.

Als unsittlich wird man eigentlich den bezeichnen müssen, der gegen die Sitte seines Landes oder gegen die Forderungen der Natur sich vergeht. Habe ich eben von den aus alter Zeit stammenden Sitten gesprochen, so will ich nun abschließend auch noch einige Worte über die Forderungen der Natur sagen.

Wir Europäer sind in vieler Hinsicht zivilisierter, klüger, geistreicher und alles mögliche mehr, als meine dunklen Freunde in dem andern Erdteile dort unten. Aber ich glaube nicht, daß wir ihnen im allgemeinen gleichkommen an natürlich starker Veranlagung des Sinneslebens. Die Leute sind in ihrer Art leidenschaftlicher als wir. Sie stellen höhere Ansprüche und bieten mehr. Und doch sieht man weniger davon.

Ich frage hier alle, die mit innerafrikanischen Verhältnissen vertraut sind, ob sie jemals in von europäischer und arabischer Mißbildung noch unberührten Ländern so gemeine Blicke gesehen haben, wie sie in allen Großstädten Europas üblich sind. Ich meinerseits muß sagen, daß ich niemals dieses unverschämte und gemeine Umsichsehen wahrgenommen habe, das



bei uns direkt ein Vorrecht der Männerwelt zu sein scheint. Der Afrikaner sieht nie lüstern in die Welt. Der Afrikaner trägt mit seinen Blicken nicht die Geheimnisse des Nackt- und Sinneslebens auf den breiten Markt der Oeffentlichkeit. Er steht in dieser Hinsicht unendlich viel höher als wir. Ein Mann, der mit der Gemeinheit des Lebegecken und nach dem Modus der Boulevards und der Friedrichstraße sich in einem afrikanischen Dorfe als Eingeborener umsehen würde, wäre direkt ein Unding.

Darum liegt in dieser Erfahrung — wie mir alle Kenner des Inlandes bestätigen werden — allein schon der Beweis einer tiefgründigen Sittlichkeit, wenn sie auch nicht in den Gewohnheiten mit unserer Auffassung von Sittlichkeit übereinstimmt — einer Auffassung, die, wie ich am Anfang sagte, wir auch bei der einfachen Bevölkerung der verschiedenen Länder Europas durchaus nicht übereinstimmend finden.

Weiterhin wird man bei den noch nicht von Europa und dem Islam angekränkelten Eingeborenen niemals eine solche Unmasse von gemeinen Zoten und widerlichen Biergesprächen hören, wie sie bei uns so üblich sind, daß sich ihnen ein Mann überhaupt kaum entziehen kann. Gewiß, die Leute erzählen sich Geschichten aus dem Geschlechtsleben. Aber diese Geschichten sind so naiv, sind so frei von Lüsternheit, sind derartig naturalistisch und eindeutig, daß man ihnen nicht Unsittlichkeit beimessen kann. Soweit der unberührte Innerafrikaner, für den ich in diesem Teile klar und unbedingt eine Lanze zur Ehrenrettung brechen möchte.

Ganz anders der eigentliche Orientale, der heute schon weit genug in das Inland vorgedrungen ist — ein Mann, mit einer ungeheuren Raffiniertheit der



Kultur, die allerdings schon an Unsittlichkeit der unseren ziemlich nahe kommt. Aber auch bei ihm und seinen Geistesprodukten möchte ich einen Unterschied uns gegenüber feststellen. Als letzte Stücke dieses Werkes habe ich zwei Erzählungen gebracht, welche aus den Nilländern, also dem direkten Einflußgebiete des Orientes, stammen. Sie schildern uns so kräftige Szenen, wie sie nur irgend denkbar sind — aber sie zeigen einen so feinen, satirischen Humor, eine so graziöse Ausdrucksweise, daß sie auch wieder doch als etwas anderes erscheinen als unsittlich.

Jedenfalls glaube ich, daß ich ein gutes Recht habe, mich bei allen Angriffen, die in dieser Hinsicht gegen meine Afrikaner erhoben worden sind, vor sie zu stellen und zu sagen: Sie sind kräftiger und deswegen wohl emsiger in der Betätigung des Geschlechtslebens; sie haben aus dieser Naturveranlagung heraus die merkwürdigsten Sitten und Gewohnheiten hervorgebracht, sie erzählen sich in der Männergemeinschaft hier und da recht kräftige, recht drastische, recht naturalistische Geschichtchen, und dies vollkommen entsprechend ihrer stark sinnlichen Veranlagung und gleich entsprechender Betätigung.

Unsittlich sind sie aber nicht.



Sittenlehre.

Ein Mann ging mit seiner Frau ans Wasser zum Fischen. Der Mann sperrte einen Teil des Wassers ab. Die Frau ging mit einem Fangkorb hinein. Die Frau bückte sich beim Fangen. Der Mann bückte sich auch, um ihre Vagina zu sehen. Der Mann ging hin, um sie zu beschlafen. Die Frau sagte: „Ich fange hier Fische für dich. Die Fische gehören dir. Meine Vagina gehört dir. Erst will ich aber das Fischen vollenden. Erst will ich dein Essen machen und dann kannst du mich beschlafen." Der Mann sagte: „Du hast recht." Er ging ans Ufer.

Die Frau fing Fische. Sie kam ans Ufer. Sie ging nach Hause. Die Frau machte Essen zurecht. Der Mann aß. Der Mann aß zu Ende. Die Frau sagte: „Im Walde hast du mich beschlafen wollen. Nun habe ich Essen gemacht. Du hast gegessen. Wenn du mich jetzt beschlafen willst, so ist es recht." Der Mann sagte: „Es ist gut." — Der Mann beschlief seine Frau.



Die Vagina.

Früher lief die Vagina allein herum. Sie war noch nicht mit der Frau verwachsen. Die Vagina trieb sich in allen Teilen der Erde herum. Sie war immerfort unterwegs. Sie ließ sich von jedem beschlafen. Die Vagina traf den Esel und sagte zu ihm: „Koitiere mit mir!“ Der Esel tat es. Die Vagina sagte: „Ah, das tut gut.“ Die Vagina traf das Pferd und sagte zu ihm: „Koitiere mit mir.“ Das Pferd tat es. Die Vagina sagte: „Ah, das tut gut.“ Die Vagina traf den Löwen und sagte zu ihm: „Koitiere mit mir!“ Der Löwe tat es. Die Vagina sagte: „Ah, das tut wohl!“ Die Vagina sagte zu jedem, der ihr begegnete: „Koitiere mit mir!“ Jeder tat es. Die Vagina war stets zufrieden und sagte: „Ah, das tut gut!“

Die Vagina lief überall umher und wollte von jedem beschlafen werden. Die Vagina traf den Skorpion und sagte zu ihm: „Koitiere mit mir.“ Der Skorpion tat es. Der Skorpion stach aber während des Beischlafes die Vagina mit seinem Schwanz. Da schrie die Vagina vor Schmerz laut auf. Die Vagina lief voller Angst von dannen. Sie lief zu der Frau und versteckte sich bei der Frau. Die Vagina sagte zur Frau: „Verstecke mich und beschütze mich!“ Die Frau tat es.

Seitdem haben die Frauen die Vagina.



Der Ursprung der Geschlechtsteile.

In alten, alten Zeiten hatten die Männer keinen Penis und die Frauen keine Scheide.

Die Schildkröte war in alter Freundschaft mit dem Kaninchen verbunden. Schildkröte und Kaninchen hatten zusammen eine Farm. Eines Tages waren beide in der Farm. Da kam unerwartet ein Regen. Das Kaninchen sagte: „Medizintopf, bringe mich schnell heim!" Sogleich war das Kaninchen daheim. Die Schildkröte sah das Kaninchen nicht mehr. Die Schildkröte mußte im Regen nach Hause laufen. Sie sagte unterwegs: „Was hat das Kaninchen es leicht, nach Hause zu kommen! Wie habe ich es schwer! Wie lang ist der Weg!"

Am andern Tage waren die beiden wieder auf der Farm. Es kam unerwartet wieder Regen. Das Kaninchen sagte: „Mein Medizintopf, bringe mich schnell heim!" Sogleich war das Kaninchen daheim. Die Schildkröte sah das Kaninchen nicht mehr. Die Schildkröte mußte im Regen nach Hause laufen. Sie sagte unterwegs: „Was hat das Kaninchen es leicht, nach Hause zu kommen! Wie habe ich es schwer. Wie lang ist der Weg! Das Kaninchen muß mir morgen seine Sache sagen."

Am andern Tage waren die beiden wieder auf der Farm. Die Schildkröte sagte zum Kaninchen: „Kannst du mir nicht helfen, Kaninchen? Wenn abends Regen kommt, bist du immer gleich daheim. Ich aber muß



den ganzen Weg zu Fuß laufen. Kannst du mir nicht helfen, daß ich auch so schnell nach Hause komme?" Das Kaninchen sagte: „Gewiß kann ich dir helfen. Ich habe einen Medizintopf. Der bringt mich immer so schnell nach Hause. Ich will dir auch einen Medizintopf geben. Es wird alles gut gehen, nur darfst du nie mit deiner Hand in den Kochtopf deiner Frau greifen." Die Schildkröte sagte: „Das ist sehr einfach. Ich werde das dann eben unterlassen. Gib mir nur den Medizintopf." Das Kaninchen gab der Schildkröte einen Medizintopf.

Am andern Tage waren die beiden wieder auf der Farm. Es kam unerwartet wieder Regen. Das Kaninchen sagte: „Mein Medizintopf, bringe mich schnell heim!" Die Schildkröte sagte: „Mein Medizintopf, bringe mich heim!" Sogleich war auch die Schildkröte daheim. Sie sagte: „Das ist eine ausgezeichnete Sache."

Drei Tage lang kam so die Schildkröte mit ihrem Medizintopf schnell heim. Am vierten Tage wollte die Schildkröte in den Kochtopf der Frau fassen. Die Frau sagte: „Meine Schildkröte, laß das! Das Kaninchen hat gesagt: Es wird mit dem Medizintopf gut gehen, nur daß du nie mit deiner Hand in den Kochtopf deiner Frau greifst! Meine Schildkröte, laß das also!" Die Schildkröte sagte: „Ich will es nur einmal tun und nachher nicht wieder. Das eine Mal wird es nichts schaden." Die Schildkröte griff in den Kochtopf der Frau, nahm Essen heraus und verzehrte es.

Am andern Tage waren die Schildkröte und das Kaninchen wieder auf der Farm. Es kam unerwartet wieder Regen. Das Kaninchen sagte: „Mein Medizintopf, bringe mich schnell heim!" Sogleich war es

daheim. Die Schildkröte sah das Kaninchen nicht mehr. Sie sagte auch: „Mein Medizintopf, bringe mich schnell heim." Sogleich war die Schildkröte weit im Busch, wo es noch viel mehr regnete. Die Schildkröte sagte: „Mein Medizintopf, ich sagte dir nicht: Bringe mich in den Busch. Ich habe dir gesagt: Mein Medizintopf, bringe mich heim! Also: Mein Medizintopf, bringe mich schnell heim!"

Sogleich war die Schildkröte noch weiter in dem Busche, wo es noch viel mehr regnete. Die Schildkröte wurde böse und schrie: „Schnell, mein Medizintopf! Sei nicht verrückt, sondern bringe mich schnell heim!" Sogleich war die Schildkröte in dem Hause der Vagina. Die Vagina sah die Schildkröte. Die Vagina war freundlich zu der Schildkröte. Sie sagte zu der Schildkröte: „Ich freue mich, meine Schildkröte, daß du zu mir kommst. Sage mir nur, was du wünschest." Die Schildkröte sagte: „Gib mir Essen." Die Vagina gab ihr Essen. Die Schildkröte aß und sagte: „Nun will ich wieder gehen." Die Vagina sagte: „Wünsche dir nur etwas. Wünsche dir, was du willst. Ich will dir alles geben, nur bleibe bei mir." Die Schildkröte wünschte sich Kleider. Die Vagina gab ihr Kleider. Aber die Schildkröte mußte bei ihr bleiben. Sie wünschte sich Bogen und Pfeile und Dolche. Die Vagina gab ihr Bogen und Pfeile und Dolche. Aber die Schildkröte mußte bei ihr bleiben. Die Schildkröte wünschte sich ein Pferd. Die Vagina gab ihr ein Pferd. Aber sie mußte bleiben.

Jeden Tag wünschte sich die Schildkröte etwas. Die Vagina gab ihr alles, was sie haben wollte. Die Vagina gab aber der Schildkröte nicht die Erlaubnis, wieder wegzugehen. Eines Tages sagte die Schildkröte zu der Vagina: „Ich will ein wenig umherreiten."



Die Vagina sagte: „Reite ein wenig umher!“ Die Schildkröte stieg auf ihr Pferd und ritt so schnell sie konnte von dannen. Als die Schildkröte weit weg war, sagte sie zu sich: „Diese verdammte Vagina!“ Die Vagina hörte sogleich in ihrem Hause die Beschimpfung und rief der Schildkröte nach: „Was sagst du?“ Die Schildkröte sagte: „Oh, ich sagte nur, daß ich hundert Fuß weit fort sei.“ Die Schildkröte ritt weiter und immer weiter, so schnell sie konnte. Als sie noch ein gut Stück weiter war, sagte sie wieder zu sich: „Diese verdammte Vagina!“ Die Vagina hörte sogleich in ihrem Hause die Beschimpfung und rief der Schildkröte nach: „Was willst du?“ Die Schildkröte sagte: „Oh, ich sagte nur, daß ich zweihundert Fuß weit fort sei.“

Die Schildkröte ritt, so schnell sie konnte, weiter. Sie kam zu Ebako. Ebako war ein junger, ganz großer Penis. Er fragte: „Weshalb läufst du so eilig, meine Schildkröte?“ Die Schildkröte sagte: „Hinter mir her kommt die Vagina. Sie ist ganz schlimm! Geh nur weg!“ Der Penis sagte: „Ich fürchte mich nicht. Ich fürchte mich nicht. Ich fürchte mich auch nicht vor der Vagina.“ Die Vagina kam aber angerannt. Die Schildkröte versteckte sich hinter dem Penis. Je näher die Vagina kam, desto größer und stärker wurde der Penis. Endlich kam die Vagina ganz dicht an den Penis. Der war hart und stark wie ein Knochen. Vagina und Penis prallten gegeneinander. Vagina und Penis schlugen so stark gegeneinander, daß beide zerschellten.

Der Penis zersprang in viele Teile. Die Teile des Penis lagen am Boden umher. Die Vagina zersprang in viele Teile. Die Teile lagen am Boden umher. Ueberall lagen die Geschlechtsteile. Die Menschen kamen und nahmen davon. Die Männer, die



schnell liefen und als erste kamen, nahmen die großen Penes. Die, die langsam liefen und nachher ankamen, bekamen die kleinen Penes. Die Frauen, die zuerst ankamen, konnten sich die großen Vaginas nehmen. Die, die nachher ankamen, fanden nur noch kleine Vaginas.

So kamen die Menschen zu ihren Geschlechtsteilen.



Der Salzeinkauf.

Die Vagina, der Penis und der Hodensack machten einmal eine gemeinsame Wanderung. Sie gingen weit weg, um von einem fernen Platze Salz einzukaufen. Als sie dies Geschäft vollendet hatten, machten sie sich auch wieder gemeinsam auf den Rückweg, und jeder trug seine eigene Last Salz.

Nach einiger Zeit begann es zu regnen. Die Vagina sagte zu den anderen: „Es regnet, euer Salz wird naß werden und schmelzen, wenn ihr es auf den Köpfen tragt. Gebt es mir her. Seht, ich stecke mein Salz in meine Oeffnung. Da kann es nicht hereinregnen und das Salz bleibt trocken." Der Penis sagte: „Nimm mein Salz und bewahre es in deiner Oeffnung auf, damit es nicht verregnet." Die Vagina nahm das Salz des Penis in seine Oeffnung. Der Penis fragte den Hodensack: „Und du willst dein Salz verregnen lassen?" Der Hodensack sagte: „Laß nur!" Er trug sein Salz selbst weiter.

Daher kommt es, daß der Penis immer die Vagina sucht, weil sie den größten Leckerbissen hat (das Salz!), und daß die Vagina immer vom Penis Salz (Samen) haben will, daß aber der Hodensack gleichgültig daneben hängt.

Der Salzeinkauf.

Es gab kein Essen. Nirgends im Lande gab es Essen. Niemand hatte etwas zu essen. Die Vagina und der Penis machten sich auf den Weg. Sie gingen in das nächste Land, um Korn und Salz zu kaufen. Sie gingen auf dem Markt umher. Sie sahen sich dieses Korn an und sahen sich jenes Korn an. Sie sahen hier nach dem Salz und sahen da nach dem Salz. Die Vagina sagte: „Wir müssen vor allem das Korn kaufen.“ Der Penis sagte: „Wir müssen vor allem das Salz kaufen.“

Vagina und Penis kauften Korn und Salz. Dann machten sie sich auf den Heimweg. Als sie ein Stück weit gegangen waren, ward es dunkel. Als sie noch ein Stück weit gegangen waren, ward es schwarz am Himmel. Der Regen war ganz nahe.

Der Regen begann zu fallen. Penis sagte zu Vagina: „Der Regen beginnt zu fallen. Das Salz wird naß werden und weglaufen. Mach also lieber deinen Mund auf. Ich will das Salz hineintun, so wird es nicht naß werden.“ Vagina sagte: „Tue es, wie du denkst.“ Vagina machte also den Mund auf. Penis steckte darauf das Salz hinein. Vagina machte den Mund wieder zu.

Am Wege stand ein Termitenhügel, der hatte seitlich eine Türe. Vagina sagte: „Ich werde in dem Termitenhügel untertreten. Ich werde mich in dieser Höhle vor dem Regen schützen.“ Vagina kroch in den Termitenhügel. Penis wollte auch mit in den Termitenhügel.



Penis lief hinter Vagina her. Die sagte aber: „Gehe fort, suche dir dein eigenes Haus. Ich brauche mein Haus für mich.“ Vagina trieb Penis fort und blieb allein in ihrem Termitenhügel.

Penis lief weg. Penis sah sich um nach Stöcken. Penis schnitt sich Stöcke und baute sich dann ein kleines Haus. Penis blieb in dem kleinen Hause. Es regnete in das kleine Haus nicht hinein.

Der Regen war sehr stark. Der Regen spülte den Termitenhaufen hinweg. Nun hatte Vagina kein Haus mehr. Vagina lief umher. Sie suchte einen Schutz. Vagina sah des Penis Haus. Sie lief auf des Penis Haus zu. Vagina kam zu Penis. Der hatte gerade sein Essen gekocht und war bereit es zu genießen. Vagina kam in Penis Haus. Penis sah Vagina und sagte: „Es ist gut, daß du kommst. Mein Essen ist fertig. Nun gib mir das Salz, das ich dir vorhin in den Mund legte. Ich will es nun in das Essen tun.“ Vagina sagte: „Das Salz, das du mir vorhin in den Mund gelegt hast? Das Salz ist nicht mehr da.“ Penis sagte: „Ich will aber mein Salz haben.“ Vagina sagte: „Das Salz ist nicht mehr da!“ Penis sagte: „Ich will aber mein Salz haben!“ Vagina sagte: „Das Salz ist nicht mehr da. Wenn du mir nicht glaubst, kannst du selbst hereinkommen und dich danach umsehen. Du wirst aber auch nur sehen, daß das Salz nicht mehr darin ist.“

Penis sagte: „Es ist gut; ich werde selbst hineingehen.“ Penis ging also selbst hinein, um nach dem Salz zu suchen. Penis fuhr in einen Winkel. Penis fuhr in den anderen Winkel. Vagina sagte: „Suche nur! Suche! Suche auch in den anderen Winkeln!“ Penis fuhr in diesen Winkel. Penis fuhr in jenen Winkel. Vagina sagte: „Suche nur! Suche nur!“



Penis wurde wütend! Er fuhr immer schneller von einem Winkel in den anderen. Endlich war er ganz zornig. Er war des vielen Suchens müde. Er hielt ein wenig inne und spuckte dann aus.

Hierauf kam er heraus. Er war niedergeschlagen, ließ den Kopf hängen und sagte: „Es ist wahr; das Salz ist wirklich nicht darin!" Vagina sagte: „Sagte ich nicht vorher, daß es nicht darin ist? Aber mir ist es recht, wenn du wieder hereinkommst und weitersuchst."

Seitdem sucht Penis immer wieder Vagina auf. Er sucht immer wieder in allen Winkeln nach dem Salz. Er findet es aber nie. Wenn er dann aber müde ist, so spuckt er aus und kommt wieder heraus. Immer wieder kommt Penis zu Vagina. So oft aber Penis auch Vagina aufsucht, das Salz wird er doch nicht mehr finden.



Der Streit der Geschlechtsteile.

Vagina und Penis waren zusammen im Busch. Sie lebten damals noch nicht im Osten sondern eben noch draußen im Busch. Eines Tages hatten Vagina und Penis nichts zu essen. Sie waren beide sehr hungrig. Vagina sagte: „Ich möchte heute Fisch essen.“ Penis sagte: „Ich möchte heute Fisch essen.“ Vagina nahm ihr Fischnetz und ging zum Flusse. Penis folgte ihr. Vagina begann zu fischen. Sie fing viele Fische. Sie nahm die Fische und ging mit ihnen nach Hause. Vagina kochte die Fische, nahm Pfeffer und Salz und bereitete ein schönes Gericht. Als sie mit der Speise fertig war, aß Vagina sie auf. Es blieb nichts übrig. Nach einiger Zeit kam auch Penis nach Hause. Er sagte: „Gib mir auch etwas zu essen.“ Vagina gab ihm etwas Pfeffer und sagte: „Hier iß du auch! Ich habe keinen Fisch.“

Am anderen Tage gingen Vagina und Penis wieder zum Flusse hinab. Penis nahm das Netz und ging voran. Vagina folgte ihm. Penis begann zu fischen. Er fing viele Fische. Penis nahm die Fische und ging mit ihnen nach Hause. Er kochte die Fische, er nahm Pfeffer und Salz und bereitete ein schönes Gericht. Als Penis mit der Speise fertig war, aß er alles auf. Nach einiger Zeit kam Vagina. Die sagte: „Gibst du mir zu essen?“ Penis sagte: „Ich habe nichts mehr zu essen.“ Vagina sagte: „Warum gibst du mir nichts von deinem Fische?“ Penis sagte: „Gestern, meine



Vagina, hattest du viele Fische und gabst mir keinen davon ab. Heute habe ich viele Fische gehabt und habe dir keine abgegeben."

Vagina wurde zornig. Sie schlug Penis. Der schlug Vagina wieder. Sie schlugen sich. Im Streite riß Penis der Vagina die Klitoris heraus und warf sie ins Feuer. Vagina griff die Klitoris schnell wieder aus dem Feuer heraus und steckte sie sich wieder an. Seitdem ist aber die Klitoris rot wie das Feuer.



Die abgebundenen Geschlechtsteile.

Als Gott vordem die Welt machte, pflegten die Frauen ihre Geschlechtsteile umzubinden und abzulegen wie einen Schurz.

Eines Tages gingen alle Frauen an das Wasser, um zu baden. Sie legten also ihre Geschlechtsteile am Ufer nieder und stiegen in den Fluß. Ein großer, schwarzer Affe sah das. Er kam vom Baume herab. Er stahl die Geschlechtsteile einer Frau. Er lief damit weg. Als er sich unbeobachtet glaubte, steckte er seinen Penis hinein und beschlief die Vagina. Inzwischen kamen die Frauen aus dem Wasser. Jede der Frauen band ihre Vagina um. Aber eine der Frauen konnte ihre Vagina nicht finden. Es war eine Frau des Königs.

Die Frau des Königs ging ohne Vagina nach Hause. Die Frau ging zum König und sagte: „Ich ging zum Baden. Ich legte meine Vagina ab. Während ich badete, ist sie mir gestohlen worden." Der König rief einen jungen Jäger und sagte zu ihm: „Meiner Frau ist, während sie badete, die Vagina gestohlen worden. Sieh, ob du sie nicht findest." Der junge Jäger ging in den Busch und suchte die Vagina. Endlich sah er den großen, schwarzen Affen, wie er die Vagina mit seinem Penis bearbeitete. Der Jäger schoß den Affen, nahm die Vagina der Königsfrau und brachte sie dem König.

Der König rief alle Frauen der Stadt zusammen und sagte zu ihnen: „Ihr Frauen, ob ihr Mädchen



seid oder Frauen, die schon Kinder geboren haben, laßt alle nicht mehr eure Vagina am Ufer liegen, wenn ihr baden wollt, nehmt sie mit ins Wasser und wascht sie!"

Früher war es auch Sitte, daß die Frauen, wenn ihre Männer Lust zum Beischlaf hatten, ihre Vagina abbanden und den Männern hingaben, und sie von diesen erst wieder zurücknahmen, wenn die Männer ihre Lust gekühlt hatten.



Der große Hoden.

Ein Mann mit Namen Dennje hatte einen riesengroßen Hoden. Der Hoden war so groß, wie er selber. Der Hoden aß selbständig. Der Hoden trug den Dennje selbständig in den Busch und dann wieder heim.

Eines Tages traf Dennje Sonsanni. Sonsanni sagte: „Dennje, sage mir, hast du denn gar keine Angst? Dein Hoden könnte dich noch einmal gründlich beißen! Mir sieht die Sache fast gefährlich aus. Ich würde den Hoden ernstlich überwachen. Er ist doch ein recht großer und gefährlicher Hoden.“ Dennje sah seinen Hoden bedenklich an. Dennje bekam Angst. Dennje begann vor seinem Hoden fortzulaufen. Der Hoden kam mit „Gilligilli bollai, gilligilli bollai“ hinterher. Dennje erschrak bei dem starken Geräusch und rannte von dannen. Sonsanni rief Dennje nach: „Wenn er dir wirklich etwas tun will, komme nur zu mir.“ Dennje rannte von dannen.

Dennje rannte von dannen. Der Hoden rannte „gilligilli bollai, gilligilli bollai“ hinter ihm her. Dennje sagte: „Sonsanni hat mir gesagt, wenn er dir wirklich etwas tun will, komme nur zu mir.“ Er rannte zu Sonsanni. Sonsanni sagte: „Was hast du denn?“ Dennje sagte: „Mein Hoden verfolgt mich und will mich beißen.“ Sonnsanni sagte: „Verstecke dich nur hier. Ich will dich schützen.“ Nach einiger Zeit kam der Hoden: „Gilligilli bollai, gilligilli bollai!“ Son-



sanni sagte: „Was ist das?" Dennje sagte: „Das ist mein Hoden." Sonsanni sagte: „Das ist ja fürchterlich! Lauf fort!" Sonsanni lief fort, Dennje lief fort.

Dennje rannte von dannen. Er kam zum Fuchs. Der Fuchs sagte: „Was hast du denn?" Dennje sagte: „Mein Hoden verfolgt mich und will mich beißen." Der Fuchs sagte: „Verstecke dich nur hier und ich will dich schützen." Nach einiger Zeit kam es: „Gilligilli bollai, gilligilli bollai!" Der Fuchs sagte: „Was ist das?" Dennje sagte: „Das ist mein Hoden." Der Fuchs sagte: „Das ist ja fürchterlich. Lauf fort!" Der Fuchs lief fort. Dennje lief fort.

Dennje rannte von dannen. Er kam zum Schafbock. Der Schafbock fragte: „Was hast du denn?" Dennje sagte: „Mein Hoden verfolgt mich und will mich beißen. Sonsanni ist vor ihm fortgelaufen. Der Fuchs ist auch vor ihm fortgelaufen." Der Schafbock sagte: „Ach, ich weiß, was große Hoden sind. Verstecke dich nur." Dennje versteckte sich. Der Hoden kam an. „Gilligilli bollai, gilligilli bollai!" Der Schafbock senkte den Kopf. Als der Hoden ganz dicht dabei war, durchbohrte er den Hoden mit seinen großen Hörnern und schleuderte ihn in die Luft. Der Hoden platzte, und aus dem Wasser, das darin war und das den ganzen Lärm beim Laufen gemacht hatte, entstand ein großer Strom.



Der unbeliebte Mund.

Zur Zeit Edegis*) war der Mund der König des Körpers. Die Augen waren der Saba (Priester), die Nase der Kwotum (Kaufmann), das Ohr der Alkali (Richter), der Kopf der Karali (Träger), die Hand der Majaki (General), das Bein der Sukiara (Vorsteher der jungen Leute), das Skrotum der Suba (Trommler), der Penis der Führer.

Eines Tages starb der Mund.

Die andern sagten zum Saba, dem Auge: „Begrabe den Mund!“ Das Auge sagte: „Nein, ich begrabe ihn nicht.“ Die andern sagten: „Weshalb willst du ihn nicht begraben?“ Das Auge sagte: „Wenn ich auf dem Wege zuerst etwas gesehen habe, hat der Mund nicht gewartet, bis ich sagte: ‚Ich will es mitnehmen.‘ Er hat das immer zuerst gesagt. Ich zürne dem Mund.“

Die andern sagten zu Kwotum, zur Nase: „Begrabe du den Mund.“ Die Nase sagte: „Nein, ich begrabe den Mund nicht.“ Die andern sagten: „Weshalb willst du den Mund nicht begraben?“ Die Nase sagte: „Wenn ich krank war und jemand fragte mich: ‚Wie geht es dir?‘ so antwortete der Mund immer: ‚Ich bin gesund.‘ Der Mund ließ mich nie reden. Deshalb zürne ich dem Munde.“

*) D. i. wie bei uns: „Es war einmal“ oder „In alter, alter Zeit.“

Die andern sagten zu dem Alkali, dem Ohr: „Begrabe du den Mund!“ Das Ohr sagte: „Nein, ich begrabe den Mund nicht.“ Die andern sagten: „Weshalb willst du den Mund nicht begraben? Das Ohr sagte: „Ich laufe überall umher und habe überall zu hören. Ich höre alles. Ehe ich aber noch sagen könnte, was meine Sache ist, öffnete sich der Mund und sagte: ‚Ich habe gehört‘ — deshalb zürne ich dem Munde.“

Die andern sagten zu dem Karali, dem Kopfe: „Begrabe du den Mund!“ Der Kopf sagte: „Nein, ich begrabe den Mund nicht.“ Die andern fragten: „Weshalb willst du den Mund nicht begraben?“ Der Kopf sagte: „Ich habe für alle zu tragen. Wenn ich vom Morgen bis zum Abend meine Last getragen habe, bin ich müde. Wenn dann aber ein anderer fragte: ‚Bist du müde?‘ Dann sagte der Mund: ‚Ich bin müde‘. Deshalb zürne ich dem Munde.“

Die andern sagten zu dem Majaki, der Hand: „Begrabe du den Mund!“ Die Hand sagte: „Nein, ich begrabe den Mund nicht.“ Die andern fragten: „Weshalb willst du den Mund nicht begraben?“ Die Hand sagte: „Die schönen Sachen arbeite ich. Wenn ich nun etwas besonders Schönes gearbeitet hatte, sagte der Mund stets: ‚Das habe ich gut gemacht!‘ Deshalb zürne ich dem Munde.“

Die andern sagten zu Sukaria, dem Bein: „Dann begrabe du den Mund.“ Das Bein sagte: „Nein, ich begrabe den Mund nicht.“ Die andern fragten: „Weshalb willst du den Mund nicht begraben?“ Das Bein sagte: „Mein Werk ist das Gehen. Wenn ich einmal vom Morgen bis zum Abend gegangen war, sagte der Mund: ‚Dies lange Stück bin ich gegangen.‘ Deshalb zürne ich dem Munde.“



Die andern sagten zu Suba, dem Skrotum: „Dann begrabe du den Mund!“ Das Skrotum sagte: „Nein, den Mund begrabe ich nicht.“ Die andern sagten: „Weshalb willst du den Mund nicht begraben?“ Das Skrotum sagte: „Wenn ich einmal ausgehen wollte, machte der Mund den Monafiki (Hetzer) und sagte zum Penis: ‚Laß das Skrotum, deinen Trommler, hinter dir gehen.‘ Ich bekam nie das zu sehen, was ich gern gesehen hätte. Deshalb zürne ich dem Mund.“

Die andern sagten zu dem Führer, dem Penis: „Dann begrabe du den Mund!“ Der Penis sagte: „Gewiß! Ich will gerne den Mund begraben.“ Die andern sagten: „Weshalb bist du denn so schnell bereit, den Mund zu begraben?“ Der Penis sagte: „Wenn das Auge eine schöne Frau gesehen hatte, sagte der Mund: ‚Komme diese Nacht zu mir!‘ Er redete der Frau zu, bis sie in unser Haus kam. Er brachte mir die Frau ins Haus. Er verrichtete also alle Arbeit allein und ließ mir nachher das Spiel.“ Seit der Zeit hat der Mund nur einen Freund, das ist der Penis.



Der bestrafte Eifersüchtige.

Ein Mann heiratete eine Frau. Er wollte nicht, daß seine Frau einen andern Mann ansah. Deshalb nahm er seine Frau und versteckte sie in einer Hütte seiner Farm. Die Frau durfte nie aus der Hütte in die Stadt kommen.

Die Frau hatte, ehe sie heiratete, einen Freund gehabt. Der Freund sagte: „Ich möchte meine Freundin einmal wieder sprechen. Wenn der Ehemann mich daran hindern will, so will ich ihn dafür strafen.“ Der Freund nahm die Frucht vom Baobab (Affenbrotbaum). Er machte am Nabel ein kleines Loch hinein; er holte allen Samen heraus; er füllte sie mit kleinen Kaurimuscheln; er schloß das Loch mit einem kleinen Holzstifte. Als es Nacht war, trug er die Frucht hinaus in die Farm des Mannes seiner Freundin. Auf dieser Farm stand ein außerordentlich hoher und kaum besteigbarer Baobab. Er versteckte die ausgehöhlte und mit Kauris gefüllte Frucht unter den Büschen am Flusse des Baobab. Dann ging er wieder nach Hause.

Am andern Tage ging er in die Farm des Mannes seiner Freundin. Der Ehemann rief ihn an: „Was willst du hier? Was machst du hier? Ist dies deine Farm? Was willst du hier?“ Der Freund sagte: „Ich habe einen Weg gemacht und die Richtung verloren. Ich bin lange unterwegs. Kann ich mir in der



Hütte etwas Wasser nehmen?" Der Ehemann sagte: „Laß das! Ich gehe selbst hinein und hole dir etwas Wasser. Bleib hier stehen!" Der Ehemann ging hinein und holte etwas Wasser. Der Freund trank. Der Ehemann sagte: „Nun geh!" Der Freund sagte: „Könnte deine Frau uns nicht etwas Essen machen?" Der Ehemann sagte: „Nein, geh jetzt! Ich will dich nicht wieder auf dieser Farm sehen! Das ist kein Weg. Ich will hier ungestört sein!"

Der Freund sagte: „Wie du meinst. Dann habe ich, ehe ich gehe, aber noch eine Bitte zu sagen. Gib mir bitte eine der Früchte des Baobabs!" Der Ehemann sagte: „Der Baum ist zu hoch. Man kann nicht hinauf. Was willst du auch damit?" Der Freund sagte: „Ich will es dir sagen: Die Früchte dieses Baobabs haben keinen Samen inwendig, sondern Kaurimuscheln, die einen zweihundert, die anderen dreihundert." Der Mann sagte: „Das lügst du!" Der Freund sagte: „Weshalb soll ich das lügen? Wir wollen sehen, ob wir nicht unter den Büschen eine herabgefallene Frucht finden. Du kannst sie dann selbst öffnen und nachsehen!" Der Freund ging umher unter den Büschen. Er sagte: „Hier liegt eine Frucht!" Er hob die Frucht auf und brachte sie dem Ehemann. Es war die Frucht, die er selbst nachts hierher gebracht hatte. Der Ehemann nahm die Frucht. Er warf sie gegen den Boden. Die Frucht ging auf. Alle Kauri sprangen heraus.

Der Ehemann sah die Kauri. Der Ehemann sagte: „Es ist wahr. Ich habe viel Geld auf meiner Farm. Du hast es mir aber erst gezeigt." Der Ehemann nahm einige Kauri auf. Er sagte: „Es sind Kauri!" Der Ehemann besah die Kauri und sagte zu dem Freunde: „Bleibe du hier unter dem Baume. Ich will schnell

in das Farmhaus gehen und eine Leiter herausholen." Der Ehemann ging hinein in das Haus. Er holte eine Leiter. Der Freund blieb unter dem Baume. Der Ehemann kam mit der Leiter. Der Ehemann lehnte die Leiter an den Baum. Der Freund sagte: „Ich will nach oben gehen und pflücken! Der Ehemann sagte: „Nein, ich werde auf den Baum gehen und pflücken!" Der Freund bat: „Laß mich doch auf den Baum gehen!" Der Ehemann sagte: „Jetzt sehe ich, weshalb du hierhergekommen bist. Du wolltest mir meine Früchte mit Kauris stehlen. Nein, ich werde hinaufsteigen." Der Ehemann stieg die Leiter hinauf und in die Krone des Baumes.

Der Baum bewegte sich. Der Ehemann stieg in die Zweige. Die Zweige schüttelten sich. Einige Früchte fielen herab. Der Freund hob sie auf und betrachtete sie. Der Ehemann sah das. Der Ehemann schrie: „Frau, Frau! Komme aus dem Hause. Passe auf den Freund auf. Wenn niemand auf ihn aufpaßt, wird er die Früchte aufnehmen und damit fortlaufen!" Die Frau hörte es. Die Frau rief: „Soll ich zum Freunde hinausgehen?" Der Freund legte sich auf den Boden. Der Ehemann schrie: „Frau, komme heraus, lege dich zu dem Freunde auf den Boden und bleibe bei ihm, daß er nicht mit den Früchten wegläuft." Die Frau kam heraus. Sie brachte eine Matte und sagte: „Ich soll mich zum Freunde legen?" Der Ehemann schrie: „Ja, tue es, halte ihn!" Die Frau legte die Matte neben den Freund. Der Freund gab der Leiter einen Tritt. Die Leiter fiel um. Der Freund legte sich mit auf die Matte. Der Freund sagte zu der Frau: „Nun halte mich!" Dann beschlief er sie.

Der Ehemann sah die Leiter fallen. Der Ehemann sah den Freund auf der Matte. Der Ehemann konnte



nicht von seinem Baume herunter. Der Freund schrie: „Gott helfe mir! Gott helfe mir! Gott helfe mir!" Der Freund beschlief die Frau fünfmal. Dann sagte er: „Es war nur meine Absicht, mit dir zu sprechen. Das andere ist Sache deines Mannes."

Man soll seine Frau nicht einsperren wie einen Hund!



Die Frau und der Antilopenbock.

Ein Mann heiratete eine Frau. Die Frau war sehr schön. Der Mann konnte es nicht sehen, daß ein anderer Mann seine Frau ansah. Der Mann stand immer in ihrer Nähe und achtete darauf, wie andere Männer sie ansahen. Der Mann sagte: „Es muß das geändert werden. Alle Männer sehen meine Frau. Ich werde mit meiner Frau in den Busch gehen, wohin kein anderer Mann kommt und dort werde ich mir ein Haus und eine Farm bauen.“ Der Mann sagte zu seiner Frau: „Packe deine Sachen! Wir gehen zusammen in den Busch!“ Die Frau packte ihre Sachen.

Der Mann ging mit seiner Frau in den Busch. Im Busche baute er sich ein Haus. Im Busche legte er sich eine Farm an. Er sagte: „Hier wird kein anderer Mann meine Frau ansehen. Hier habe ich sie ganz allein. Hier kann ich ruhig meine Arbeit machen.“ Der Mann nahm seine Hacke und ging damit auf die Farm.

Die Frau saß vor der Tür des Hauses. Der Mann war noch nicht lange weggegangen, da kam ein Antilopenbock in der Nähe vorbei. Als der Antilopenbock nahe dem Hause vorbeikam, fragte die Frau: „Wohin willst du gehen?“ Der Bock sagte: „Ich gehe nur bis nach da vorne, um zu sehen, ob jemand kommt.“ Die Frau sagte: „Das ist gut, komme nachher nur wieder vorbei.“

Der Antilopenbock ging nach vorne und sah, ob jemand von dort käme. Als der Bock sah, daß nie-

mand kam, kehrte er zurück. Als er in der Nähe der Hütte war, sagte die Vagina der Frau zu dem Antilopenbock: „Mein Bock, willst du mich nicht einmal beschlafen?“ Der Bock sagte: „Das will ich sehr gerne tun!“ Die Vagina sagte: „Dann komm schnell in die Hütte.“ Der Bock kam in die Hütte. In der Hütte beschlief der Bock die Vagina der Frau. Als er das getan hatte, lief er hinaus.

Die Frau rief dem Bocke nach: „Wohin willst du gehen?“ Der Bock sagte: „Ich gehe nur bis da nach vorne, um zu sehen, ob jemand kommt.“ Die Frau sagte: „Das ist gut! Komm nachher nur wieder vorbei!“

Der Bock ging nach vorne und sah, ob jemand von dort käme. Als der Bock sah, daß niemand kam, kehrte er zurück. Als er wieder bei der Hütte war, sagte die Vagina zu dem Antilopenbock: „Mein Bock, willst du mich nicht noch einmal beschlafen?“ Der Bock sagte: „Das will ich sehr gerne tun!“ Die Vagina sagte: „Dann komm schnell in die Hütte.“ Der Bock kam in die Hütte. In der Hütte beschlief der Bock die Vagina der Frau. Als er das getan hatte, lief er hinaus.

Die Frau fragte den Bock wieder, wo er hinlaufe. Die Vagina rief ihn dann wieder herein und ließ sich von ihm beschlafen. Und so ließ sich die Vagina von dem Antilopenbocke fünfmal beschlafen. Als der Antilopenbock die Vagina das fünftemal beschlafen hatte, lief er wieder hinaus und sagte: „Laß mich gehen. Nun bin ich müde.“ Danach lief der Antilopenbock in den Wald und legte sich nieder, um zu schlafen.

Der Mann kam nach einiger Zeit von der Farm nach Hause. Er aß zu Abend. Dann legte er sich auf das Bett. Seine Frau lag neben ihm. Als es dunkel war, sagte die Vagina seiner Frau zu ihm: „Es war



heute ein Antilopenbock hier. Von diesem habe ich mich fünfmal beschlafen lassen.“ Als der Mann das hörte, sprang er vom Bett auf. Er weckte seine Frau und sagte zu ihr: „Frau, stehe auf! Packe deine Sachen! Wir gehen wieder in den Ort, wo ich vorher mit den anderen Menschen wohnte. Wenn dich da ein anderer Mann beschläft, kann ich ihn wenigstens verprügeln.“

Der Mann zog mit seiner Frau wieder in den Ort. — — —



Das Muttersöhnchen.

Ein Mann heiratete. Die Frau ward schwanger. Die Frau gebar ein Kind. Das war ein Knabe. Die Frau nahm das Kind mit in die Farm hinaus. Das Kind wuchs in der Farm auf. Das Kind arbeitete immer mit der Mutter. Das Kind wurde ein starker Bursche. Die Mutter machte dem Burschen immer Essen, und der Bursche arbeitete immer auf der Farm. Der Bursche wurde ein großer und starker Geselle, und die Mutter gab ihrem Sohne immer Essen, und er arbeitete immer auf der Farm der Mutter.

Es kamen Leute in die Farm. Die Leute sahen den Burschen. Die Leute sagten: „Was ist das für ein großer und strammer Bursch!“ Die Leute fragten den Burschen: „Willst du dir denn nicht eine Frau nehmen?“ Der Bursch sagte: „Nein, ich will nur mein Essen haben, und das habe ich bei meiner Mutter gut und genug.“

Eines Tages kam der Vater in die Farm, in der der Bursch bei seiner Mutter lebte. Der Vater sagte zu dem Burschen: „Willst du denn nicht eine Frau nehmen, damit du einen Jungen zeugen kannst? Komm, wir wollen zusammen in den Ort gehen!“ Der Vater nahm den Burschen mit in seinen Ort. Der Vater schor seinem Sohne den Kopf. Nachdem er damit fertig war, gab er ihm schöne Perlen. Er hängte ihm Perlenketten um den Hals. Er hängte ihm Perlenketten um die Zehen und Knöchel. Er zog ihm schöne Ringe über die Arme. Er rieb ihm den Leib mit roter Farbe



ein. Er schenkte ihm einen neuen Lendenschurz. Dann sagte der Vater: „Nun geh hin und suche dir eine Frau, mit der du ein Kind zeugen kannst."

Der Bursche ging. Der Bursche ging suchen und sah sich die Mädchen an. Der Bursche fand eine, die ihm gefiel. Er nahm das Mädchen und brachte es zu seinem Vater ins Haus. Er sagte zu seinem Vater: „Dieses Mädchen möchte ich heiraten." Der Vater sagte: „Das ist gut!" Der Vater brachte den Sohn mit dem Mädchen in eine Hütte. Der Vater sagte: „Das ist deine Hütte. Geh da mit dem Mädchen hinein und beschlafe es, damit es schwanger wird."

Der Bursche ging mit dem Mädchen hinein. Als er das Mädchen aber auf das Bett gelegt hatte, kam er heraus und lief in die Farm seiner Mutter. Er sagte zu seiner Mutter: „Meine Mutter! Ich bin hungrig! Mache mir gutes Essen." Die Mutter machte dem Burschen gutes Essen. Da blieb er bei ihr.

Das verheiratete Mädchen lief aus seiner Hütte. Das Mädchen lief zum Vater des Burschen und sagte: „Dein Sohn hat mich nicht beschlafen. Er hat mich in die Hütte gebracht, und dann ist er weggelaufen."

Der Vater machte sich auf. Er ging zu seiner Frau auf die Farm. Er fragte seine Frau: „Ist mein Sohn hier?" Die Mutter sagte: „Ja, dein Sohn ist hier. Er kam gestern abend und sagte: ‚Meine Mutter! Ich bin hungrig! Mache mir ein gutes Essen.' Dann habe ich ihm ein gutes Essen gemacht. Er hat es gegessen und ist hiergeblieben."

Der Vater sagte: „Mein Sohn hat gestern geheiratet. Er hat aber nachts nicht seine Frau beschlafen. Er ist zu dir gelaufen und hat Essen verlangt. Das ist eine Sache, die geändert werden muß. Ich denke also, du gibst ihm, wenn er es wieder verlangt,



nur noch schlechtes oder kein Essen. Dann wird er zu seiner Frau zurücklaufen." Die Mutter sagte: „Das will ich tun." Der Vater ging in die Stadt.

Nach einiger Zeit kam der Bursche zu seiner Mutter und sagte: „Meine Mutter! Ich bin hungrig! Mache mir ein gutes Essen!" Die Mutter sagte: „Hast du gestern nicht eine Frau geheiratet?" Der Bursche sagte: „Ja, ich habe gestern eine Frau geheiratet." Die Mutter sagte: „Wenn du eine Frau geheiratet hast, dann gehe zu deiner Frau und laß dir von ihr Essen machen." Der Bursche ging. Der Bursche ging zu seinem Vater und sagte: „Meine Mutter will mir kein Essen mehr geben." Der Vater sagte: „Hast du denn nicht gestern geheiratet? Hast du denn gestern deine Frau beschlafen?" Der Bursche sagte: „Nein, ich habe meine Frau nicht beschlafen." Der Vater sagte: „Dann geh zu deiner Frau und beschlafe sie. Dann sage ihr, sie solle dir ein gutes Essen bereiten. Dann wird deine Frau dich auch satt machen."

Der Bursche ging hin. Er beschlief seine Frau. Danach wusch sich die Frau und machte ein gutes Essen. Der Bursche sah ihr zu. Die junge Frau brachte ihm das Essen. Der Bursche aß es. Als er fertig gegessen hatte, sagte er zu seiner Frau: „Komm in das Haus; ich will dich noch einmal beschlafen!"

Bald darauf war die junge Frau schwanger. Sie gebar einen Sohn.

Der Vater soll seinen Sohn zum Manne und Ehemanne erziehen; denn bei der Mutter lernt er nur das Essen.



Der verführte Jüngling.

Ein Mann heiratete eine Frau. Die Frau gebar ein Kind, das war ein Knabe. Der Knabe wuchs heran. Der Knabe ward groß. Als der Bursche erwachsen war, sagte der Vater zu ihm: „Ich will dir ein Mädchen zur Frau geben, denn du bist im Alter zu heiraten.“ Der Bursche sagte: „Ich will nicht heiraten.“ Der Vater sagte: „Du bist alt genug dazu.“ Da nahm der Bursche zu Bogen und Pfeil seine Zuflucht und ging fort. Er ging in den Busch. Er ging in ein anderes Land. Fünf Jahre blieb er so im Busch und ward ein Jäger.

Als die fünf Jahre um waren, gingen der Vater und die Mutter in die Stadt und fragten allenthalben: „Wer will in den Busch gehen, unsern Sohn zurückzurufen?“ Eine Frau kam und sagte: „Weshalb ist dein Sohn in den Busch gelaufen?“ Der Vater sagte: „Mein Sohn ist in den Busch gelaufen, weil ich ihm ein junges Mädchen zur Frau geben wollte.“ Die Frau sagte: „Ist das alles?“ Der Vater sagte: „Ja, das ist alles!“ Die Frau sagte: „Dann will ich hingehen und ihn suchen.“

Die Frau legte ihre Frauenkleider ab. Sie zog Hosen an. Sie zog einen Burnus über, sie hing eine Tasche um, sie nahm Bogen und Pfeil. So ging sie in den Busch dahin, wo der Bursche sich aufhielt. Sie fand den Burschen. Der Bursche sah sie. Er wußte nicht, daß es eine Frau war. Er hielt sie für einen

Mann. Die Frau schloß Freundschaft mit dem Burschen. Sie gingen zusammen zur Jagd.

Sie waren zusammen auf der Jagd. Die Frau rief: „Ich habe auf einen Büffel geschossen!“ Der Bursche kam und sagte: „Was, du hast auf einen Büffel geschossen!“ Die Frau sagte: „Ja!“ Der Bursche sagte: „So müssen wir folgen. Gehe du links, ich gehe rechts.“ Die Frau ging links. Der Bursche ging rechts. Nach einiger Zeit schrie die Frau: „Der Büffel hat mich hingestoßen. Hilf mir.“ Die Frau warf ihre Kleider ab, warf die Tasche darauf und legte sich selbst nackt mit ausgebreiteten Beinen auf die Erde daneben. Sie schrie. Der Bursche kam zu ihr. Er sagte: „Was ist?“ Die Frau sagte: „Der Büffel hat mich arg gestoßen.“ Der Bursche fragte: „Wo hat er dich gestoßen?“ Die Frau sagte: „Er hat mich nicht am Kopfe gestoßen. Er hat mich nicht an diesem Arm gestoßen. Er hat mich nicht an jenem Arme gestoßen. Er hat mich nicht an diesem Bein gestoßen. Er hat mich nicht an jenem Bein gestoßen. Er hat mich dazwischen gestoßen. Er hat alles hineingedrückt.“ Der Bursche sah, daß die Stelle anders war als bei ihm. Er sagte: „Das ist schlimm.“

Die Frau sagte: „Gib dort meine Tasche. Es ist eine Flasche Medizin darin. Reibe mir die Stelle ein.“ Der Bursche ging zur Tasche. Es war eine Flasche mit Oel darin. Er nahm das Oel. Er rieb die Stelle der Frau ein. Die Frau sagte: „Wenn die Medizin gut ist, muß es erst bei dir wachsen. Der Bursche rieb die Vagina der Frau ein. Da schwoll sein Glied an. Die Frau sagte: „Hat es bei dir eine Wirkung?“ Der Bursche sagte: „Ja, es hat bei mir gewirkt.“ Die Frau sagte: „So reibe mit deinem Penis weiter. Wenn



der Versuch gelingt, so kommt mein Eingedrücktes auch wieder heraus."

Der Bursche legte sich nun auf die Frau. Er steckte seine Rute in ihre Scham. Er beschlief sie wohl fünf Minuten lang. Dann fragte er die Frau: „Woher kommst du?" Die Frau sagte: „Ich komme hier aus dem Busch." Der Bursche sagte: „Gut! Wenn du irgendwo hingehst, muß ich mit dir gehen, um dir immer die Medizin machen zu können." Die Frau sagte: „Ich muß fortgehen, ich muß in die Stadt." Der Bursche sagte: „Soll ich dir denn nicht mehr Medizin machen?" Die Frau sagte: „Ich muß unbedingt in die Stadt." Der Bursche sagte: „Gut! Dann werde ich dir folgen."

Die Frau ging voraus in die Stadt. Sie ging zu dem Vater des Burschen und sagte: „Guten Tag!" Der Vater sagte: „Ich danke dir, guten Tag!" Die Frau sagte: „Dein Sohn wird auch bald kommen, er folgt mir." Der Vater war sehr glücklich. Er sagte: „Ich will dir danken." Die Frau sagte: „Es ist gut, aber gib deinem Sohne, sobald er kommt, nur schnell eine Frau, denn sonst läuft er wieder in den Busch zurück, um eine Medizin zu suchen." Der Vater sagte: „Das soll geschehen."

Der Bursche kam. Der Vater gab ihm sogleich eine junge Frau. Der Bursche war sehr froh und blieb von da ab daheim.



Schildkröte sticht den König aus.

Eine Frau hieß Betjubetje. Sie war sehr schön. Der König redete zu ihr und ließ ihr sagen: „Schlafe mit mir!“ Betjubetje ließ ihm sagen: „Ich will nicht mit dir schlafen!“ Der König sandte viermal zu der Frau und ließ ihr sagen: „Schlafe mit mir!“ Betjubetje antwortete immer: „Ich will nicht mit dir schlafen!“ Die Schildkröte hörte das. Sie sagte zum König: „Du bist nun König und kannst nicht erreichen, daß Betjubetje bei dir schläft. Ich bin nur die Schildkröte, und doch braucht es nur eine einzige Rücksprache und sie nimmt mich mit sich.“ Der König sagte: „Das müßte ich erst noch sehen!“

Die Schildkröte begab sich in den Busch. Sie schlug dort eine Schlange tot. Mit der toten Schlange ging sie an den Weg, der zu ihrer Farm führte. Dort legte sie die Schlange quer über den Weg. Nach einiger Zeit kam Betjubetje, die auf ihre Farm gehen wollte. Sie sah die Schlange. Sie gewahrte die Schildkröte, die auf ihrer Farm arbeitete und rief: „Schildkröte! Komme! Schlage die Schlange tot, die hier im Wege liegt.“ Die Schildkröte kam herbei, schlug auf die Schlange, richtete es aber so ein, daß sie sich dabei auch auf den Fuß schlug. Die Schildkröte schrie: „Oh, das kommt davon. Ich schlage für dich, für Betjubetje, eine Schlange tot und verwunde mich! Oh, wer hilft mir nun!“ Betjubetje sagte: „Komm, ich will dich auf meinen Rücken nehmen und heimtragen. Wo soll ich

dich hintragen?" Die Schildkröte sagte: „Trage mich in dein Haus!" Betjubetje trug die Schildkröte heim.

Als Betjubetje mit der Schildkröte in ihrem Hause angekommen war, sagte sie: „Wo soll ich dich nun hinlegen?" Die Schildkröte sagte: „Laß mich die Nacht mit auf deinem Bette schlafen." Betjubetje legte sie also auf ihr Bett. Abends legte sie sich daneben auf die andere Seite. Nachts nahm nun die Schildkröte ein Stück Rotholzfarbe und machte, als Betjubetje schlief, ihr ein Kreuz auf den Unterleib."

Am andern Tage ging die Schildkröte zum König und sagte: „Sagtest du nicht gestern, du glaubtest es mir nicht, daß ich sogleich bei Betjubetje schlafen könnte, was dir nicht gelang?" Der König sagte: „Wie willst du das beweisen? Die Schildkröte sagte: „Wenn du Betjubetjes Unterleib sähest, würdest du ein mit Rotholz gemaltes Kreuz darauf sehen. Das habe ich darauf gemalt."

Der König ließ Betjubetje rufen. Man nahm ihre Kleider hoch. Man sah das Zeichen. Betjubetje lief voller Scham in den Busch.



Schildkröte heiratet die Spröde.

Djobi-Alaqua war ein Mädchen. Djobi-Alaqua war sehr schön. Viele Männer sagten: „Djobi-Alaqua! Ich möchte dich heiraten." Djobi-Alaqua antwortete stets: „Ich mag dich nicht heiraten." Der König sagte: „Ich möchte Djobi-Alaqua heiraten." Djobi-Alaqua sagte: „Ich mag den König nicht heiraten." Der König sagte: „Ich will Djobi-Alaqua beschlafen; sie soll haben, was sie von mir verlangt." Djobi-Alaqua sagte: „Ich will nicht mit dem König schlafen. Ich will mit keinem Mann schlafen. Ich will vom König nichts geschenkt haben. Ich will von keinem Manne etwas geschenkt haben."

Alle Männer sagten: „Kein Mann wird Djobi-Alaqua heiraten können. Kein Mann wird Djobi-Alaqua beschlafen können." Schildkröte hörte das. Schildkröte sagte: „Ich werde Djobi-Alaqua beschlafen." Die andern sagten: „Das sagst du, Schildkröte? Bist du nicht Schildkröte? Du willst das können? Wie willst du es machen?" Schildkröte sagte: „Ihr werdet es sehen."

Sie ging zu Djobi-Alaquas Mutter. Schildkröte fragte Djobi-Alaquas Mutter: „Was ißt deine Tochter gerne?" Djobi-Alaquas Mutter sagte: „Meine Tochter ißt alle Früchte von allen Bäumen gerne. Sie ißt gerne Nüsse." Schildkröte fragte Djobi-Alaquas Mutter: „Auf welchen Markt geht Djobi-Alaqua?" Djobi-

Alaquas Mutter sagte: „Meine Tochter geht auf den Markt Sekumasse."

Schildkröte ging an den Weg, der zum Markte Sekumasse führte. Sie stieg am Ende des Weges auf einen Palmenbaum. Sie warf eine Frucht hinunter. Djobi-Alaqua kam vorbei, um auf den Markt Sekumasse zu gehen. Djobi-Alaqua sah die Frucht. Djobi-Alaqua nahm die Frucht auf. Djobi-Alaqua aß die Frucht. Schildkröte kam vom Baume herab. Sie sagte: „Djobi-Alaqua! Du hast meine Frucht weggenommen. Djobi-Alaqua, du bist ein Diebesmädchen. Ich werde es aller Welt sagen. Gib mir die Frucht wieder oder laß dich von mir beschlafen." Djobi-Alaqua sagte: „Laß mich! Ich will mich nicht beschlafen lassen." Schildkröte sagte: „Dann sage ich aller Welt, daß du ein Diebesmädchen bist." Djobi-Alaqua sagte: „Nein, sage es niemand! Ich bitte dich!" Schildkröte sagte: „Die Frucht oder den Beischlaf!" Djobi-Alaqua sagte: „Ich will dir tausend Kauri geben. Aber laß mich." Die Schildkröte sagte: „Die Frucht oder den Beischlaf." Djobi-Alaqua sagte: „Ich will dir zwei Sklaven geben." Schildkröte sagte: „Die Frucht oder den Beischlaf!" Djobi-Alaqua sagte: „Ich will dir alles geben, was ich habe, aber laß mich." Schildkröte sagte: „Die Frucht oder den Beischlaf!" Djobi-Alaqua sagte: „Komm mit in das Haus da!"

Schildkröte ging mit Djobi-Alaqua in das Haus. Schildkröte beschlief Djobi-Alaqua. Dann nahm Schildkröte Djobi-Alaquas Kopftuch und versteckte es. Djobi-Alaqua ging. Schildkröte ging. Schildkröte ging zum König.

Schildkröte sagte zum König: „Wolltest du Djobi-Alaqua heiraten?" Der König sagte: „Ja, ich wollte



Djobi-Alaqua heiraten. Djobi-Alaqua wollte sich aber nicht beschlafen lassen. Djobi-Alaqua will sich von keinem Manne beschlafen lassen." Schildkröte sagte: „Ich habe soeben Djobi-Alaqua beschlafen!" Der König sagte: „Du lügst!" Schildkröte zog das Kopftuch Djobi-Alaquas heraus und sagte: „Hier ist mein Beweis."



Der Mann als Flöte.

Ein Mädchen wollte niemand heiraten. Das hörte ein Mann, der das Mädchen arg leiden mochte. Da verwandelte er sich in eine Flöte und legte sich in dieser Gestalt vor die Haustür des Mädchens. Das Mädchen fand die Flöte, nahm sie auf, lief zur Mutter und zeigte sie ihr. Die Mutter sagte: „Du hast eine hübsche Flöte gefunden, niemand hat wohl eine so hübsche Flöte im Dorfe wie du." Das Mädchen nahm die Flöte mit in sein Haus. Es hing sie an die Wand.

Abends badete sich das Mädchen. Da begann die Flöte zu sprechen und sagte: „Ich möchte mich auch baden." Das Mädchen sprang auf, aus dem Hause, zur Mutter und sagte: „Mutter, die Flöte hat eben gesagt: ‚Ich möchte mich auch baden.' Mutter, die Flöte ist sicher ein Mann." Die Mutter sagte: „Laß du nur. Du hast die hübscheste Flöte im Dorfe." Das Mädchen ging zurück in sein Haus.

Das Mädchen legte sich auf sein Bett. Die Flöte an der Wand sagte: „Ach, ich möchte mich auch auf das Bett legen." Das Mädchen sprang auf, aus seinem Hause, rannte zur Mutter und sagte: „Mutter, die Flöte hat eben gesagt: ‚Ach, ich möchte mich auch auf das Bett legen!' Mutter, die Flöte ist sicher ein Mann." Die Mutter sagte: „Laß gut sein! Du hast die hübscheste Flöte im Dorfe. Lege sie nur ruhig auf dein Bett." Das Mädchen ging zurück in sein Haus.

Das Mädchen nahm die Flöte von der Wand, legte sich auf das Bett und die Flöte daneben. Die Flöte sagte: „Ach, ich möchte zwischen deinen Brüsten liegen!“ Das Mädchen sprang auf, rannte aus dem Hause zur Mutter und sagte: „Mutter, die Flöte hat eben gesagt: ‚Ach, ich möchte zwischen deinen Brüsten liegen!‘ Mutter, die Flöte ist sicher ein Mann!“ Die Mutter sagte: „Laß gut sein! Du hast die hübscheste Flöte im Dorfe; lege sie ruhig zwischen deine Brüste.“ Das Mädchen ging zurück in sein Haus.

Das Mädchen legte sich auf das Bett, nahm die Flöte und legte sie auf den Busen zwischen die Brüste. Da ward aus der Flöte ein großer, kräftiger Mann mit einem mächtigen Penis, den steckte er in die Vagina des Mädchen und beschlief es dann. — Am andern Morgen ging das Mädchen zu seiner Mutter und sagte: „Nun bin ich doch verheiratet; denn die Flöte war natürlich doch ein Mann. Aber es ist gut so!“ — Da sagte die Mutter: „Siehst du?“

Der Jüngling als Kissen.

Ein Mann heiratete eine Frau. Die Frau gebar ein Kind. Es war ein Mädchen, ein sehr hübsches Mädchen. Ein junger Mann bewarb sich um das junge Mädchen. Der Vater war damit einverstanden. Der Vater sagte: „Wenn das Mädchen reif ist, kannst du es heiraten.“ Der Vater sperrte das junge Mädchen nun ein, damit es mit keinem Manne in Verbindung kommen könne. Die Mutter brachte dem eingeschlossenen Mädchen täglich das Essen. Das Mädchen sollte bei Tage nie die Hütte verlassen.

Einmal bei Nacht kam das junge Mädchen ins Freie, um ein Bedürfnis zu erledigen. Als es wieder ins Haus trat, erblickte es ein junger Mann. Der junge Mann verliebte sich sogleich in das Mädchen. Er ging zu seinen Freunden und sagte: „Wer ist dieses junge Mädchen, das bei Nacht in dieses Haus ging? Die Freunde sagten: „Der Vater hat sie einem jungen Manne versprochen, und sie darf nun nicht mehr das Haus verlassen.“ Der junge Mann sagte: „Das ist mir ganz gleich. Ich muß dieses Mädchen besitzen. Ich kann nicht ohne sie sein.“ Die Freunde sagten: „Es geht nicht. Kein Mann darf aus diesem Hause heraus oder in dieses Haus hinein. Sie ist immer eingeschlossen.“

Darauf sagte der Jüngling zu seinen Freunden: „Wickelt mich in viele Tücher, so daß man nicht mehr erkennt, daß ich ein Mann bin. Dann bringt mich dem



Vater des Mädchens und sagt: „Das ist ein Kissen, das deine schöne Tochter unter den Kopf legen soll, damit sie nicht so hart liegt." Die Freunde taten das. Der Jüngling ward in viele Tücher gewickelt. Die Freunde brachten das Paket dem Vater. Der Vater nahm es an. Die Mutter brachte es dem Mädchen herein und sagte: „Dieses Kopfkissen senden dir die jungen Männer des Dorfes, damit du mit dem Kopfe weich liegst."

Dann ging die Mutter heraus und ließ das Mädchen mit dem Kopfkissen allein. Als die Mutter hinausgegangen war, legte das Mädchen sich auf das Kopfkissen. Das Mädchen sagte: „Das ist gut!" Dann stand das Mädchen auf und betrachtete das Kopfkissen. Das Mädchen wickelte einen Stoff ab, dann noch einen, dann noch einen. Es fühlte mit der Hand zwischen die Stoffe, um zu sehen, ob das alles Stoff sei. Sie kam nach innen. Da bekam sie gerade den Penis des jungen Mannes in die Hand. Das junge Mädchen sagte: „Was ist das?" Sie fühlte weiter und griff an den Hodensack. — Sie sagte: „Was ist denn das?" Sie drückte den Hodensack, da geriet der Penis des jungen Mannes in Errektion.

Das junge Mädchen machte die Stoffe auseinander. Sie sah, daß ein Mensch darin war. Das junge Mädchen erschrak, denn es hatte noch nie einen Mann gesehen. Der junge Mann aber nahm das junge Mädchen in seine Arme. Sie wurde ruhig. Das junge Mädchen zeigte auf den Penis des jungen Mannes und fragte ihn: „Was ist denn das?" Da beschlief der junge Mann das junge Mädchen. — Am andern Tage sagte er: „Nun wickle mich wieder in die Tücher, damit deine Mutter mich nicht sieht." Das junge Mädchen tat es. Am Abend aber schlug sie die Tücher wieder

auseinander und ließ den jungen Mann bei sich schlafen.

Nach einigen Monaten sagte die Mutter des jungen Mädchens zu ihrem Manne: „Der Leib unserer Tochter schwillt. Sie muß schwanger sein.“ Der Vater ließ seine Tochter zu sich kommen und fragte sie: „Wer hat dich schwanger gemacht?“ Das junge Mädchen sagte: „Das Kopfkissen, das Mutter mir gebracht hat.“

Deshalb schließt man junge Mädchen nicht mehr ein. Man kann doch nichts dagegen machen, wenn die jungen Leute so verliebt sind.



Die „Schwester“ mit dem Gliede.

Ein Toro hatte eine Tochter. Die Tochter hatte einen Beischläfer. Er kam immer in das Haus ihrer Mutter und blieb die Nacht über bei ihr. Es kamen Männer und wollten das Mädchen heiraten. Das Mädchen sagte: „Ich will nicht heiraten.“ Das Mädchen wollte keinen Mann nehmen. Der Vater sagte aber zu dem Mädchen: „Ich will, daß du heiratest.“

Es kam ein Mann, der hieß Bogo. Der Bogo sagte zu dem Toro: „Ich möchte deine Tochter heiraten.“ Der Vater fragte die Tochter: „Willst du diesen Bogo auch wieder nicht nehmen?“ Das Mädchen sagte: „Ja, ich will den Bogo heiraten.“ Bogo heiratete das Mädchen und nahm es dann mit an seinen Ort. Die junge Frau lebte kurze Zeit mit Bogo an einem Orte. Die junge Frau sagte bei sich: „Mein Beischläfer war anders als mein Mann. Ich möchte einmal wieder mit meinem Beischläfer zusammensein.“

Die junge Frau kam zu Bogo und sagte: „Ich möchte einmal wieder meine Mutter besuchen.“ Bogo sagte: „Nein, bleibe hier und mache deine Arbeit.“ Die junge Frau sagte: „Ich möchte nur einmal für einen Abend hingehen.“ Bogo sagte: „Nein, du bleibst zunächst noch hier. Du hast alles, was du brauchst.“

Der Beischläfer der jungen Frau sagte: „Ich möchte wohl wissen, wie es meinem Mädchen geht. Ich möchte wohl einmal wieder mit meinem Mädchen zusammenschlafen.“ Der Beischläfer der jungen Frau sagte: „Ich



werde einmal in das Dorf Bogos gehen. Vielleicht kann ich mein Mädchen sprechen." Der Beischläfer machte sich auf den Weg. Er kam in Bogos Dorf. Der Beischläfer wartete, bis Bogo einmal wegging.

Als Bogo das Haus verließ, um in die Farm zu gehen, kam der Beischläfer zu der jungen Frau und begrüßte sie. Die junge Frau sagte ihm: „Ich wollte gern wieder einmal mit dir schlafen. Ich sagte meinem Manne, ich wollte meine Mutter einmal wiedersehen. Mein Mann sagte, ich solle bei ihm bleiben und meine Arbeit verrichten." Der Beischläfer sagte: „Bitte deinen Mann noch einmal! Er wird es dir dann vielleicht erlauben." Die junge Frau sagte: „Ja, ich will meinen Mann noch einmal bitten." Der Beischläfer ging.

Am andern Tage sagte die junge Frau zu ihrem Manne: „Mein Bogo, ich möchte einmal meine Mutter besuchen. Ich möchte nur einmal für einen Abend gehen!" Bogo sagte: „Nein, du bleibst hier. Sieh dich nur danach um, daß du als Frau alles findest, was du brauchst."

Nach einigen Tagen kam der Beischläfer der jungen Frau wieder in das Dorf Bogos. Er wartete ab, bis Bogo das Haus verließ. Als Bogo das Haus verlassen hatte, kam der Beischläfer zu der jungen Frau und begrüßte sie. Die junge Frau sagte zu ihm: „Ich wollte gerne einmal wieder mit dir im Hause meiner Mutter schlafen. Ich sagte meinem Manne, ich wollte meine Mutter einmal besuchen. Mein Mann sagte: Ich solle bei ihm bleiben und sehen, daß ich als Frau alles fände, was ich brauche." Der Beischläfer sagte: „Bitte deinen Mann noch einmal. Er wird es dir dann vielleicht erlauben." Die junge Frau sagte: „Ja, ich will meinen Mann noch einmal bitten."

Am andern Tage sagte die junge Frau zu ihrem Manne: „Mein Bogo, ich bitte dich! Ich möchte meine Mutter besuchen." Bogo sagte: „Nein, bleibe hier!" Die junge Frau sagte: „Ich möchte nur einmal für einen Abend hingehen!" Bogo sagte: „Nein, du bleibst hier. Denke nicht soviel an deine Mutter. Tue alles, was du kannst, um selbst Mutter zu werden."

Nach einigen Tagen kam der Beischläfer der jungen Frau wieder in das Dorf Bogos. Er wartete ab, bis Bogo das Haus verließ. Als Bogo das Haus verlassen hatte, kam der Beischläfer zu der jungen Frau und begrüßte sie. Die junge Frau sagte zu ihm: „Ich wollte gerne einmal wieder mit dir im Hause meiner Mutter schlafen. Ich sagte zu meinem Manne noch einmal, ich wolle meine Mutter besuchen. Mein Mann sagte, ich solle bei ihm bleiben und alles tun, was ich könne, um selbst Mutter zu werden." Der Beischläfer sagte: „Ich werde sehen, ob ich hierbei helfen kann. Warte einen Tag, dann hole ich euch ab." Der Beischläfer ging.

Der Beischläfer ging. Der Beischläfer zog sich Frauenkleider an. Er band sich ein Kopftuch um. Der Beischläfer band sich schöne Perlen um den Hals. Dann kam der Beischläfer zurück in Bogos Dorf. Der Beischläfer im Frauenkleide ging zu Bogo. Er begrüßte Bogo. Er sagte zu Bogo: „Ich bin die Schwester deiner Frau. Ich will dich und deine Frau abholen, damit wir im Dorfe der Mutter ein Fest feiern. Es ist auch ein Ochse geschlachtet worden. Wir können gleich gehen, dann können wir heute abend bei mir schlafen und morgen bei unserer Mutter ankommen." Bogo sagte: „Es ist mir recht!" Bogo machte sich zurecht. Seine Frau machte sich zurecht. Sie machten sich zu dritt auf den Weg.



Als es dunkel war, kamen sie in den Ort des Beischläfers. Der Beischläfer führte sie in sein eigenes Haus und sagte: „Es ist nur ein Bett in dem Hause. Willst du nun wo anders schlafen?“ Bogo sagte: „Nein, schlaft ihr Schwestern nur auf diesem Bett. Ich selbst lege mich dann vor die Türe und schlafe vor der Türe. Dann weiß ich, daß kein Mann zu euch hineinkommt.“ Der Beischläfer ging darauf mit der jungen Frau in das Haus. Sie legten sich zusammen auf das Bett. Bogo lag draußen vor der Tür.

Als der Beischläfer und die junge Frau nun glaubten, daß Bogo eingeschlafen sei, erhob sich der Beischläfer und legte sich zwischen die Beine der jungen Frau. Dann tat er es so, wie die beiden es früher im Hause der Mutter der jungen Frau gemacht hatten. Als die junge Frau nun fühlte, daß es ebenso war wie in alter Zeit, und als sie merkte, daß dieser Beischlaf bald zu Ende sei, sagte sie stöhnend vor sich hin: „Oh, das ist anders als Bogo!“ Danach verließ der Beischläfer die junge Frau und legte sich an ihre Seite.

Bogo, der draußen vor der Tür schlief, wachte davon auf, daß seine Frau gestöhnt und seinen Namen genannt hatte. Er erhob ein wenig den Oberkörper und fragte durch die Tür hinein: „Was sprichst du da, meine junge Frau?“ Die junge Frau sagte: „Ich träumte. Im Traume sagte ich: ‚Ich will meine Arbeit schon verrichten, mein Bogo. Ich will meine Arbeit schon verrichten, mein Bogo.‘“ Bogo sagte: „Schlafe nur ruhig. Wenn du in meinem Dorfe arbeitest, dann ist das genug!“ Dann legte Bogo sich wieder auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Als der Beischläfer und die junge Frau nun glaubten, daß Bogo eingeschlafen war, erhob sich



der Beischläfer und legte sich zwischen die Beine der jungen Frau. Dann tat er es so, wie die beiden es früher im Hause der Mutter der jungen Frau gemacht hatten. Als die junge Frau nun fühlte, daß es ebenso war wie in alter Zeit, und als sie merkte, daß dieser Beischlaf bald zu Ende sei, sagte sie stöhnend vor sich hin: „Oh, das ist anders als Bogo! Oh, das ist anders als Bogo!" Danach verließ der Beischläfer die junge Frau und legte sich an ihre Seite.

Bogo, der draußen vor der Tür schlief, wachte davon auf, daß seine Frau gestöhnt und seinen Namen genannt hatte. Er erhob ein wenig den Oberkörper und fragte durch die Tür hinein: „Was sprichst du da, meine junge Frau?" Die junge Frau sagte: „Ich träumte. Im Traume sagte ich: ‚Ich will meine Arbeit schon verrichten, mein Bogo. Ich will meine Arbeit schon verrichten, mein Bogo.'" Bogo sagte: „Wenn du in meinem Dorfe arbeitest, dann ist das genug." Dann legte Bogo sich wieder auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Als der Beischläfer und die junge Frau nun glaubten, daß Bogo wieder eingeschlafen war, erhob sich der Beischläfer und legte sich zwischen die Beine der jungen Frau. Dann tat er es so, wie die beiden es früher im Hause der Mutter der jungen Frau gemacht hatten. Als die junge Frau nun fühlte, daß es ebenso war wie in alter Zeit, und als sie merkte, daß dieser Beischlaf bald zu Ende sei, sagte sie stöhnend vor sich hin: „Ach, wenn das Bogo doch auch so könnte! Ach, wenn das mein Bogo doch auch so könnte! Ach, wenn mein Bogo das doch auch so könnte!" Danach verließ der Beischläfer die junge Frau und legte sich an ihre Seite.



Bogo, der draußen vor der Tür wieder eingeschlafen war, wachte davon auf, daß seine Frau gestöhnt und seinen Namen genannt hatte. Er erhob ein wenig den Oberkörper und fragte durch die Türe hinein: „Was sprichst du da, meine junge Frau?" Die junge Frau sagte: „Ich träumte. Im Traume sagte ich: ‚Mein Bogo, ich will alles zu finden suchen, was ich als Frau brauche. Mein Bogo, ich will alles zu finden suchen, was ich als Frau brauche.'" Bogo sagte: „Schlafe nur ruhig. Wenn du in meinem Dorfe als Frau alles findest, was du brauchst, ist es genug." Dann legte sich Bogo wieder auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Als der Beischläfer und die junge Frau nun glaubten, daß Bogo wieder eingeschlafen sei, erhob sich der Beischläfer und legte sich zwischen die Beine der jungen Frau. Dann tat er es so, wie die beiden es früher im Hause der Mutter der jungen Frau gemacht hatten. Als die junge Frau nun fühlte, daß es ebenso war wie in alter Zeit, und als sie merkte, daß auch dieser Beischlaf bald zu Ende sein würde, sagte sie stöhnend vor sich hin: „Bogo ist schwach; du aber bist stark! Bogo ist schwach! Du aber bist stark." Danach verließ der Beischläfer die junge Frau und legte sich an ihre Seite.

Bogo, der draußen vor der Tür wieder eingeschlafen war, wachte davon auf, daß seine Frau gestöhnt und seinen Namen genannt hatte. Er erhob ein wenig den Oberkörper und fragte durch die Türe hinein: „Was sprichst du da, meine junge Frau?" Die junge Frau sagte: „Ich träumte. Im Traume sagte ich: ‚Mein Bogo, ich will alles tun, was ich kann, um bald Mutter zu werden. Mein Bogo, ich will alles tun, was ich kann, um bald Mutter zu werden!'" Bogo sagte:



„Schlafe nur ruhig, meine junge Frau! Du wirst schon Mutter werden!" Die junge Frau sagte: „Ja, das denke ich jetzt auch!" Dann legte sich Bogo wieder auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Als der Morgen nahe war, erhob sich die junge Frau. Ihr Beischläfer schlief noch. Die junge Frau machte die Türe auf und ging über Bogo hinweg mit einem Topfe zum Bache, um sich zu waschen und Wasser zu tragen. Als sie weg war, erwachte Bogo. Bogo sah die Türe offen stehen. Bogo blickte hinein. Bogo sah, daß nur eine Person auf dem Bette lag. Bogo trat in das Haus.

Im Schlafe war dem Beischläfer das Kleid heruntergefallen und sein Penis lag offen da. Bogo sah den Penis. Bogo sagte: „Diese Schwester hat ja einen Penis! Was mache ich mit dem Penis?" Bogo zog ein Messer heraus. Bogo sagte: „Ob ich diesen Penis der Schwester abschneide?" Bogo sagte: „Ich will warten, bis es heller ist." Bogo ging aus dem Hause. Er steckte das Messer wieder ein.

Bogo saß vor dem Hause und sagte: „Ich muß der Schwester den Penis abschneiden!" Bogo sagte: „Nein, ich muß die Schwester töten!" Bogo zog das Messer wieder heraus. Bogo trat zu der Beischläferin. Bogo sagte: „Ich muß diese Schwester töten." Bogo betrachtete den Beischläfer und sagte: „Ich muß warten, bis es noch etwas heller ist." Bogo ging aus dem Hause. Draußen steckte er das Messer wieder ein.

Nach einiger Zeit kam die junge Frau vom Wasser zurück. Bogo kam seiner Frau entgegen und sagte: „Deine Schwester hat ja einen Penis!" Die junge Frau schrie auf! Die junge Frau rief: „Was sagtest du, meine Schwester soll einen Penis haben? Das habe ich noch nicht gesehen! Das habe ich noch nicht ge-



sehen! Das habe ich noch nicht gehört!" Die junge Frau warf den Topf mit Wasser hin. Sie schrie. Alle Leute kamen aus den Häusern. Die junge Frau schrie: „Hört nur: ich habe eine Schwester mit einem Penis!" Die Leute sagten: „Das ist unangenehm, daß deine Schwester einen Penis hat. Schicke sie weg." Andere Leute sagten: „Ja, es gibt Frauen, die auch einen Penis haben. Aber sie können nichts damit machen."

Der Beischläfer war aufgewacht. Er hatte sein Kleid umgenommen. Bogo fragte ihn: „Kannst du, meine Schwägerin, mit dem Penis etwas machen?" Der Beischläfer sagte: „Nein, ich kann mit diesem Penis nichts machen; denn er ist niemals stark." Bogo sagte: „Dann ist es gut. Dann können wir zusammen weiterreisen."

Der Beischläfer besuchte die junge Frau oft. Die junge Frau gebar zwei Kinder. Es waren ein Junge und ein Mädchen.



Die ausgetriebene Liebestollheit.

Ein Mann heiratete eine Frau, die war sehr schön. Die Frau war sehr schön und sehr klug. Die Frau war aber auch über alle Maßen liebestoll, und da der eine Mann, der sie geheiratet hatte, ihr nicht genügte, so wußte sie jede Gelegenheit wahrzunehmen, ihre Klugheit zur Ausführung eines Zwieschlafes mit einem Freunde oder hübschen Fremden auszunutzen. Wenn die Frau auf den Markt ging, so traf sie einen Freund auf dem Wege dahin und tat sich an ihm gütlich. Auf dem Markte suchte sie einen hübschen Fremden und wußte stets einen verborgenen Winkel zu finden, an dem sie sich mit ihm belustigte. Auf dem Heimwege besuchte sie dann eine Freundin, deren Mann ihr sicher gern willfährig war, und wenn sie dann heimkam, war ihre Freude an der Sache so gewachsen, daß sie ihren Gatten jedesmal noch einmal zu einer ehelichen Unterhaltung auf dem Ruhebett zu bewegen wußte. An dem Zustande jedoch, in dem die Geschlechtsteile seiner Gattin sich befanden, bemerkte der Ehemann dann stets, daß er an diesem Morgen sicher nicht der erste Beglücker seiner schönen Frau war. Und wenn die Frau dem Manne auch mehr Kraft abzunehmen bereit war als er geben konnte, so war er doch sehr unzufrieden damit, daß die Frau, die er doch allein geheiratet hatte, den größten Teil von Vergnügen, den sie beanspruchte, sich bei andern Männern suchte.



Dabei hatte der Ehemann für diese emsige Freude an geschlechtlichen Ergüssen seiner Frau keinen andern Beweis, als eben den Zustand ihres erregten und mit Wärme und Feuchtigkeit und ständiger Sehnsucht nach Mehr gefüllten schönen Körpers. Die Frau war viel zu klug, als daß der Mann jemals hätte ihre geheimen Zusammenkünfte beobachten können. Sie wußte ihrem Gatten auf ihren Seitenwegen stets auszuweichen, und nicht selten geschah es, daß der Mann an einem Strohzaune stand und den Weg entlang nach seiner vermutlich Abenteuer suchenden Frau ausschaute, während sie, die Kluge, gerade nur durch die Strohmatte von ihrem Manne getrennt eben dieses Abenteuer in vollen Zügen genoß.

Nachdem der Mann das eine Zeitlang mit angesehen hatte, sagte er: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß meine Frau nicht nur vergnügungssüchtiger, sondern auch klüger ist als ich." Der Ehemann ging also zu einem Freunde und trug ihm die ganze Sache vor. Er sagte: „Mein Freund, ich bitte dich, mein wahrer Freund zu sein und mir in einer Sache zu helfen. Du weißt, daß ich mit einer schönen Frau verheiratet bin, die aber auch klug und außerdem mit der Gabe beliehen ist, die geschlechtliche Kraft vieler Männer genießen zu können, ohne selbst dabei ihre Kraft auch nur im geringsten zu erschöpfen. Ich nehme an, daß alle meine Freunde von der letzteren Tatsache durch eigene Erfahrung genau unterrichtet sind, und es liegt mir nichts ferner, als ihnen und somit auch dir diese Nutzung schöner Gelegenheitsgenüsse zu verübeln. Ich weiß, daß meine Frau nicht hinaus zum Pissen gehen kann, ohne das Organ, durch das sie ihr Wasser abläßt, auch noch zu dem andern, von der Natur bestimmten Dienste zu nutzen, und daß sie



in jedem Augenblick einen Mann zu finden weiß, der mit ihr dieses Vergnügen teilt, ohne daß ich um Erlaubnis gefragt werde oder es früher als zu spät wahrnehme. Ich nehme an, daß du dies weißt und schäme mich nicht, dir zu sagen, daß ich erstens nicht klug genug bin, die mir durchaus unerwünschten Ausschweifungen meiner Frau zu entdecken, und zweitens auch noch dadurch leide, da sie, einmal von einem andern erregt, von mir auch noch die Wiederholung der Uebung verlangt, was meine Kräfte um so mehr erschöpft, je mehr Freunde und Teilhaber sie an dem eigentlich nur mir zustehenden Genusse findet. Ich sehe also den Zeitpunkt gekommen, in dem ein jeder Einwohner dieser Stadt durch Teilnahme an meinem Eheglücke mich zu Kraftausgaben zwingt, die mich, da ich der Zahl nach dann als einzelner ebensoviel leisten muß, als sie in guter Teilung alle gemeinsam, bald an den Rand des Grabes bringen müssen. Ich bitte dich also, mein Freund, mir einen Rat zu geben, wie ich meine Gattin der Männergemeinsamkeit entziehen und mir die Erholung und Ruhe gönnen kann, deren ich dringend bedarf."

Der Freund sagte: „Ich sehe, daß du diese Sache mit gelassener Ruhe und würdig besprichst und will gar nicht leugnen, daß die ungeheure Aufnahmefähigkeit und Klugheit deiner Frau stadtbekannt sind. Auch würde eine Erschöpfung deiner Kräfte in der Tat bald eintreten, da niemals ein einzelner Mann allein das vollbringen kann, was alle Männer der Stadt gemeinsam spielend erledigen. Du würdest aber in diesem Wettkampfe bald unterliegen, wenn du dem nicht bald abhilfst, und das kannst du nur in der Weise tun, daß du in eine andere Stadt ziehst. Ich werde dich dahin begleiten, werde einen Tag dort verbleiben und



dann fortgehen. Du wirst sehen, daß der Zustand sich ändern wird, und ich hoffe, daß, wenn du deine Frau dann noch regelmäßig mehrere Stunden des Tages in dem kalten Wasser, das der Stadt eigen ist, sitzen läßt, die Sache sich völlig ändert. Nur mußt du mir erlauben, daß ich am Tage, an dem wir in der Stadt anlangen, noch einmal mit deiner Frau zusammenkomme, denn dieses wird nötig sein, um sie in den neuen Lebenswandel einzuführen und ihr Lehren zu erteilen. Wo du so viele Glücksgenossen gehabt hast, kann es dir jetzt nicht auf diese eine Freundschaftsteilung ankommen, zumal dir hinterher der völlige Alleinbesitz gesichert ist."

Der Ehemann war damit sehr einverstanden. Er ordnete die Verpackung aller seiner Sachen an, trat mit seinem Freunde und seiner Frau die Reise in die fremde Stadt an und langte eines Nachmittags vor den Toren an. Der Freund sorgte nun dafür, daß zuerst jeden Tag weite Wege zurückgelegt wurden, und da die Frau außerdem immer zu Fuß gehen mußte, so war sie jeden Abend derart erschöpft, daß das ihr sonst übliche Bedürfnis der übergroßen Müdigkeit wich. Am letzten Tage, an dem sie vor den Toren der fremden Stadt ankamen, war der Tagesmarsch aber sehr klein gewesen, auch hatte die Frau sich schon so an die ihr neuartige Verwendung der Beine gewöhnt, daß ihr früheres Bedürfnis mit doppelter Kraft erwachte.

Somit ging die Frau hinter die Wand des Lagers, schlug ihr Wasser ab und wußte den Freund ihres Mannes herbeizuwinken, der mit Vergnügen der Aufforderung Folge leistete und mit ihr eiligst eine Uebung veranstaltete. Als er das erledigt hatte, sagte er: „Es wird dir gut tun, wenn wir dem Kamelhaar noch einen Dorn aufsetzen." Die Frau war damit sehr einver-

standen und wollte, nachdem auch diese Handlung erledigt war, sich erheben, als der Mann sagte: „Arme Frau, du gehst einer freudearmen Zukunft entgegen, und es wird gut sein, wenn ich den Sattel noch einmal auflege." Die Frau, deren Freude an der Sache mit der Wiederholung wuchs, sagte: „Komm nur schnell, denn ich kann leicht noch einen Reiter tragen." Danach fragte sie: „Weshalb meinst du denn, daß ich eine arme Frau sei, die einer freudlosen Zukunft entgegengehe?" Der Freund sagte: „Alle Männer der Stadt, in der du von nun ab mit deinem Manne wohnen wirst, haben statt eines, zwei männliche Glieder, die außerdem von Eisen sind, so daß das arme Weib, das sich mit ihnen einläßt, statt eines Genusses einen schlimmen Schmerz empfindet."*) Die Frau erschrak und sagte: „Komm mein Freund und versuche schnell noch einen Sprung in den Graben." Der Freund kam dem Wunsche nach und sagte dann zu der Frau: „Nun aber geh zu deinem Manne, der sicher schon wie ein wildes Tier auf seine Beute wartet und überlaß nur ihm den weiteren Lämmerraub." Dann trennten sie sich und die Frau ging in das Zelt und nahm ihrem Ehemanne alles ab, was er an diesem Tage abzugeben hatte. Der aber sagte bei dem ersten Eintritt in das geschlechtliche Tor seiner Gattin bei sich: „Wahrhaftig, mein Freund hat die Gelegenheit ergiebig ausgenützt und meiner Frau fleißig Lehren erteilt. Wenn es aber helfen sollte, mag es mir recht sein."

Der Ehemann zog mit Freund und Weib in der Stadt ein und ließ sich in einem angesehenen Hause

*) Diese Idee der Mehrgliedrigkeit ist weit verbreitet im Süden. Vgl. z. B.: „Und Afrika sprach" Bd. II S. 386. — Die Idee der eisernen, schneidenden Glieder siehe auch: „Schwarzer Dekameron" S. 270 ff.

bei einem freundlichen Manne nieder. Während er nun mit seiner Frau die Einrichtung traf, setzte der Freund sich mit dem freundlichen Hausherrn und andern Männern in einem Kaffeehaus nieder, und da er von früheren Reisen mit den Eingeborenen der Stadt schon bekannt war, so fragten diese ihn nach dem ihnen noch unbekannten Ehemann aus. Darauf sagte der Freund: „Dieser Mann ist sehr bedauernswürdig, denn er hat in jeder Stadt, in die er mit seiner Frau kommt, große Schwierigkeiten. Diese schöne Frau hat nämlich die Leidenschaft, alle Männer zu sich auf das Lager zu ziehen, ihnen nachher aber mit einer Schere das männliche Glied abzuschneiden. Da nun die Frau außerordentlich verführerisch und die Männer von ihr immer sehr eingenommen sind, so hat der Mann in jeder Stadt immer nach einem schweren Streite Abschied nehmen müssen und überall eine Reihe entmannter Jünglinge zurückgelassen." Diese Erzählung machte auf die Leute großen Eindruck. Man plauderte noch lange und dann nahm man Abschied.

Der Freund verabschiedete sich von dem Ehemanne am andern Tage und sagte: „Ich würde unehrlich handeln, wenn ich noch länger bei dir und in der Nähe deiner Frau bliebe. Ich reise ab. Vergiß die kalten Sitzbäder nicht und glaube mir, daß in Zukunft alles einen guten Weg gehen wird." —

Die Frau blickte nun alle Tage nach den Männern der Stadt, die ihr schön gewachsen und kräftig und sehr begehrenswert erschienen. Sie dachte bei sich: „Diese Sache mit den doppelten Eisengliedern ist sehr merkwürdig." Die Männer der Stadt sahen überall der fremden Frau nach, bewunderten ihre Schönheit und sagten bei sich: „Diese Leidenschaft der Scherenanwendung ist sehr merkwürdig." — Am meisten

brannte aber der freundliche Mann, in dessen Hause der Ehemann abgestiegen war, darauf, dieser schönen Frau einmal beizuliegen, und da er ihren Winken der nächste, sie außerdem in der Handhabung der Winke und Zeichen sehr geschickt war, so verabredeten sie eine geheime Zusammenkunft auf ihrem Lager für eine Stunde, in der der Ehemann in der Stadt zu tun hatte. Nun dachte der freundliche Mann bei sich: „Es wird gut sein, wenn ich mich gegen die Angriffe mit der Schere mit einem Messer bewaffne." Er steckte also unter sein Kleid ein Messer, kam herüber und legte sich neben der schönen Frau auf das Ruhebett. Die schöne Frau aber dachte: „Es scheint mir sicherer, zu untersuchen, ob nicht doch etwas wahres an der Geschichte mit den beiden Eisengliedern ist." Als der Mann sich ihr also auf dem Bette näherte, strich sie möglichst vorsichtig unter seinen Kleidern entlang. Sie war schon ziemlich nahe an den Gegenstand ihrer Sehnsucht und Untersuchung gekommen, da stießen ihre silbernen Ringe gegen den Dolch, den der freundliche und vorsichtige Mann unter dem Kleide trug. Unwillkürlich berührte sie nun auch mit der Hand die Klinge des Messers und ritzte die Hand auf.

Als der Mann das Klappern der Ringe hörte, schrie er auf. Als die Frau die Klinge berührte, schrie sie auf. Die Frau sprang entsetzt in den Winkel des Zimmers und zitterte. Der Mann raffte seine Kleider zusammen und rannte von dannen. Die Frau sah das Blut über ihre Hand rinnen und sagte bei sich: „Welcher Gefahr habe ich mich ausgesetzt! Es ist also doch wahr! Wie schrecklich, wenn die harten Eisenglieder dieses Mannes das zarte Erdreich meines Freudengartens aufgerissen hätten! Die Männer dieser Stadt sind fürchterlich!" — Bald darauf kam ihr Mann nach

Hause und sagte: „So, meine Gattin, nun nimm einmal ein Bad in dem herrlichen Wasser der Stadt."

Abends kam der freundliche Mann in das Kaffeehaus. Er saß verstört unter den Männern und sah nicht freundlich aus. Die andern Männer sahen ihn. Sie rückten näher. Ein älterer Mann sagte endlich: „Sprich dich aus, Freund! Du bist so erschöpft! Was ist geschehen? Ist er abgeschnitten?" Der freundliche Mann sagte: „Nein, es ist nicht dazu gekommen. Die Schere klapperte. Da merkte ich es und sprang noch im letzten Augenblicke weg!"



Die Rache des betrogenen Ehemannes.

Ein Mann hatte eine junge Frau geheiratet, und das war vor noch nicht langer Zeit. Da erschien ihm eines Nachts sein toter Vater im Traume und sagte ihm, er müsse nach Mekka pilgern. Am anderen Morgen rüstete der Mann sogleich sein Gepäck, ging zu seiner Frau und sagte: „Meine junge Frau, mein Vater ist mir im Traume erschienen und hat mich aufgefordert, nach Mekka zu reisen; das will ich sogleich tun. Nun ist es sehr wohl möglich, daß du in den wenigen Tagen, die wir miteinander verheiratet sind, empfangen hast. Ich hoffe aber, wenn du das Kind ausgetragen hast, zurückzukehren, so daß ich zu der Zeit der Geburt in deiner Nähe bin. Wende dich aber immerhin, wenn du die ersten Anzeichen der Schwangerschaft wahrnimmst, an eine alte Frau, der ich den Auftrag geben werde, für dich zu sorgen.“ Darauf nahm der junge Ehemann von seiner jungen Frau Abschied und trat seine Pilgerfahrt an.

In der gleichen Stadt wohnte nun ein Muesin (Gebetausrufer), der täglich von dem Minarett der großen Moschee aus seiner Berufspflicht nachkam. Dieser Muesin hatte die junge Frau gesehen, und er hatte auch aus dem eigenen Munde des Mannes derselben gehört, daß dieser zu einer Pilgerfahrt nach Mekka abgereist sei. Der Muesin sagte bei sich: „Diese junge Frau führt nun ein sehr stilles Leben und wird diese Stille um so schmerzlicher empfinden, als sie erst



wenige Tage die Freuden der Ehe kennen gelernt hat. Diese junge Frau ist aber so schön und gut gebildet, daß es mir scheint, ich könnte derzeit nichts angenehmeres erleben, als das weiterzuführen, was dieser Mekkapilger an ihr begonnen hat. Ich werde also mit der Alten, die bei der jungen Frau aus- und eingeht, Freundschaft schließen. Vielleicht kann sie mir in meinem Drang, die junge Schöne über die Einsamkeit hinwegzutrösten, helfen."

Der Muesin sprach also eines Tages die Alte an und bat sie, ihn einmal aufzusuchen, da er mit ihr etwas besprechen wollte. Die Alte kam dem Wunsche sehr bald nach, und als der Muesin sich mit ihr allein sah, sprach er zu ihr: „Meine liebe Frau, ich denke, du mußt eine reiche Erfahrung haben und mußt es wissen, daß die Bedürfnisse und Wünsche der Leute recht verschieden sind." Die Alte sagte: „Gewiß, weiß ich das und kann selbst viel darüber sagen." Der Muesin sagte: „Dann wirst du wissen, daß einigen Menschen dann und wann das herzliche Bedürfnis aufwacht, nach Mekka zu pilgern, während andere Leute an tiefer gelegenen Körperteilen einen ebenso starken Drang fühlen, näher gelegene Ziele zu erreichen. Du wirst dieses sicher wissen." Die Alte sagte: „Hierin hast du sicherlich recht, und ich darf wohl annehmen, daß du mich nicht zu dir hast kommen lassen, um mich über den Weg nach M e k k a zu befragen." Der Muesin sagte: „So ist es! Ich habe nicht im geringsten vor, nach Mekka zu pilgern." Die Alte sagte: „Dann wohnt deine Bedrängnis also wohl tiefer und das Ziel deiner Sehnsucht näher!" Der Muesin sagte: „Ganz so wollte ich es gesagt haben. Ich habe in der Tat eine Beschäftigung, die mich den halben Tag mit den Dingen des Propheten in so engem Zusammenhange erhält, daß



ich nicht daran denken kann, den oberen Teil meines Leibes in der Richtung nach Mekka weiter wegzuführen, als das Gebet es vorschreibt. Ich habe auch vor einigen Tagen wieder einen Bekannten nach Mekka pilgern sehen, der mir außerdem versprach, für mich dort zu beten, so daß für den oberen Teil meines Körpers gesorgt ist.“ Die Alte sagte: „Wenn du also dem Bedürfnis deines Kopfes durch deinen Freund in Mekka Rechnung getragen siehst, so meinst du wohl, daß du dafür jenen Pflichten nachkommen könntest, die jener Mekkapilger hier in der Stadt darüber versäumt?“ Der Muesin sagte: „Ich sehe, du bist eine kluge Frau. Ich werde um die Welt nicht undankbar sein, weder gegen einen andern, noch gegen dich.“

Die Alte sagte: „Wenn die Sache so steht, so will ich gern sehen, wie ich dich den Zielen deiner Sehnsucht näher bringen kann, und ich denke mir, daß mir das nicht schwer werden wird, wenn du nämlich den Wunsch hast, die Tätigkeit fortzusetzen, die der jungverheiratete Mekkapilger so plötzlich unterbrochen hat.“ Der Muesin dankte darauf der Alten, und diese eilte schnell zu der jungen Frau des Mekkapilgers hinüber. Die Alte sagte zu der Jungen: „Wenn ich es recht überlege, muß ich doch sagen, daß dein Mann sehr schlecht an dir gehandelt hat, und daß du sehr zu bedauern bist.“ Die junge Frau sagte: „Weshalb beschimpfst du meinen Mann?“ Die Alte sagte: „Ich beschimpfe deinen Mann nicht. Ich finde nur, daß er mit dem unfertigen Kinde sehr schlecht an dir gehandelt hat, und daß er erst einmal das Kind seiner Frau ausarbeiten konnte, ehe er sich entfernte, um den Wunsch seines Vaters so schnell zu erfüllen.“ Die junge Frau sagte: „Was meinst du mit dem unfertigen Kinde?“ Die Alte sagte: „Nun, er hat dein Kind nicht fertig ausgearbeitet.



Er hat nur für den Körper gesorgt. Wenn das Kind so geboren wird, werden ihm der Kopf und alle Glieder fehlen. Er ist von der unfertigen Arbeit fortgelaufen, und dir wird die Schande widerfahren, diesen Krüppel gebären zu müssen." Die junge Frau erschrak sehr und sagte: „Ist es sicher so?"

Die Alte sagte: „Sicher ist es so! Du kannst jeden Menschen fragen, der davon genug versteht. Noch vor wenigen Tagen sprach ich mit dem Muesin des großen Minaretts, der durch seine ausgezeichnete Kinderarbeit so bekannt ist, über eine ähnliche Sache." Die junge Frau sagte: „Ach, was ist mein Mann schlecht! Was ist mein Mann schlecht! Aber sage mir doch, kann mir jener Muesin, der durch seine ausgezeichnete Kinderarbeit so bekannt ist, nicht auch helfen, so daß das Kind noch fertig wird?" Die Alte sagte: „Gewiß kann er das. Du mußt ihn nur bitten." Die junge Frau sagte: „Meine Freundin, ich bitte dich, gehe schnell zu dem geschickten Muesin und sprich mit ihm. Willst du es tun?" Die Alte sagte: „Wenn du durchaus willst, soll es geschehen!" Die Junge sagte: „Ich bitte dich! Und er soll auch schnell kommen, damit es nicht zu spät wird." Die Alte sagte: „Ich will sogleich gehen. Wann soll der Muesin kommen?" Die Junge sagte: „Bitte ihn, herzukommen, sobald er Zeit hat." — Die Alte ging.

Die Alte kam zum Muesin und sagte: „Gehe nur schnell hinüber, mein Freund. Die junge Frau des Mekkapilgers bittet dich, nur ja recht schnell zu ihr zu kommen." Der Muesin bedankte sich bei der Alten und machte sich sogleich auf den Weg. Er kam zu der jungen Frau des Mekkapilgers. Die junge Frau begrüßte ihn und sagte: „Ich danke dir, daß du gekommen bist. Mein Mann hat mir ein unfertiges Kind zurück-



gelassen und ist nach Mekka gepilgert, ehe noch die Glieder angefangen waren. Ich habe dich bitten lassen, hierherzukommen, damit du diese Arbeit, in der du sehr geschickt sein sollst, zu Ende führst." Der Muesin sagte: „Ich will das gerne ausführen." Die junge Frau sagte: „Wie lange wirst du hierzu benötigen?" Der Muesin sagte: „Man kann das nicht auf einmal machen. Doch ich will die Arbeit gutmachen, zumal dein Mann auch für mich in Mekka betet." Die junge Frau sagte: „Es ist gut. Fange nur schnell an, damit wir keine Zeit verlieren." Der Muesin sagte: „Es ist gut, lege dich nur gleich auf das Lager. Ich will dann schon mit allen Kräften arbeiten."

Die junge Frau legte sich also auf das Lager. Der Muesin kam seinem Bedürfnis nach und erfüllte sein Versprechen, daß er mit aller Kraft arbeiten wolle, vollkommen, so daß die junge Frau über die Maßen zufrieden war. Als sie sich wieder von ihrem Lager erhob, sagte sie: „Es ist wahr, du verstehst diese Arbeit wirklich besser als mein Mann. Komm nur recht häufig wieder und bleibe weiter so bei der Sache." Der Muesin sagte: „Ich verspreche dir dieses und hoffe, daß du mit der Sache immer gleich zufrieden sein wirst. Nur mußt du, wenn du besondere Wünsche hast, diese mir beizeiten sagen, so daß ich alle Maßnahmen immer im betreffenden Augenblicke beobachten kann." Die junge Frau sagte: „Wenn du so freundlich sein willst, für alles Maßnahmen treffen zu wollen, so vergiß doch ja nicht, daß das Kind, wenn es ein Junge wird, ein gleich gutes Arbeitszeug erhält wie du. Es würde mir leid tun, wenn es bei dem Kinde so klein und so schwächlich würde, wie bei seinem Vater." Der Muesin sagte: „Alles das kann ich dir versprechen. Denn gerade in der Ausführung der



Einzelheiten bin ich, wie ich glaube, geschickter als nur irgendein anderer Kinderarbeiter dieser Stadt." Die junge Frau sagte: „Mußt du jetzt schon wieder gehen oder könntest du noch ein wenig in der Sache weiter wirken?" Der Muesin sagte: „Ich habe soeben den Mund des Kindes angebracht. Wenn du nicht zu ermüdet bist, lege dich nur noch einmal hin; ich will dann die Nase einsetzen." Die junge Frau sagte: „Ich bin ganz und gar nicht so müde, daß ich das Einsetzen der Nase nicht noch ertragen könnte, vielmehr scheint es mir, daß deine heftige Arbeitsweise mir mehr zusagt, als die sanftere meines Mannes." Damit legte die junge Frau sich dann noch einmal auf das Lager und der Muesin setzte die Nase so stark an, daß die angehende Mutter bei der Wahrnehmung der geschickten Tätigkeit des Muesin freudig stöhnte.

Von nun an kam der Muesin, so oft es ihm behagte, zu der jungen Frau des Mekkapilgers, und diese war über seine emsige Arbeit ganz außerordentlich glücklich. Um nun aber sich ganz und ungeteilt der Tätigkeit bei der jungen Frau hingeben zu können, sandte der Muesin seine eigene Frau, die auch noch jung, ihm aber gewohnter und deshalb gleichgültiger war, zu deren Eltern, damit sie diese für einige Monate besuche. Dann widmete er sich mit doppelter Kraft der jungen Frau des Mekkapilgers.

Inzwischen hatte der Mekkapilger seine Gebete verrichtet und kehrte eines Tages unerwartet nach Hause zurück. Als seine Frau ihn kommen sah, gewann sie es nicht über sich, ihn freundlich zu begrüßen. Vielmehr wandte sie dem eintretenden Gatten den Rücken zu und kümmerte sich nicht weiter um ihn, und als er dann nachher sie freundlich ansprach, ging sie ohne Antwort mit böser Miene von dannen. Der



Mekkapilger sagte darauf bei sich: „Hier muß irgend etwas vorgefallen sein. Ich muß das erfahren.“ Er sprach seine Frau bei der nächsten Gelegenheit wieder freundlich an. Sie aber wandte sich wieder mit schlimmer Miene ab und wollte von dannen gehen.

Der Mekkapilger sagte aber zu seiner jungen Frau: „Warte einmal! Bleibe einmal hier und sage mir, warum du mir nicht antwortest und mir ein so unfreundliches Gesicht zeigst.“ Die junge Frau wandte sich nun wohl ihrem Manne zu. Sie sah ihn aber sehr zornig an und sagte: „Weshalb ich unfreundlich zu dir bin? Nun, weil du ein schlechter Mann bist, ein sehr schlechter Mann. Deinem toten Vater zuliebe bist du weggelaufen nach Mekka und hast mich, deine lebende, junge Frau, mit einem unfertigen Kinde zurückgelassen. Und einen Krüppel hätte ich bei derart abgebrochener Arbeit zu meiner Schande geboren! Dank aber dem fleißigen Muesin von dem großen Minarett, der in vorzüglichster Weise das unterbrochene Werk fortgesetzt hat und in so unermüdlicher Tätigkeit dem Rumpfe alle Glieder von der Nase bis zur großen Zehe hinzu gearbeitet hat!“ —

Als der Mekkapilger das hörte, sagte er bei sich: „Oho, steht die Sache so?“ Zu seiner Frau sagte der Mekkapilger nichts. Am gleichen Tage ging er aber zu dem Muesin, den er von früher kannte, erzählte ihm, daß er das versprochene Gebet wohl ausgeführt habe und schloß mit ihm herzliche Freundschaft. Diese Freundschaft pflegte der Mekkapilger mit aller Sorgfalt und besuchte seinen neuen Freund alle Tage. So erfuhr er denn bald, daß dieser seine Frau in eine einige Tagereisen entfernte Stadt gesandt habe, damit sie dort für mehrere Monate bei ihren Eltern verbleibe. Der Mekkapilger merkte sich dies alles ganz



genau und besuchte außerdem seinen Freund, den Muesin, so häufig, daß jener nicht imstande war, etwas ohne Wissen des Mekkapilgers auszuführen.

Einige Tage lang empfand der Muesin die Behinderung an der ihm gewohnt gewordenen Nebenarbeit sehr angenehm; denn gerade in den letzten Tagen hatte die junge Frau des Mekkapilgers bei der Ausarbeitung der großen Zehen große Rührigkeit an den Tag gelegt und hatte mehr Geduld und Aufmerksamkeit gezeigt, als er auf die Dauer zu ertragen vermochte. Nachdem der Muesin also einige angenehme Tage der Ruhe an der Seite des neuen Freundes genossen hatte, begann er sich nach einer frischen Betätigung zu sehnen und sagte bei sich: „Zwar wünsche ich mir auf die Dauer nicht eine Frau wie die dieses Mekkapilgers, eine Frau, die mehr Bewegungsfreude und Ausdauer besitzt als ein Mann. Sehr angenehm wäre es mir aber, wenn meine eigene Frau nun wieder zu mir zurückkehrte, denn ihre Sanftmut ist auf die Dauer doch genußreicher und leichter zu ertragen als das Ungestüm der andern."

Nachdem der Mekkapilger nun also einige Zeit in der Stadt und viel in der Umgebung des Muesin geweilt hatte, sagte er eines Tages zu seinem Freunde: „Ich werde morgen wieder für einige Tage verreisen und werde jene Stadt aufsuchen." Dabei nannte der Mekkapilger den Namen der Stadt, in der die Frau des Muesin bei dessen Schwiegereltern weilte. Als der Muesin dies hörte, dachte er bei sich: „Dieser Mann verreist offenbar nur, um einmal wieder seiner Frau für einige Zeit zu entgehen und sich auszuruhen. Da seine Frau ihn aber sehr in Anspruch genommen haben wird, scheint er mir für einige Zeit gänzlich ungefährlich für alle Frauen." Der Muesin sagte aber laut zu

dem Mekkapilger: „Hast du in jener Stadt irgend jemand, bei dem du unterkommst?“ Der Mekkapilger sagte: „Nein, ich kenne in dieser Stadt niemand.“ Der Muesin sagte: „Höre, mein Freund, das trifft sich ausgezeichnet. In jener Stadt wohnen nämlich meine Schwiegereltern, bei denen augenblicklich meine Frau zu Besuche weilt. Ich will dir also einen Brief an meinen Schwiegervater mitgeben, so daß du bei ihm wohnen kannst. Ich bitte dich aber um die Gefälligkeit, wenn du heimkehrst, meine Frau unter deinem Schutze mitzubringen und darauf zu achten, daß ihr auf dem Wege durch die Wüste nichts abhanden kommt.“ Der Mekkapilger sagte: „Ich hatte zwar an ein anderes Unterkommen gedacht, wenn dir aber, mein Freund, etwas daran gelegen ist, so will ich deinem Wunsche gern nachkommen.“

Am andern Tage machte der Mekkapilger sich also mit dem Briefe auf den Weg und kam nach einer längeren Reise dann auch bei dem Schwiegervater des Muesin an. Er weilte bei diesem einige Tage und bereitete die Rückwanderung vor und, dem Inhalt des Briefes entsprechend, bat der Wirt den Mekkapilger dann, sich seiner Tochter anzunehmen und sie zu seinem Schwiegersohne zurückzuführen. Der Mekkapilger reiste also mit der Frau des Muesin ab. Nachdem er am ersten Tage nur einen kleinen Marsch zurückgelegt hatte, schlug er am zweiten den Weg in die Wüste ein, der ein gut Teil kürzer als der übliche, aber für den ersten Tagesmarsch sehr anstrengend war, zumal die Reisenden in der folgenden Nacht unter einigen Bäumen allein in der Wildnis übernachten mußten.

Also kamen der Mekkapilger und die Frau des Muesin abends sehr ermüdet an den einsamen Lagerplatz unter den Bäumen an. Der Mekkapilger sagte



zu der Frau des Muesin: „Höre, wir sind hier in großer Einsamkeit und es wird gut sein, daß immer einer von uns wacht, damit wir auf das Herankommen von Dieben und Raubtieren vorbereitet sind. Laß mich nun erst zwei Stunden schlafen, so daß ich ganz frisch bin. Dann wecke mich, und ich werde den Rest der Nacht wachen, so daß du dich ungestört und unbesorgt bis zum Morgen ausschlafen kannst. Wecke mich also nur nach zwei Stunden.“ Die Frau des Muesin sagte: „Damit bin ich ganz einverstanden.“ Der Mekkapilger sagte nochmals: „Wecke mich nur nach zwei Stunden!“

Dann legte sich der Mekkapilger hin und schlief sogleich ein. Die Frau des Muesin nahm sich zwar vor, wach zu bleiben; der Tagesmarsch war aber sehr beschwerlich gewesen, und so kam es, daß auch sie nach einiger Zeit einschlief. Der Mekkapilger aber erwachte bald darauf. Er sah vorsichtig hin, ob die junge Frau auch fest schlief, dann ging er zu ihr und nahm ihr vom Hals und von den Händen allen Schmuck, den sie umhatte und steckte ihn in seine Beinkleider. Dann legte er sich an seinem alten Platze nieder und schlief bis zum andern Morgen.

Am andern Morgen erwachte die Frau des Muesin zuerst. Sie bemerkte sogleich, daß ihr gesamter Schmuck abhanden gekommen war. Sie erschrak sehr und weckte sogleich den Mekkapilger. Dieser fuhr aus dem Schlafe auf und sagte: „Warum hast du mich nicht in der Nacht geweckt? Es hätte uns sehr leicht etwas geschehen können!“ Die Frau des Muesin sagte: „Es ist auch etwas geschehen. Ich bin vor Müdigkeit eingeschlafen, und da ist ein Dieb vorbeigekommen und hat mir meinen ganzen Goldschmuck gestohlen!“ Der Mekkapilger fuhr auf und sagte: „Was, ein Dieb

hat dich bestohlen? Wir müssen sogleich die Fußspuren im Sande suchen, um so zu erfahren, auf welchem Wege er von dannen gelaufen ist. Sieh gleich auf allen Seiten um dich. Ich gehe selbst auch umher." Die Frau des Muesin sah um sich. Sie blickte nach allen Seiten. Die Frau sagte: „Ich sehe nur die Spuren, die wir selbst getreten haben, als wir gestern abend unser Gepäck aufgeschichtet haben." Der Mekkapilger schüttelte den Kopf und sagte: „Diese Sache ist sehr ernst — ich kann auch nichts mehr sehen. Wie kann das nur geschehen sein?!"

Der Mekkapilger setzte sich hin und dachte nach. Die Frau des Muesin setzte sich neben ihn und dachte nach. Die Frau des Muesin sagte nach einiger Zeit: „Fällt dir nichts ein?" Der Mekkapilger sagte: „Es fällt mir schon etwas ein, aber das ist eine schwierige Sache." Die Frau des Muesin sagte: „Sage es mir, denn das ist mir eine schlimme Angelegenheit mit dem Verlust." Der Mekkapilger sagte: „So höre denn, du Frau meines Freundes! Du weißt doch, daß Männer und Frauen einen Unterschied haben?" Die Frau sagte: „Das weiß ich." Der Mekkapilger sagte: „Nun gut. Der Unterschied vieler Frauen ist diebisch und stiehlt sehr gern. Das Stehlen ist dem Unterschied der Frauen angeboren. Meist stiehlt der Unterschied der Frauen nun allerdings den Männern. Wenn er aber lange Zeit nichts bei Männern zu stehlen gehabt hat, so stiehlt er sehr leicht auch einmal seiner eigenen Herrin etwas. Da nun rundherum keine fremde Fußspur zu sehen ist, so kann ich es nicht anders annehmen, als daß dein eigener Unterschied, da er sonst längere Zeit einen Mann zu bestehlen keine Gelegenheit gehabt hat, dich selbst bestohlen und den Raub in seinem Innern verborgen hat." Die junge Frau des Muesin sagte:



„Daß mein Unterschied bei Männern gern stiehlt, habe ich, seitdem ich verheiratet bin, oft bemerkt. Auch hat er in letzter Zeit keine Gelegenheit gehabt, etwas zu stehlen. Sage mir nun, ich bitte dich, wie kann man dem Unterschied diese Schmucksachen wieder wegnehmen."

Der Mekkapilger wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Das kann eine Frau nicht allein machen. Ein Mann muß langsam und vorsichtig seinen eigenen Unterschied in das Innere führen und danach suchen. Es muß aber bald nach diesem Raube und langsam und vorsichtig geschehen, denn sonst wird der Raub immer weiter im Innern versteckt und du weißt, daß er dann erst als Kind wieder herauskommen kann. Dein Unterschied wird aus dem Schmuck also wohl ein goldenes Kind machen." Die Frau des Muesin schrie vor Schreck auf. Die Frau des Muesin sagte: „Was? Ein goldenes Kind soll ich gebären? Daran sterbe ich." Der Mekkapilger sagte: „Ja, daran sterben die Frauen." Die Frau des Muesin warf sich vor dem Mekkapilger auf die Erde und sagte: „Ich bitte dich! Ich bitte dich! Versuche es schnell, ob du die gestohlenen Sachen wieder aus meinem Unterschiede herausholen kannst! Ich bitte dich!" Der Mekkapilger sagte: „Lege dich hin! Ich verspreche dir, daß ich alles tun werde, um deinem Unterschied den Raub zu entreißen."

Die Frau legte sich hin. Der Mekkapilger aber begann mit großer Vorsicht mit seinem Unterschiede die Untersuchung, und als er dies eine Weile so ausgeführt hatte, daß auch die Frau seine Sorgfalt und Fürsorge bemerken mußte, griff er mit der Hand nach unten und langte aus seinem Hosenbein ein Armband heraus! Die Frau des Muesin sagte: „Ja, das ist das erste.



Ich danke dir! Ich danke dir! Schnell suche auch das andere!" Der Mekkapilger begann also nach einer kleinen Ruhepause die Untersuchung aufs neue und brachte diesmal das zweite Armband heraus. Die junge Frau war darüber sehr glücklich und hätte nun gerne die Untersuchung gleich zu Ende geführt gesehen. Der Mekkapilger bestand aber darauf, daß sie erst ein Frühstück einnähmen und einiges aus einer Flasche mitgenommenen Weines tränken, um so die Unterschiede zur Ruhe zu bringen.

Der genossene Wein hatte aber zur Folge, daß die junge Frau noch viel emsiger auf die Durchsuchung ihres diebischen Unterschiedes bestand. Sie sagte: „Mein Unterschied empfindet es gar nicht unangenehm, daß du ihn nach allen Richtungen hin auf den gestohlenen Schmuck hin untersuchst, und mir will es so scheinen, als ob er die gestohlenen Sachen auf diese Weise sehr gerne wieder hergibt, ja, als ob er nach jeder Untersuchung nach einer Wiederholung dränge." Der Mekkapilger sagte: „Dieses ist sehr erklärlich. Denn dein Unterschied hat dein Gold nur deshalb gestohlen, weil er so lange bei einem Manne nichts stehlen konnte!" Die Frau des Muesin sagte: „Nun eile dich, und suche noch nach der Halskette!" Der Mekkapilger kam der Aufforderung wiederum nach und überreichte der jungen Frau diesmal den Halsschmuck.

So hatte die junge Frau denn all ihren Schmuck wiedererhalten und der Mekkapilger hätte nun ohne weiteres mit der Frau des Muesin weiterreisen können. Nachdem beide sich aber noch ein wenig an Speise und Wein gestärkt hatten, sagte die Frau des Muesin: „Höre, du freundlicher Mann! Vor einiger Zeit wurde im Hause meines Vaters ein Ring vermißt. Es scheint mir nun wohl möglich, daß mein Unterschied der Dieb

auch dieses Gegenstandes ist. Ich wäre dir also sehr dankbar, wenn du ganz hinten einmal danach suchen wolltest.“ Der Mekkapilger, dem der Wein auch noch mehr Freude an der annehmlichen Tätigkeit erweckt hatte, sagte: „Gewiß, du freundliche Herrin eines räuberischen Unterschiedes, dieses soll sogleich geschehen.“

Der Mekkapilger begann die Untersuchung also zum vierten Male, und zwar betrieb er sie nunmehr so weitgehend und energisch, daß zum Abschluß die Frau des Muesin einen Wind streichen lassen mußte. — Der Mekkapilger, der sowieso an der Grenze aller Kräfte angekommen war, sagte also: „Hörst du? Eben hat dein Unterschied laut geschworen, daß er nun gestohlenes Gold und gestohlene Steine nicht mehr verborgen halte.“ Damit erhob er sich. Die junge Frau richtete sich auch auf und sagte: „Ich habe es wohl gehört, außerdem spüre ich nun auch, daß die Widerstandskraft meines Unterschiedes gebrochen ist. Ich sage dir Dank!“ — Der Mekkapilger und die Frau ruhten sich noch ein wenig aus, und dann machten sie sich auf den Weg und kamen zur guten Zeit wieder in der Stadt an, in der der Mekkapilger sogleich seine Frau, seine Begleiterin aber ihren Mann, den Muesin, aufsuchte.

Der Muesin empfing seine Frau aufs freudigste, und da er nun schon längere Zeit ein sehr zurückgezogenes Leben geführt hatte, so war er doppelt zudringlich in seinen Freudenbezeugungen. Seine Frau wehrte ihm aber ab und sagte: „Unterwegs ist mir eine schlimme Sache widerfahren, an der du Schuld bist. Du weißt, daß die Unterschiede der Frauen sehr diebisch sind. Du weißt, daß sie eigentlich nur die Männer bestehlen. Da du mich nun aber so lange allein bei meinen Eltern gelassen hast, und ihm nun

jede Gelegenheit, sein angeborenes Diebesgelüste zu befriedigen, geraubt war, hat er mir alle meine Silber- und Goldsachen nachts gestohlen, um sich daraus ein goldenes Kind zu bilden, bei dessen Geburt ich dann natürlich gestorben wäre. Dank aber dem freundlichen Mekkapilger, der jedes Schmuckstück, eines nach dem andern, schnell und mühsam dem Diebe wieder entrissen und ihn zuletzt zu dem Schwure, nichts anderes derartiges gestohlen zu haben, gezwungen hat. Ohne seine unterschiedlichen Bemühungen ging ich nun infolge deiner Gleichgültigkeit dem sicheren Tode entgegen!"

Als der Muesin das hörte, sagte er bei sich: „Dieser Mann hat den Tauschhandel anscheinend so gründlich betrieben, daß meine Frau für die nächsten Tage mich wohl kaum freundlich aufnehmen wird." Der Muesin ging fort. Er traf unterwegs den Mekkapilger und sagte: „Meine Frau hast du so gut und sicher zurückgebracht, daß ich dir für deine eingehende Fürsorge nicht dankbar genug sein kann." — Der Mekkapilger sagte: „Wie hätte ich dir sonst die freundliche Nachhilfe, die du mir früher gewidmet hast, danken können!"

Inhalt.

(Die hinter den Geschichten folgenden, eingeklammerten Namen sind die der Stämme, von denen die einzelnen Stücke stammen.)



IV. Teil: Ein Seitenstück zu 1001 Nacht.

V. Teil: Verliebte Leute.






Digitized by Google



Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg

Auf dem Wege nach Atlantis

von

Leo Frobenius

Mit ca. 80 Bildertafeln und Illustrationen, einem bunten Bild und zwei Karten. Elegant gebunden Preis M. 15.50 (Liebhaberausgabe in Leder M. 30.—)

Einige Auszüge aus Artikeln, die über das Buch „Auf dem Wege nach Atlantis" erschienen sind:

Das bedeutendste Ereignis der Forschung dieser Zeit war aber wohl Frobenius „Atlantis-Expedition", die er selbst mit Laune und Geist beschreibt . . . Das ist gewiss, der Zauberhauch, der diese kühne Tat, dieses Buch, diese erstaunliche Entdeckungen umwittert, kann nicht leicht verwehen. (Dürerbund-Ratgeber 1911.)

Ein Forscher führt uns in ein Land unbekannter Wunder von so neuartigem, überraschendem Reize, dass er glaubt, ein altes Land wiedergefunden zu haben, das schon in den Berichten der alten Griechen wie eine versunkene Wunderwelt dasteht, und das man zumeist als Phantasiegebilde anzusehen gewohnt ist . . . Atlantis, das Land, von dessen Kultur Plato begeistert spricht, das seither wie eine versunkene Herrlichkeit so manchen Dichter zu Märchengebilden gelockt hat, glaubt Frobenius in einem Bezirk gefunden zu haben, der ungefähr Togo, Dahomey, Nigerien und Kamerun umfasst. Die Forschung wird über diese Hypothese, über die man, gewarnt durch Schliemanns Wiederentdeckung des alten Troja, nicht von vornherein den Kopf schütteln sollte, ihr entscheidendes Urteil erst nach Erscheinen des nächsten Werkes fällen können, der den Bericht über die Kulturfreunde selbst bringen wird. Jedenfalls ist bedeutsam. was der Verfasser mitzuteilen hat, und wie er es mitteilt, ist ebenso unterhaltend wie lehrreich. Zahlreiche Bilder und Illustrationen beleben das vom Verfasser meisterhaft gehandhabte Wort. (Der Türmer.)

Man mag sich zu diesen Endergebnissen stellen wie man will, man wird jedoch zugeben müssen, dass das Buch überaus lesenswert, geschickt geschrieben ist und von dem Verlagshaus hervorragend ausgestattet wurde.

Der Gegenstand selbst ist von ganz aussergewöhnlichem Interesse. (Natur, Zeitschrift der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft.)


Digitized by Google


ALF Collections Vault
3 0000 118 395 031